This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Wants pp. 3
incl. of Tit
and preface
p. xvii -

Albrecht von Haller
Born a. D. 1708-1777

Albrechts von Haller

Weyl. Präſidenten der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen. ꝛc. ꝛc.

Tagebuch

ſeiner

Beobachtungen

über

Schriftſteller und über ſich ſelbſt.

Zur Karakteriſtik der Philoſophie und Religion dieſes Mannes.

Erſter Theil.

Bern, in der Hallerſchen Buchhandlung, 1787.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
16 FEB. 1932
OF OXFORD

Vorrede.

Ein Zufall hat mich zum Herausgeber dieſer Hallerſchen Nachleſe gemacht. Ich werde dem Publiko Rechenſchaft von meinem Zwecke und meiner Arbeit geben; und ich fordere hinwiederum von meinen Beurtheilern einen ſchlichten geraden Sinn, damit meine Bemühung im gehörigen Geſichtspunkt erſcheine.

Des Herrn Albrechts von Haller litterariſche Verdienſte ſind ſo ausgebreitet und ſo umfaſſend, daß ich davon keinen Anlaß nehmen werde in einer Vorrede zu handeln. Aber doch ſcheint es mir, daß das Publikum dieſen groſſen Mann noch auf einer neuen weniger allgemein bekannten Seite, durch die gegenwärtige

Sammlung werde schätzen lernen. Es sind Beurtheilungen und Auszüge in Fächern der allgemeinen philosophischen und schönen Litteratur, gröstentheils nach den in die Göttinger Anzeigen eingerückten Aufsätzen *). Man weiß es bereits, daß der Herr von Haller seit 1745, bis an seinen Tod, über Zwölftausend Rezensionen zu diesem Journale geliefert — in allen Theilen der Wissenschaften, und über die mannigfaltigsten Gegenstände. Es ist in der That ein ehrwürdiger Anblick wenn man die Reihe Bände dieser, — wegen ihrer Gründlichkeit und von sektirischen Meynungen entfernten, so allgemein geschätzten kritischen Sammlung vor sich aufgestellt siehet; und sich dabey erinnert, daß Haller einen so grossen wichtigen Antheil daran genommen: daß man sie im eigentlichsten Verstande sein gelehrtes Tagebuch nennen kann; worinn er über dreyßig Jahre alle seine Bemerkungen beym Lesen neuerer Schriften eingetragen. Herr Hofrath Baldinger nennt es in Absicht der medizinischen Litteratur, deren Antheil dem Hrn.

*) Herr Hofrath Heyne in Göttingen hat diesem Vorsatze seinen ganzen Beyfall gegeben.

von Haller ganz allein angehört, eine fortlaufende Geschichte derselben neuerer Zeit. Neben diesen schon so viel umfassenden, die Botanik, Anatomie, Chemie und Physik einschliessenden Wissenschaften, griff er auch nicht selten in andre Felder ein; und wenn ich die Jurisprudenz ausnehme, so hat er in allen Fächern rezensirt; am häufigsten noch Werke zur Völker und Länderkunde und der Geschichte, worinn der Mann eine unglaubliche Belesenheit besaß, wobey ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr zu statten kam, und sich auf einzelne Fakta wie auf den ganzen Umfang bezog. Freylich konnte ich davon keine Auszüge liefern, die mich unendlich weit würden geführt haben, und wo doch ein grosser Theil des Interesse auf der Neuheit beruhet. Auch würden viele neuere Entdeckungen und Untersuchungen, zur Vervollständigung anzubringen gewesen seyn. Herr D. Brandis wird in der Folge bey der Ausarbeitung der Bibl. Med. pract. Halleri *) das Wichtigste aus dem medizinischen Fache nachzuhohlen wissen.

*) Der vierte Band dieses Werks erscheint unverzüglich.

Ich beſchränkte mich alſo einmal auf die Urtheile über Werke und Gegenſtände der ſpekulativen und praktiſchen Philoſophie, der Litteratur des Schönen, und die Grundſätze des Nützlichen. Sie karakteriſiren auch um ſo mehr ihren Verfaſſer nach ſeinen obern Geiſteskräften, als ſie weniger von der Beleſenheit abhangen, und ſie ſind ganz individuell. Haller beleuchtete überall mit ſeinem forſchenden Auge den Geiſt eines Buches, und vereinigte damit ſeine eigene ſcharfblickenden Winke. Unter Tauſenden ſind Hallers Rezenſionen kenntlich: Man ſiehet immer den Mann, der das Wichtige und Neue geſchwind zu entdecken und von dem Allgemeinen, dem Wahren, Halbwahren und Falſchen zu ſondern wuſte. Nicht deklamatoriſch aber prâcis und gründlich widerlegte er. Gegen ſchöne und nützliche Verdienſte war er beſcheiden und gerecht; gegen falſchen Schimmer und den boshaften Schriftſteller aber ſtrenge mit der ganzen Würde eines ſich fühlenden Richters. Oft gewann die Materie an Ordnung und Wahrheit durch ſeinen kraftvollen und beſtimmten

Auszug, der die Schlacken fallen ließ, und die Goldkörner behielt.

Die Beurtheilungen eines Voltaire, Rousseau, Bonnet u. a. werden auch heute noch ihr Interesse behalten; und man siehet in allen diesen wiederkommenden, in mancherley Schattierungen erörterten Vorwürfen, wo der Mann, dessen Andenken es hier gilt, sich hinneigte: nämlich überall Wahrheit und Schöne, Schöne und Tugend zu gatten, und alle Wissenschaft auf das Principium des Nützlichen hinzulenken. —

Ueberhaupt sah ich bey den gewählten Aufsätzen mehr auf die Sache als auf das Buch. Daher konnte ich auch eine Menge Rezensionen übergehen, die fast bloße Innhaltsverzeichnisse waren, oder wo der Herr von Haller sich weniger auf die Beurtheilung eingelassen. Im letztern Falle zog ich doch die Resultate seiner Bemerkungen aus, und ich liefere sie am Schlusse unter eigene Aufschriften geordnet, worinn der Geist des Mannes, wie ich hoffe, unverstellt übertragen ist.

Ich habe es mir auch nicht angemaßt, an dem Vortrage des Verfassers willkührlich zu ändern. Der Styl des grossen Mannes, hatte eben so seinen eigenthümlichen Karakter von Würde und Kraft. Und wenn auch die Richtigkeit der Sprache manchmal dabey sollte gelitten haben, so möchte dafür die blühende, selbst bey den ernsthaftesten Gegenständen gleich belebte, und die Aufmerksamkeit stets reizende Schreibart, reichlich entschädigen. —

Daß Haller der Philosoph und Naturkündiger, auch ein thätiger ernstlicher Christ war, konnten schon bey seinem Leben gewisse Leute nicht begreifen. Sie neckten ihn auch wohl darüber, und glaubten endlich doch, daß ihm die Wahrheiten der Religion überzeugend seyn möchten. Man wußte daß er nicht heucheln konnte. Selbst Volkaire, den der Herr v. Haller so kräftig und scharf widerlegt hatte, gebot seinem giftigen Kiele Schweigen. Nicht so sollte es nach seinem Tode seyn! Kaum war der Mann im Grabe, so spukten auch schon Eulen, — die, man wußte nicht wie und warum — über

den Unglauben oder Schwachglauben des Verſtorbenen ein wunderliches Koncert ziſchten. — Leute die ſich eines ganz andern hätten belehren können, wenn ſie Willen gehabt hätten die Wahrheit zu ſagen, blieſen durch ganz Deutſchland die Zweifel des Mannes bey ſeinem Tode aus. Von Bern aus ward ein Brief geſchrieben, der in Göttingen vielen glaubwürdigen Perſonen gezeigt worden; " Haller „ hies es darinn, „ habe in ſeinen letzten Lebenstagen allen um ihn her verſammelten Theologen rund herausgeſtanden: er glaube nichts, und es ſey ihm unmöglich etwas zu glauben, ſo gern er es auch thäte. „; — Und es ſchien ſogar als wollte man, daß das Chriſtenthum dieſen Vorwurf tragen müſſe.

Wie wenig muß der Concipient dieſes Briefes die Würde eines ſolchen Mannes zu empfinden fähig geweſen ſeyn! Wie wenig gefühlt haben, was man dem Andenken eines ſolchen Gelehrten ſchuldig ſey. Und niemals iſt wohl ein Gerücht grundloſer geweſen; niemals der guten Sache ſo ins Angeſicht widerſprochen worden!

Alles was Hallern kannte, erkannte über ein so äusserst unbilliges Urtheil. Männer von dem unverdächtigsten Karakter, Menschenkenner, Philosophen, Christen und Zweifler sahen Hallern in allen Zeiten, in gesunden und kranken Tagen, näher und entfernter bey seinem Tode; einige sahen ihn am letzten Tage, in der letzten Stunde, im Augenblicke seines Hinscheidens! Und alle diese verschiedenen Stimmen, die ich darüber eingesammelt, (und ich fordere alles was reden kann auf, mir zu widersprechen, wenn sie glauben es zu können;) ich sage alle unbescholtenen Zeugen stimmen darinn überein: Haller habe sich niemals geschämt des Namens und des Glaubens an seinen Erlöser; mit herzlicher Rührung des Dankes und der Liebe, habe er auf diesen grossen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, seine ganze Hoffnung und seine ganze Seeligkeit gesetzt; dies sey der einzige Grund seiner Beruhigung im Tode gewesen; Er habe zu allen Zeiten, in den Jahren des Jünglings, des Mannes, und des Greisses, von dem Einzignothwendigen, als der Hauptangelegenheit eines jeden vernünftigen Menschen,

geschrieben, geredet und gehandelt! — — Und diese Aussagen, werden durch alle seine Thaten und Reden, wenn man den Spuren dieses Mannes nachgehet, höchst glaubwürdig; und möchten für alle gute Menschen, nur für keinen kaustischen Schöngeist genugthuend seyn.

Herr Hofrath Zimmermann urtheilte und schrieb im Buche von der Einsamkeit, Band II. S. 196. *) über Hallern zum dankbaren Andenken: „Haller" sagte er, „der den Ruhm bis „ an seinen Tod liebte, der groß war so lange „ er seine Wissenschaften trieb, fiel in seinen letz„ ten Lebensjahren, wenn er nicht acht Gran „ Opium im Leibe hatte, tiefer in Kleinmuth „ als der kleinste Mensch. Seine melankoli„ schen Gefühle öfneten Abgründe vor seinen „ Augen, aus denen er immer hyperorthodoxe „ Gespenster aufsteigen sah, die ihm durch ihre „ Theologie alles Licht des aufgeklärten (Zim„ mermannischen) Christenthums ausblieſen.

Und an einem andern Orte: „ Haller ver„ fiel in die religiose Melankolie als er sich in

*) Oder nach der Ausgabe im gröſten Oktavformat mit allem typographischen Luxus und dem Portraite des Herrn Verfassers. Th. II. S. 178.

„ seinen vier letzten Lebensjahren der Republik
„ entzog. Einer Krankheit wegen nahm er
„ in diesen vier Jahren eine unbändige *)
„ Menge Opium, täglich bis acht Gran; dies
„ hub abwechselnd seine Seele, und machte
„ sie auch wieder schlaff. Ich sah zwey Jahre
„ vor seinem Tode diesen grossen Mann. Ausser
„ seiner noch brennenden noch immer choleri-
„ schen Ruhmbegier, die bey ihm niemals
„ keine Melankolie um den Zehntausendsten
„ Theil eines Fliegenhauchs schwächte, lag ihm
„ jetzt nichts in der Welt so sehr am Herzen,
„ als immer Prediger um sich zu haben. Er
„ ließ so viele kommen als zu haben waren;
„ bald die besten und bald jeden, ohne alle
„ Wahl in Absicht auf System und Kopf. —
„ Haller war Hyperorthodox. Diese Art von
„ Theologie gefiel ihm, weil sie hart und un-
„ biegsam ist, wie er war. Th. II. S. 216.
„ ff. **)

(Diese gespannte witzige Sprache ist nun einmal das Erbtheil des Herrn Zimmermanns.

*) Mehr dem Sprachgebrauche gemäs sagt man: der Mann hat einen unbändigen Stolz.

**) Nach der grossen Ausgabe. Th. II. S. 196.

Der Fluch aus Süden und Norden mag sie belasten *). Aber der Schriftsteller der sich so selbst in seinem Style gefällt, sollte wenigstens nicht bey dem Publiko sich als das Organ der Wahrheit beglaubigen wollen. Es möchte auch gerade Zeit seyn, daß Herr Zimmermann eine Apologie über sich selbst schriebe. Stoff dazu dürfte er reichlich haben; wenn wir uns nicht allenfalls mit dem Fragmente: Zimmermann und Obereit, in dem dritten Bande oder achten Kapitel des Buchs von der Einsamkeit, begnügen müssen. Männer und Schufte, hat er in eben diesem Kodex seines Herzens, nun reichlich genug apostrophiert.)

Aber nicht dann erst wenn Haller eine unbändige Menge Opium verschluckt hatte, nicht damals als ihn Herr Zimmermann zum letztenmale sah, äusserte er eifrige Wünsche für sein

*) In der ersten Vorrede zu dem Buche von der Einsamkeit; (Ausgabe 1773.) sagt Herr Zimmermann: „Aber unverbesserlich ist ein Fehler aller meiner „Schriften, ein Fehler auf den allemal bey ihrer ersten Erscheinung an das Tageslicht von meiner Jugend an bis zu dieser Stunde, der Fluch in Süden und Norden fiel; meine Liebe für die Wahrheit."

Seelenheil. Er war frühe schon, schon in der vollen Kraft seines Alters, was er als Greis war, ein ernstlicher gottesfürchtiger Mann! Schon als Jüngling schrieb er für die Religion — und forschte nach Wahrheit; und dies that er auch im Alter mit eben so vieler Wärme und mit noch stärkerer Ueberzeugung *). Die Welt ist hier Zeuge, zwischen ihm und seinen

*) Herr Zimmermann rühmte doch selbst vor mehr als dreyßig Jahren von Hallern: "der Herr von Haller „nahm den kräftigsten Beweis von der Nothwendigkeit „der christlichen Religion aus der angebohrnen tiefen „Unwürdigkeit unsrer Triebe her, aus dem Bösen „das an unserm Herzen klebt, und uns überzeugen „muß, daß ein verdorbenes Geschöpf dem reinen „Gott nicht gefallen könne.„ — Und setzt er bald darauf hinzu. „Welch eine Rührung des Herzens bemächtiget sich unser, wenn auch ein Boerhaave „seine Gemüthsruhe allein in der Lehre Jesu findet, „wenn er sein gröstes Vergnügen in der Liebe Gottes und des Nächsten suchet, wenn er glaubt, daß „ausser der heil. Schrift nichts sey, das das Gemüthe „wahrhaft aufheitern könne; und wenn er nach diesen Gesinnungen dennoch ein so inniges Gefühl „seiner eigenen Unwürdigkeit bey sich heget, — — „so durchdringt ein Strahl von der Göttlichkeit der „Religion das innerste eines aufmerksamen Gemüthes, „und erweckt das Herz zu einer stillen Andacht in „dem Beyspiel dieser Männer!„ — Siehe das „Leben des Herrn von Haller, von Joh. Georg „Zimmermann, 1755. S. 376. 393.

Richtern. — Aber das wußten selbst seine vertrautesten Freunde nicht, daß Haller über seine geheimen Empfindungen in der Religion ein sorgfältiges Tagebuch gehalten, worinn er die Prüfungen seines Herzens mit Seufzen und Ernst seinem Gott vortrug. Dies ist wohl das unverdächtigste Zeugniß, daß es dem Mann mit der Religion ein Ernst war. Seine Furcht und Unruhe im Glauben, gieng mehr auf die Strafwürdigkeit als auf die Strafe. — Und dieß Denkungsart ist wohl ganz entgegengesetzt, jener der Klugen und Weisen, die über Haller abzusprechen sich die Miene geben; und im stolzen Pharisäer-Tone beten: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute ic. — — Freylich ist der Pomp nicht da, aber Haller wird genannt und verehrt werden, wenn lange die Rede von den Ephemeren der Zeit nicht mehr seyn wird. —

Ich erhielt diese kostbaren Fragmente von verehrten Händen. Ich sahe ihre Wichtigkeit bey den noch herrschenden ungleichen Meynungen ein, da selbst aufrichtige Verehrer des Hrn. von Haller an seinem Glauben irre gewor-

den; — Ich finde es zu meinem Zwecke hinlänglich einige Proben aus diesem religiosen Tagebuche zu geben. Es trägt durchaus den Karakter eines biedern christlichen Mannes, der es sich nicht verzeihen kann, daß er seinen Dank und seine Unterwürfigkeit gegen ein Wesen voll Vollkommenheit und Güte, dem er seine ganze Existenz, seine Freuden und Leiden zuzählt, aus dessen Händen er jede frohe Minute seines Lebens empfängt; nicht mit dem Gehorsame und dem Eifer erwiedern kann, als er fühlt, daß es seine Pflicht ist, und die sein Verstand so unbegrenzt einsiehet. — Rührend ist es auch zu sehen, wie bey Haller schon im frühen Alter des Mannes, diese religiosen Empfindungen die Herrschenden gewesen; wie im Kampfe mit einem heftigen Temperamente, mit Leidenschaften nach Ehre und Gelehrsamkeit, die Religion noch obsiegen mochte. Gewissenhaftigkeit und Ernst hat durchaus die Feder bey diesen Sündenbekenntnissen geführt. Sie enthalten oft sehr naife Stellen, die ins Erhabene übergehen; hingegen ist nichts anekdotisches eingemischt, keine Details von Vorfällen, Visiten und Komplimenten; — wohl aber häufige Anwendung

seiner

Beurtheilungen und Auszüge

für die

philoſophiſche und ſchöne Litteratur.

Vom Jahre 1745 bis an den Tod des Verfaſſers (1777.)

Erſte Abtheilung.

1.

Voltaire. *)

1745. (S. 65.)

Wir begnügen uns mit einer Blumenleſe. In einer ganz kleinen Abhandlung, in welcher der Herr von Voltaire zeigt, daß billig ein Volk von dem andern lernen ſollte, ſagt er: er habe nirgends einen beſſern, ſchönern und nützlichern Gebrauch angetroffen, als in Holland, da Leute, die einen Prozeß mit einander anfangen wollen, ſich vorher, und zwar ohne Rechtsbeyſtände, vor den Friedemachern ſtellen müſſen, welche unter allerhand Vorſtellungen ſie zu vergleichen ſuchen, und, wenn ſolche nichts helfen, ſie endlich der Juſtiz zur Section übergeben. Ohnerachtet der Nutzen einer ſolchen Einrichtung in die Augen leuchtet, getrauet er ſich doch nicht, ſie vorzutragen; weil ihm bekannt iſt, wie ſehr diejenigen, welche etwas zum gemeinen Beſten anzurathen ſich einfallen laſſen, bey den Höfen anlaufen. Wäre ihm aber die Gerichtsverfaſ-

*) Oeuvres Tome VI.

sung in Deutschland so bekannt, als die in Holland; so würde er bemerkt haben, daß der von ihm so sehr belobte Gebrauch unter uns auch im Gange sey, da auf eingebrachte Klage und Gegenrede die Partheien in Person vorbeschieden, und öfters verglichen werden. Seine Gedanken, wie ein gelehrtes Tagebuch zu schreiben und einzurichten sey, sind unverbesserlich; aber wo findet man den Mann, der bey jeder Materie kürzlich und gründlich beybringen könnte, was andere vorhin von derselben geschrieben haben? Die Betrachtungen über die Geschichtswissenschaft werden den Verehrern des Hrn. Rollin nicht gefallen. Er meint, es nütze uns nichts, wenn wir gleich aufs genaueste wissen, was Sesostres oder andere Helden in der alten Welt verrichtet haben, zumal alles, was von ihnen geschrieben ist, fabelhaft sey. Er will also, man soll sich allein auf die Geschichte der lezten 3 Jahrhunderte legen. Die sey wahr, und wegen ihres Einflusses in die heutige Welthändel allein nützlich. Aber aus eben diesem Grunde müssen wir auch für die Geschichte der mittlern Zeiten um Gnade bitten, die er gar nicht zu kennen scheinet. In dem Brief an den Herrn Nordberg wird scharf geahndet, daß dieser in der Vorrede zu seiner Lebensbeschreibung König Karls des XII. ihn um ein paar kleiner Fehler willen einen Erzlügner genannt habe; zugleich gezeigt, wie viele unnütze Kleinigkeiten dieser in seine Geschichte eingeflochten, und sogar eine falsche Urkunde, welche ein Brief vom Großsultan seyn

ſoll, angeführt habe. In ſeiner kurzen Antwort auf die lange Predigt eines deutſchen Gelehrten zieht er ſich nicht ſo gut aus dem Spiel. Er ſagt, er habe ſich der Weltweisheit, um darinn die Ruhe zu finden, welche Newton rem prorſus ſubſtantialem nenne, ergeben, und bey den Engelländern nicht wenig Ehre eingelegt, daß er der erſte Franzos geweſen, der von Newtons Entdeckungen in der Materie vom Licht und der allgemeinen Schwere umſtändliche Nachricht gegeben; er ſey auch zum Mitglied der Geſellſchaft zu London aufgenommen worden: habe aber, weil er die Leibnitziſchen Einheiten, vorbeſtimmte Harmonie und dergleichen Zeug in Zweifel gezogen, es mit den Deutſchen verdorben. Zwar habe auch eine Perſon von vielem Witze dieſe Dinge ſich gefallen laſſen; er finde aber in der Wahrheit daß die metaphyſiſchen Syſteme bey den Weltweiſen eben das ſind, was die Romane bey dem Frauenzimmer. Sie ſind angenehm, wenn ſie neu ſind. Hernach werden ſie bey ſeite gelegt und vergeſſen. Locke, Clarke, und s'Graveſand ſind mit ihm darinn eins. Als er zu dem leztern einmal geſagt: Vanitas vanitatum & Metaphyſica vanitas! hat dieſer geantwortet: Es thut mir leid, daß ihr Recht habt. Malebranche ſey anderſt geſinnt geweſen, und habe dagegen die Naturlehre für einen bloſſen Zeitvertreib gehalten; allein dieſer Zeitvertreib habe uns tiefer in die Erkenntniß Gottes geführt, als alle metaphyſiſche Grillen. Er habe in ſeiner Vergleichung der Lehren von

Newton und Leibnitz nur gezeigt, daß Newton kein System angenommen, weil er zu zweifeln gewußt. Und darüber habe sich in Deutschland ein Geschrey erhoben von Leuten, die da sagen, sie zweifelten nicht; sie wüßten alles gewiß. Er wünscht ihnen viel Glück zu ihrer Wissenschaft, daß das, was da ist, möglich, und das, was möglich ist, nicht wirklich, hingegen was wirklich, möglich sey, und das Wesen der Dinge sich nicht verändere: versichert sie aber, daß weder sie, noch er, die Ehre haben, das Wesen der Dinge zu kennen; daß niemals ein Mensch auf Erden gewußt habe, noch jemals wissen werde, was die Materie; was das Leben und Gefühl; was des Menschen Seele sey; ob die Materie nichts empfinde; ob es nicht Seelen giebt, die nur empfinden, und nicht denken, und andere, die nur denken ohne etwas zu empfinden, oder auch, die keines von beiden thun. Das ist fürs erste eine neue und zwar die allerbeste Art, auf das kürzeste aus allem Streit zu kommen, und fürs andere ein Bekenntniß, das den philosophischen Stolz ungemein beugen muß. Denn wenn das wahr ist, was hier gesagt wird, so weiß der Bauer so viel, als der aufgeblasenste Weltweise. Nemlich sie wissen beyde nichts. Ist demnach der Herr von Voltaire nicht zu beklagen, daß er seine Ruhe in einem solchen Abgrunde zu finden vermeinet? wäre es nicht besser und sicherer mit Salomo, der auch lange in dem Kreiß der Eitelkeiten herumgelaufen ist, sich an das zu halten, was uns die Offenbarung ge-

ret? Achtet er aber dieſe ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth; ſo iſt er auch der Ruhe nicht werth, die er ſuchet. Er hat nicht nöthig ſich für dem Fanatismo zu fürchten. Es giebt Fanaticos auch unter den offenbahren Deiſten, wie die Erfahrung lehret. — —

II.

Abt Saint-Real *).

1746. (S. 208.)

Man weiß, daß die Schriften dieſes Abts mit Vergnügen geleſen werden. Wenige Schriftſteller beſitzen die Vorzüge, ihre Gedanken ſo edel und nachdrücklich wie der Abt de Saint-Real, vorzutragen. Zu bewundern iſt es würklich, daß, da des Abts Schriften ſo bekannt ſind, deſſen Lebensumſtände bisher ſo unbekannt geblieben. Wir wollen unſern Leſern nur kürzlich das Leben dieſes Mannes entwerfen. Er ward mit dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu Chambery in Savoyen gebohren. Sein Vater war ein Mitglied des Raths zu Chambery; ſein Familienname iſt Richard, ſein Taufname Ceſar, und den Namen Saint-Real führet er von einem Landgute, das

*) Oeuvres de M. l'Abbé de Saint Real, 1745.

etliche Meilen von Chambery lieget, und von seinem Geschlechte noch besessen wird. Der Herr von Saint-Real kam sehr jung nach Paris, doch besaß er alle die Vorzüge, welche von einer sorgfältigen Erziehung entstehen können. Er verband mit einem durchdringenden Verstande einen ungemeinen Fleiß, und diesen wendete er besonders auf die Erlernung der Geschichte an. Mit dem bekannten Varillas knüpfte er eine genaue Freundschaft. Diesem ahmete er auch in den Fehlern nach; und seine geschäftige Einbildungskraft nahm von ihm die Vermischung ihrer Vorstellungen mit dem Geschehenen zum Nachtheil der historischen Wahrheit an. Diese Freundschaft ward getrennt. Der Herr Varillas beschuldigte den Abt des gelehrten Diebstahls; denn er sagte: dieser hätte ihm seine wichtigsten Aufsätze entwendet. Im Jahr 1671 kam seine erste Schrift; de l'Usage de l'histoire zum Vorschein. Das folgende Jahr 1672 wurde zu Amsterdam sein Buch: Don Carlos, nouvelle historique, gedruckt. Hierinn redet er sehr wohl von den damaligen Staatsgriffen des Spanischen Hofes, nur ist zu bedauren, daß der Verfasser dann und wann in den Vortrag eines Romans verfällt. Zwey Jahr hernach schrieb er: Histoire de la conjuration des Espagnols, contre la Republique de Venise. Paris 1674. Diese Schrift ist eine Nachahmung des Salustius von der Verschwörung des Catilina. Der Witz des Geschichtschreibers ist darinn hie und da zu lebhaft, und verläßt die Wahrheit unter der Anmuth

des Vortrages. Wegen seiner gefälligen Schreibart bestellte ihn der Hof zu Turin, die Geschichte Karl Emanuel des I. zu schreiben. Allein er fieng die Arbeit zwar an, brachte sie aber nicht völlig zu Stande. Er verlies Chambery, und gieng mit der Herzogin Mazarin, welche sich bisher, nachdem sie den Hof zu Paris verlassen, bey einem Verwandten des Abts aufgehalten hatte, nach Engelland. Er blieb zu London nicht lange, sondern kehrte nach Paris zurück, und schrieb daselbst das Leben Jesu Christi. Er kam hierüber mit Arnauld in Streit, der ihn zwar heftig angrief, dem er aber sehr höflich antwortete. Nicht lange nach dieser Ausgabe reiste er wieder nach Turin, und wurde ein Mitglied der dasigen Hohenschule. Seine Danksagungsrede hielt er den 13. May 1680. deren Inhalt eine Lobrede der Regentin Maria Johanna Baptista von Savoyen war. Diese Rede ist bisher ungedruckt gewesen, und zuerst in dieser neuen Ausgabe zum Vorschein gekommen. Turin gefiel ihm gar nicht, dahero gieng er wieder nach Paris, und da ihm eine Schrift, welche zu Chambery 1611. von Johanna de Jußie, einer Nonne des Klosters der H. Klara zu Geneve, unter folgendem Titel: Le levain du Calvinisme, ou commencement de l'heresie de Geneve, vorkam, gefiel sie ihm so wohl, daß er solche in seine Schreibart einkleidete, und 1682 unter folgender Aufschrift an das Licht stellte: Relation de l'Apostasie de Geneve. Man hat diese Schrift der Ausgabe seiner Schriften

nicht beygefügt. Nach zweyen Jahren schrieb er seine Gespräche: Cesarion betitelt. Der Abt bemüht sich unter dem Schein solcher Redenden, die nicht allzuviel Verstand besitzen, sehr viel Scharfsinniges vorzutragen, und die Anmerkungen enthalten viele betrachtungswürdige Nachrichten. In der zweyten Rede wird in der Person des Pomponius Atticus das Ansehen berühmter Leute und Helden spitzig angetastet. Ein gewisser Gelehrter widersetzte sich dieser Abhandlung, und der Abt de Saint-Real antwortete. Diese Ausgabe enthält diese Schrift nicht. A°. 1688 schrieb er einen Discours sur la Valeur, und eignete solchen dem Kurfürsten von Bayern zu. Er besuchte 1692 wieder sein Vaterland, mit dem Schluß des Jahrs beschloß er zu Chambery sein Leben. Er besas viel Verstand, war ein Feind der Schmeicheley, und ein besonderer Liebhaber der satyrischen Kritik. Seine Arbeiten haben ihm einen grossen Ruhm erworben, und deswegen hat man viele Schriften unter seinem Namen bekannt gemacht, deren Verfasser er nicht ist. — —

III.

Die Regierung der Angelſachſen.

Von S. Squire 1746. (S. 423.) *)

Herr Squire fängt ſein Werk bey den barbariſchen Zeiten an, und beſchreibt den Zuſtand der Macht und der Unterwerfung in dem alten Deutſchland. Die Völker ſelbſt waren frey. Ein jeder beherrſchte ſein Hausgeſinde mit unumſchränkter Macht. Aber eine jede Landſchaft wählte ſich einen Heerführer, oder Fürſten, der ſich mehrentheils von einer Anzahl junger Leute begleiten ließ, die ihm zugleich als Leibwache und als Räthe dienten. Sonſt war des Fürſten Anſehen ſehr eingeſchränkt. Ein jeder freyer Mann hatte bey den allgemeinen Verſammlungen des Volks ſeine Stimme, und dieſe Verſammlung beſas die oberſte Macht, ſie ſchloß Frieden, oder brach ihn wieder. Nur im Kriege war der Fürſt gröſſer, und die Nothwendigkeit zwang die freyen Deutſchen in dieſem Falle Befehl anzunehmen. Die Heerführer der Sachſen, die Britannien einnahmen, hatten keine andere Macht. Sie vertheilten das eroberte Land unter die Sieger, und gaben jedem eine Anzahl von den Ueberwundnen zu, die das Land für ihn bauen ſollten. Dieſe Ueberwundnen wur-

*) An enquiry into the foundation of the engliſh conſtitution &c.

den nach gerade frey gelaſſen, und genoſſen endlich gleiche Rechte mit den Sachſen. Da nunmehr dieſe Ueberwinder eigene Güter, und ein groſſes Reich beſeſſen, ſo wurde es ihnen immer unangenehmer die allgemeine Verſammlung zu beſuchen. Alfred brachte die Güter in eine gewiſſe Ordnung, und theilte ſie nach zehen, nach hundert, und nach tauſend Familien ein. Nach und nach kam nicht mehr die ganze Nation, ſondern nur der Richter von einem jeden Flecken zu der allgemeinen Verſammlung, wo die Aebte, und die Vornehmſten des Volks ſich allemal einſtellten. Hier leitet Herr Squire den Urſprung des Parlaments, beyder Häuſer, und der geiſtlichen und weltlichen Lords her. —

IV.

Voltaire.

1746. (S. 444. u. 741. f.)

Den neunten May 1746 ward Voltaire an die Stelle des verſtorbenen Präſidenten, zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie erwählt. In ſeiner darauf ſich beziehenden Rede entwirft er mit angenehmen Zügen das Bild ſeines Vorgängers. Herr Bouhier gehört unter die ſeltenen Rechtslehrer, die bey der mühſamen Unterſuchung der Geſetze, ihre Erhohlungsſtunden in den ſchönen Wiſſenſchaften und der Litteratur ſuchen. Er

gieng von dem Eigensinne dieser ungeselligen und unbrauchbaren Gelehrten ab, welche die Kultur ihrer Muttersprache darum verabsäumen, damit sie der Alten ihre unvollkommen erlernen mögen; die sich überreden, mit Recht ihr Jahrhundert zu verachten, weil sie sich schmeicheln, einige Kenntniß der vergangenen Zeit zu besitzen: die über eine Stelle des Aeschylus ausrufen, und niemals das Vergnügen gehabt, bey den Schauspielen ihrer Landsleute gerührt zu werden. Er übersetzte den Petron von dem bürgerlichen Kriege in die gebundene Sprache seines Landes. Aber er war kein blinder Verehrer seines Originals, sondern verehrte nur so vieles an diesem und seiner Uebersetzung, als wirklich seine prüfende Vernunft in beiden verdienstlich fand. Durch diesen schönen Eingang eröfnet sich der Herr von Voltaire den nähern Zugang zu der Abhandlung. Herr Bouhier hat dafür gehalten, man müsse die Dichter der Alten nicht anders als in Versen übersetzen, wenn man von ihnen eine Uebersetzung in seiner Muttersprache machen wolle. Diese Gedanken billiget der Redner, und macht sie zum Vorwurf seiner Rede. Er frägt: Warum ist Homer, Theokrit, Lukrez, Virgil, Horaz von den Engländern und Welschen so glücklich übersetzt worden? Warum haben diese Völker keinen alten Dichter in einer ungebundenen Uebersetzung, und warum haben wir noch keinen in gebundenen Zeilen? Er entwickelt die Ursachen davon in der Fortsetzung seiner Gedanken. Er entdeckt sie also: Es

iſt kein Volk in der Welt, dem es ſo ſchwer als dem unſrigen fällt, den alten Dichtern ihr wahres Leben zu ertheilen. Und dies findet er in der Armuth der Wörter der kleinen und geringen Dinge, die unumgänglich erfordert werden, gewiſſen Stellen der Alten, den lebhaften Ausdruck, den ſie in ihrer Sprache beſitzen, zu geben. Den Dichtern eignet der Herr von Voltaire mit Recht die Beſtimmung der Verbeſſerung der Sprachen zu. Er nennt die Dichter, welche die Sprachen der Griechen, der Römer, Engelländer, Spanier und Italiäner belebt haben. Die franzöſiſche Sprache muß den Anfang ihres Anſehens in dem Verfaſſer des Cid und Cinna, und ihre ehrerbietige Schönheit, welche die Ausländer darinn bewundern, im Corneille ſuchen. In der Fortſetzung ſpricht der Herr von Voltaire von der Vermiſchung des Stils, welcher dem Aufnehmen einer Sprache ſo hinderlich iſt, und von den neuen Wörtern, die man, ohne daß es nöthig iſt, macht. Er kommt zulezt auf ſeinen Landesherrn. Wer wird nicht ſogleich muthmaſſen, daß er denſelben ausnehmend gelobt. Er macht zwiſchen dieſem Monarchen und Ludwig dem XIV. eine Vergleichung, und in gewiſſen Stücken giebt er ihm den Vorzug. Man vergeſſe hiebey nicht, daß der Herr von Voltaire ein ſinnreicher Dichter ſey, ſo wird die Wahrheit dem Redner die Ausdrücke der Einbildungskraft zu Gute halten, und nach den ſcharfen Regeln ihrer männlichen Beredſamkeit nicht alles unterſuchen.

Im gleichen Jahre ward Voltaire in die Bolognesische Akademie aufgenommen. Er schrieb an dieselbe bey dieser Gelegenheit einen italiänischen Brief *), worinn er durchaus die Zeichen der Sündfluth mit so schwachen Gründen verwirft, daß man erstaunt wenn man sie lieset. Ein auf den Heßischen Gebürgen versteinerter Fisch ist, sagt Herr von Voltaire auf eines grossen Herren Tafel geliefert, und von ungefehr verworfen worden. Es müssen auf den wildesten Gebürgen sehr viele grosse Herrn gelebt, und an wunderlichen Essen Lust gefunden haben. Wie viele Millionen Muscheln findet man auf allen Bergen der Welt, und von solchen Arten, die niemals eßbar gewesen sind. Er verlacht alle grosse Revolutionen, die Woodward und andere in der Welt gesucht haben, da doch die Ostindischen Muscheln, Farn und Gewächse, die man in der Schweiz und in Frankreich zu tausenden gefunden hat, keinen andern möglichen Ursprung gehabt haben können, als eine allgemeine über die Fläche des Erdbodens herrschende See. Herr von Voltaire versichert, daß er bey der Schrift bleiben will. Ein neues Bekenntniß in dem Munde des Verfassers der Lettre à Uranie und der Anmerkungen über die Pensées de Pascal.

*) Saggi intorno ai cambiamenti avvenuti sul Globo della terra. 1745.

V.

Von der Immaterialität der Seele.

1747. (S. 414.)

Wenn die Seele nichts wäre, als das Ende der Schlagadern des Hirns und der Anfang der nervichten Fasern, (wie einige annehmen) so würde zwar jeder Theil dieser Adern nach seinen Sätzen fühlen, aber keiner würde seine Empfindung dem andern mittheilen. Das Reich des Schalls würde eine andre Provinz ausmachen, als die Gegend der Farben, es würde kein allgemeiner Herr mehr seyn, der sich alle diese Gegenden zueignete, dem sie alle ihre Empfindungen zollen: es würde aus diesen Adern zusammen keine Person, keine Seele entstehen, wie die unsrige; denn diese besitzt mit gleicher Macht, als ein einiges (selbstständiges) sich alle die verschiedenen Eindrücke der Sinne zueignendes Wesen alle diese verschiedenen Zollstätte der Sinne; sie vereiniget ihre Eindrücke in ein einiges Ich, und mit einem Worte, wir würden nicht eine, sondern unzählbare Seelen haben, die alle auf einmal; ohne Abrede und ohne Uebereinstimmung empfinden und denken müßten, ohne daß die eine sich der Empfindungen der andern bewußt wäre. — Daß ein la Mettrie, dieser unredliche Mann, den rechtschaffenen Börhaave zum Materialisten und Deisten machen will, ist eine strafbare Unbillichkeit

lichkeit. Börhaave hat tauſendmal die Spinoziſtiſche Lehre aus der phyſiologiſchen Wahrheit wiederlegt, daß die Empfindungen der Seele keine nothwendige Folge der Eindrücke der Sinne, ſondern eine willkührliche Sprache Gottes mit uns ſey, welcher uns von allen äuſſern Dingen nicht die nothwendigen Eindrücke ihres wahren Weſens, ſondern gewiſſe ihm ganz freygeſtandene Relationen empfinden läßt. Hat nicht la Mettrie ſelbſt dieſe Anmerkungen aus den Börhaaviſchen Prälektionen abgeſchrieben *)? und was kann minder materialiſtiſch ſeyn? Eben ſo leicht würde es zu erweiſen ſeyn, wie unmöglich es ſey, daß die in lauter einzeln empfindenden Nerven oder Adern beſtehende Seele ſich abgezogene Begriffe von Zahlen, Relationen, Arten, von Ehre und ſo vielen andern ganz unkörperlichen Dingen machen könnte, da jede Nerve für ſich dächte, und niemand wäre, der ihre Verſchiedenheit und Empfindungen in Ordnung, in gewiſſe Klaſſen brächte, und deren Uebereinſtimmung erforſchte. ꝛc.

Es iſt uns manchmal lächerlich vorgekommen, wenn la Mettrie von einem materiellen Weſen redet, und ſeine Sekte damit von unſerm Abſcheu befreyen will, daß er auch bey einem Naturaliſten Reue und Gewiſſensbiſſe annimmt. Wenn kein Gott iſt, wenn wir bloſſe Theile der Natur ſind, wenn wir dasjenige thun müſſen, was aus den Umſtänden folgt, in welche uns das Reich der Dinge geſetzt hat; was ſollen wir uns über etwas grämen oder ſchämen, das wir gethan haben, und nach unſrer Natur unvermeidlich thun müſſen? **)

*) Hiſt. de l'ame. S. 253. **) G. Anz. 1749. S. 40.

VI.

Prüfung der ſogenannten Penſées Philoſophiques *).

1747. (S. 429.)

An vielen Zeichen, und insbeſondre an einem alten Grolle wieder den Paskal, ſollte man faſt die Feder des Freydenkenden Voltaire erkennen. Der Verfaſſer erkläret ſich öffentlich für einen Chriſten, der alle Religionen abgewogen habe, auch einen ganz kleinen Vorzug bey der chriſtlichen finde, aber die deiſtiſche dennoch derſelben vorziehe. Die ewigen Strafen und die Gerechtigkeit Gottes ſind ihm gleich anfangs zuwieder; Er ſcheint kein Verderben im Menſchen zu erkennen, und vergißt, daß der ſtolze und laſterhafte Menſch mit der ewigen Ordnung und Vollkommenheitsliebe Gottes ſich unmöglich vertragen kann. Er ſchließt aus dem Baue der Natur, daß ein Gott ſeyn müſſe, aber gleich darauf wiederlegt er auch dieſes ſchmale Geſtändniß, indem er meint, in unendlich vielen Zufällen könne allerdings eine Welt entſtehen, ja man könne gar dafür wetten, daß ſie entſtehen werde, weil doch die Anzahl der Fälle, unter welchen einer die Welt hervorbrächte, nur endlich, und alſo viel kleiner als unendliche Fälle wäre. Der Herr v. Voltaire wenn er etwas von mathematiſchen Dingen verſteht, muß wiſſen, daß

*) Paris, (ſous la Haye) 1746.

schon bey einem einzigen Thiere die Fälle, unter welchen einer das Thier mit allen seinen Theilen in vollkommener Ordnung von ungefähr hervorbringen kann, fast unendlich: in zweyen Thieren, die sonst einander ähnlich, aber eben von beyden Geschlechtern seyn müssen, schon fast nicht mehr mit Zahlen zu beschreiben, zu der zugleich geschehenen Erschaffung aber von so vielen tausend Thieren und Pflanzen, die alle auf einmal und in einem gegebenen Verhältnisse seyn müssen, die wiedrigen Fälle aber so unendlich sind, daß, wenn etwas mehr als unendlich unmöglich seyn könnte, dieser Fall es allerdings mit dem größten Rechte seyn würde. Hierauf greift Voltaire die Propheten und die Wunder an. Jene, sagt er: würden heutiges Tages ins Tollhaus gebracht werden, und diese beweisen nichts, und stehen auch unmöglich zu beweisen. Denn was heißt, sagt er, das Zeugniß der alten Schriftsteller? wie viele fabelhafte heidnische Wunder sind, (seiner Meynung nach) eben so wohl mit Zeugen versehen, als die Wunder des Evangelii? Diese Dreistigkeit hat nicht den geringsten Nachdruck. Die christlichen Wunderwerke sind durch mitlebende Zeugen, die sich für die Wahrheit dessen, was sie mit Augen gesehen, dem Tode freudig übergeben, bezeugt worden; und wo findet man dergleichen heydnische Wunder? die ja bekanntlich nicht leicht einer von den tausenden geglaubt, die sich dem Dienste der Götter unterworfen, wovon diese Wunder zeugen sollten. Hernach greift

Voltaire die Schreibart der göttlichen Schriftsteller an, und nuzt die Varianten auf, die doch von so schlechter Erheblichkeit sind, daß nicht eine einzige Wahrheit ist, die durch die allenfalls erwiesene Verdorbenheit einer Lesart umgestürzt werden könnte. „Die Wunder sagt er, überzeugen mich nicht, wo „meine Vernunft nicht zugleich überzeugt wird? Ein „Syllogißmus ist besser als tausend Wunderwerke.„ Wie wenig kennt dieser Mann die Menschen! wie leicht erweisen die Vernunftschlüsse ihre Pflichten, und wie wenig lassen sie sich dadurch regieren. Wenn eine an sich selber heilige Lehre mit den Kennzeichen der göttlichen Allmacht begläubigt sich darstellt, soll sie nicht mehr Eindruck machen, als die gekünstelten Schlüsse eines Weltweisen? Er meint ferner, es gebe vielleicht mehr Märtyrer für falsche Religionen als für die wahre. Es ist aber nicht einerley, ob einer für die angenommene Lehre stirbt, die er auf Glauben hin bekannt hat, und nicht verlassen will, oder aber, wenn ein tugendhafter Mann für das Zeugniß einer Geschichte das Leben läßt, die ihm vollkommen bekannt seyn muß. Von beyden wird durch ihren Tod wohl erwiesen, daß sie ihre Religion festiglich geglaubt, aber bey jenem wird nichts als nur sein Beyfall erwiesen, bey diesem aber die Sache selbst, denn seine Ueberzeugung kann ja nicht anderst, als auf seine eigene Erfahrung gegründet, und folglich unmöglich falsch seyn. Voltaire spottet hierauf des Abbadie, seine Beweisthümer sind

ſtark, ſagt er, aber doch nicht ſo deutlich, als drey Winkel in einem Dreyecke zweyen rechten Winkeln gleich ſind. Tauſendmal iſt auf dergleichen Einwürfe geantwortet. Die Sinne geben freylich ihren Eindrücken eine Deutlichkeit, die blos betrachtende Sätze nicht haben. Es iſt aber zum Beyfall genug, wenn tauſend Zeugen, von verſchiedenen Altern und Völkern über gewiſſe Geſchichten übereinſtimmend ſind, ohne ſich mit einander jemals darüber verſtanden zu haben; und wenn man im zurückegehen finden muß, daß der Anfang des Chriſtenthums unmöglich geweſen wäre, wenn daſſelbe auf eine andere Weiſe hätte entſtehen ſollen, als es uns die Schrift lehrt. Ein Freydenker borgt dem andern ſeine Waffen ab; es iſt der gleiche Pfennig, wenn er auch tauſendmal vorgezehlt wird, ſo bleibt er ein nichtswürdiger Pfennig.

VII.

Urſprung der nordiſchen Reiche nach Dalin *).

1747. (S. 893.)

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß die See in Schweden alle Jahre um einen halben Zoll, alle hun-

*) Suea Rikes hiſtoria ifron des beginnelſe til wora tider för-fattad af Olof Dalin Foerſte delen ſom inncholler hela hedniska tiden. Stokholm 1747.

dert Jahre um fünfzig, und in viertausend Jahren um 166 Schuhe abgenommen hat; folglich vor 4000 Jahren 166 Schuhe höher als jetzt gestanden, und also alles flache Land in Scandinavien bedekt hat, und über diese allgemeine nordische See nur die bergichten Gegenden, als Inseln hervorgeragt haben, wozu Herr Dalin hauptsächlich den Seveberg, als die größte in Schweden befindliche Kette von Gebürgen rechnet. Von dieser Wahrheit ist man auf alle mögliche Weise überzeugt, und sie leidet keine Einwendung. Sollte vielleicht daraus die uralte Meinung sich entschuldigen lassen, daß die Nordsee sich bis an die Kaspische erstrekt habe? wenigstens werden beyde einander viel näher gewesen seyn. Herr Dalin verläßt also die älteste Zeiten. Er begnügt sich den Ursprung der nordischen Völker aus Scythien herzuleiten, und von den Einwohnern dieser grossen Mutter der Monarchien eine verkürzte Geschichte zu liefern. Von der Scythen Wanderung nach Norden findet er die erste Anzeige beym Herodotus, nach dessen Bericht Indathyrses, der König der am schwarzen Meer wohnenden Scythen, die Weiber und Kinder nach Norden in die Sicherheit geschickt hat. Nach dieser Zeit, glaubt er, haben sich von Zeit zu Zeit, und sonderlich in unglücklichen Läufen, einige scythische Horden in ein sicheres, und, wie Herr Dalin sich versichert, minder kaltes Land begeben. Dahin sind sie zu Wasser gekommen, weil das flache Rußland damals noch eine See gewesen, über welche man mit

kleinen Booten bequem nach dem Seveberg fahren können. Insbesondere meint Herr Dalin seyen die Bodiner zu Zeiten der Macedonischen wider die Scythen erfochtenen Siege, und die Neuerer, (welche Herr Dalin für die zehn vom Salmanassar weggeführten Stämme, und für die Ahnen der Finnen hält, als deren Sprache eine ungemeine Aehnlichkeit mit der Hebraischen haben soll) nach Norden gegangen, und haben dort sich gesetzt, wo nunmehr die neuen Pflanzstädte den Namen von Mannheim zu tragen angefangen, welches ein neues Land bedeutet; und Schweden habe, weil es wäre aus der See heraufgestiegen, auch seinen Namen von derselben erhalten. In diesen nordischen mit Wald bewachsnen und mit einer fischreichen See umringten Eyländern, hätten die Bodinen sich niedergelassen und mit Jagen und Fischen sich die Nothwendigkeiten eines einfältigen Lebens angeschaft. Sie hätten sich auch so vermehrt, daß sie hundert Jahr vor Christi Geburt eine starke Bevölkerung unter ihrem eigenen Namen, der Sweven oder Schwaben, aus und nach Deutschland geschikt. Herr Dalin hält seine in Schwaben verwandelte Sueven für die Schweizer. Wir können hier nicht seiner Meynung seyn. Die Helvetier waren Gallier, und sprachen das Celtische, welches eine ganz andre Sprache als die allgemeine nordische ist. Und selbst nach Cäsars Zeugniß waren sie ein viel älteres Volk, als die Wanderschaft der Schwaben, indem sie schon lange mit den Germa-

niern Krieg geführt, dieselben schon oft besiegt, auch 400 Jahr vorher den Anlaß zum Feldzug des Sigosus gegeben hätten. Wolte Herr Dalin von den neuern Schweizern sprechen, so wäre es eben so unmöglich zu beweisen, daß die Allemannier eher ein Schwarm reisender Schweden, als uralte Teutonen gewesen, da Cäsar augenscheinlich sie zu den Germaniern zählt, und diese von den Sueven unterscheidet. Hier fängt nun Herr Dalin an die Geschichte näher zu bestimmen. Er setzt den alten Snö, dessen Ahnvater Fornjöter gewesen, in das 63 Jahr nach Christi Geburt. Dessen Sohn war Thor, ein König im Norden, den man nachwärts mit dem Gotte des gleichen Namens vermengt. Dessen Söhne Götro und Nore nahmen einem in Scandien wohnenden Rolst einen Theil seines Landes ab, und stifteten das gothische und norwegische Reich. Um diese Zeit fiengen die Wikingar oder die Seeräuber in Norden an, unter die sich alle tapfern Einwohner im Norden begaben, so daß selbst die Königssöhne, wie heutiges Tages vornehme Standespersonen in den Maltheserschiffen, damals ihre ersten Heerzüge und Versuche mit den Wikingarn thaten. Diese Streifer sind der Grund des nachwärts Romantischen point-d'honneur. Bey ihnen ist der Zweykampf rühmlich und erlaubt gewesen. Sie waren auch so großmüthig, daß wenn ungleich starke feindliche Flotten einander antrafen, die stärkere wohl eher einen Theil ihrer Schiffe wegließ, und lieber mit gleicher Macht streiten wolte.

Zu dieſen Zeiten ſtund der Nord noch unter vielen kleinen Fürſten, und die däniſchen Inſeln, die kurz vor Chriſti Geburt aus der See ſich empor gehoben, würden nun auch bevölkert. Aber unterm Trajan gieng eine groſſe Veränderung in Norden vor. Gülfe, ein Urenkel des Got, reiste nach ſeinem uralten Vaterlande Scythien zurück, um dort ſich in Wiſſenſchaften zu üben. Er machte am Tanais mit einem Oberprieſter Namens Odin Bekanntſchaft. Dieſer unterwies ihn in der Götterlehre, und da er in ſeinem Vaterlande vor den ſiegenden Waffen des Trajanus ſich nicht recht ſicher hielt, ſo gieng er mit ſeiner Frauen Freiga, und ſeinen Aiſchen Freunden mit Gülfen nach Norden, und ſchlug ſeinen Sitz zu Sigtuna auf. Er wußte ſich bey den Einwohnern des Norden ſehr einzuſchmeicheln: er erhielt des Gülfe zwey Töchter für ſeine Söhne Sigurlami und Skiöld, davon jener in Rußland, und dieſer in Dännemark, zu Ledre in Seeland, ein Reich aufrichtete. Er ſelbſt errichtete zu Sigtuna ein Gericht von zwölf weiſen Männern, und machte aus ſeinen eignen Sätzen und der alten nordiſchen Woluſpa ein neues Recht. Er erhielt ſo gar durch ganz Schweden ein Kopfgeld, dagegen er alle Einwohner vor Unfrieden zu bewahren und die Opfer zu beſorgen über ſich nahm. Er wandte alle Künſte an, die Tapferkeit zur einzigen Tugend zu machen, ließ ſich ſelbſt auf dem Todbette mit dem Schwerdte verwunden, und blies dem Volke den Glauben ein, niemand komme in den Sitz der Glück-

lichen, der nicht entweder im Felde geblieben, oder doch auf dem Todbette noch mit dem Schwerdte blutrünstig gemacht worden wäre. Hier macht Herr Dalin mit der Geschichte einen Stillstand. — —

— Die ältesten Scythen hatten den noch wenig verdunkelten Noachischen Glauben beybehalten. Ihr ältestes Gesetzbuch war das scythische Woluspa. Sie glaubten einen einigen Gott, der aber doch auf eine gewisse Weise dreyfaltig war, und nach seiner Macht, Liebe und Weisheit drey Namen hatte. Der oberste Gott hieß Odin, der Gott der Liebe war Thor, dessen Mittleramt zur Erlösung der Menschen und Ueberwindung des Bösen sie noch ganz deutlich erkannten, und Frigga war die Weisheit; die Sündflut war ihnen zwar unter einer fabelhaften Auszierung gleichfalls nicht unbekannt. Nach und nach schliech allerley Mißbrauch ein. Thor wurde zur Sonne: der Gottesdienst des Mondes und der Erde kam auf, der Odin aus Asien wurde mit dem Gotte Odin, der König Thor mit dem himmlischen Thor vermengt, und andere asiatische Lieblinge des Odins gelangten zur göttlichen Ehre. Die Unsterblichkeit der Seele, das allgemeine Gericht, und die Erneuerung der Welt stehen deutlich im Woluspa.

Aber in spätern Zeiten verfielen diese guten Völker in eine völlige Abgötterey des Mondes und der Erde (oder Disa.) Die Dichter schrieben den obersten Göttern allerley menschliche Thaten und Laster zu. Selbst

Menſchenopfer nahmen unter ihnen die Oberhand, ſo wohl im Frieden und jährlichen Feſttagen, als ſonſt. Sie wurden durch das Los gewählt, davon ſelbſt der Oberkönig nicht ausgeſchloſſen ward, obwohl man insgemein Knechte dazu brauchte. Bald wurden die abgeſchlachteten Körper an die Bäume des heiligen Heines aufgehangen, und bald in Brunnen geſtürzt. Aus aufgeſchnittnen Menſchen wurde geweiſſaget.

Die Geſetze der alten Gothen waren vortreflich an Billichkeit und Vernunft. Ihre Handhabung wurde faſt an allen Orten zwölf alten und weiſen Männern anvertraut, darunter oft die Prieſter waren; obwohl in ſchweren Fällen der Richterſtuhl zu Sigtuna oder Upſal am allermeiſten Anſehen hatte. Auf die Laſter und Frevel waren eigene Strafen geſetzt. Der Todſchlag war auch verboten, nur zwey Fälle ausgenommen: denn ein Ehemann konnte den Schänder ſeiner Ehre ohne Bedenken niedermachen, und wer grob beſchimpft war, konnte den Anfänger des Haders ausfodern, und wiederum ohne Strafe erlegen. Das Recht war unvergleichlich kurz. Die Klage wurde am Sonnabend vorgebracht, die Antwort erfolgte am Montag, und das Urtheil am Donnerſtag. Es gab Adeliche und Freye, die mehrentheils aus den alten Einwohnern herſtammten, und Knechte und Sklaven. Die Könige waren durch Geſetze eingeſchränkt, und ſie waren unglücklich, wenn ſie dieſelben zu ändern ſich unterſtanden. Man blieb bey der Thronfolge des Königlichen

Hauses, das mehrentheils als ein Götterstamm angesehen wurde, aber die Erstgeburt galt nicht, sondern die ältesten Richter schlugen dem Volke einen Sohn oder Anverwandten des verstorbenen Königs vor, und wenn das Volk ja sagte, so wurde er auf die Achseln gehoben, und mußte drey unterschiedliche mal die Landesgesetze beschwören, hernach im ganzen Lande herum reiten, und ward alsdenn erst rechtmäßiger König.

Herr Dalin hält die deutsche Sprache, die freylich von der allgemeinen Nordischen entspringt, für die Celtische. Dieß ist etwas schwer anzunehmen, indem ein Deutscher kein einziges Wort von dem Welschen oder Celtischen versteht, und sie auch sehr selten mit einander übereinkommen. Er hält die Runen nicht für eine Erfindung des Ulfilas, sondern für die uralten nordischen Buchstaben, obwohl dieser Mönch zu den sechszehn alten, zehen neue griechische Buchstaben beygefügt. Sie wurden von den Christen, weil man sie für Zaubereyen hielt, abgeschaft. In der Sternkunst waren die Nordländer wegen der vortheilhaften Polushöhe und beständigen Schiffart und langen Nächte wohl erfahren. Sie hatten ihre uralten Kalender oder Runstäbe, und ein wohleingerichtetes Jahr. Die Dichtkunst war bey ihnen gemein und geliebt, sie war sogar unumgänglich nothwendig, und ein unentbehrlicher Dienst bey dem Hofstaat war des Skalden seiner. Geschichte, Gesetze und Gottesdienst hatten keine andre Bücher als ihre Sagar. In Künsten waren sie nicht sonderlich.

Der Ackerbau war minder ihr Hauptwesen, als die Jagd, der Krieg, oder die Fischerey. Sie liebten auch die Ruhe vielmehr als die Arbeit. Doch waren sie nicht ohne Handlung, auch nach Griechenland. Auf die Waffen hielten sie am meisten; ein gut Schwerd hatte seinen eigenen Namen, wie der Held selber, und ein mittelmäßiger Waffenschmidt war schon ein halber Vulkan, von welchem man Fabeln dichtete. Ihre Festungen waren von groben Stein und Leim, worinn sie hauptsächlich ihre Fräulein aufbewahrten; weil es damals gar gemein war, sich eine Braut zu rauben. Diese Wälle hiessen Drachen, und daher kommen die Drachen, die Schätze bewahren. Die Tapferkeit war fast ihre einzige Tugend. Selbst ein Fräulein hatte noch einmal soviel Freyer, wenn sie ihren Mann vor der Faust erlegen konnte, woher denn auch die Amazonen entstanden, und es war schwer eine Braut zu finden, wenn man nicht Proben von seinem Muthe an Tag gelegt hatte. Königssöhne und Baurenkinder wurden miteinander erzogen, und jene mußten sich mit diesen schlagen, wenn sie Genugthuung haben wolten. Kälte, Hunger und Ungemach lernten alle gleich ausstehen. Es ist also kein Wunder, wenn im Norden, wo die Natur selber grosse Kräfte giebt, ein Vaterland von Kämpfern und Riesen war. Gemeine Leute wohnten unter geflochtenen Aesten, oder in Berghölen, an einem beständigen Feuer ganz vergnügt. Selbst die größten Häupter trieben den Pflug, und

schämten sich keiner Arbeit. Bey ihrem harten Leben hatten sie viele Weiber und vermehrten sich sehr. ——

VIII.

Plan einer gelehrten Zeitung.

Die Vorzüge eines kritischen Wochenblatts bestehn in dem äussern Vorschube, im Verstande, und im Willen des Verfassers.

Zum äussern Vorschube gehört hauptsächlich die Anschaffung der nöthigen Bücher. Es müssen aus den verschiedenen Ländern, wo die schönen Künste blühen, aufs geschwindeste, vornemlich die guten, und auch neben diesen so viel neue Bücher als möglich, zur Hand gebracht werden. Dieß kann einigermassen in einer Handelsstadt durch die gewöhnliche Buchhandlungen erlangt werden. Auch ein reicher Gelehrter, ein Crew, kann endlich auch durch Handelsleute es erreichen, die Neuigkeiten der meisten europäischen Länder frühe zu erhalten. Aber weit erwünschter ist es, wenn der Fürst; oder die Räthe des Fürsten, selbst die Auslage thun, und ohne die nothwendig furchtsamen und langsamen Anstalten eines Kaufmanns abzuwarten, mit der Eile und mit dem uneigennützigen Aufwande die Neuigkeiten anschaffen, die niemand in einer minder erhabenen Stelle fast übernehmen kann.

Der Verfaſſer ſelbſt muß überdem einen ſo viel möglich ausgedehnten Briefwechſel unterhalten: er muß von den Schickſalen der Gelehrten, von ihren Bemühungen, von ihren Arbeiten, die geſchwindeſte Nachricht einziehen, von welcher der Litterator die Wahl der anzuſchaffenden Neuigkeiten abnimmt. Er wird durch dieſen Briefwechſel viele geheime Umſtände erfahren, die ſein Urtheil richtiger und origineller machen. Eben hiezu dienen die Wochen- und Monatſchriften oder ſogenannte Journale. Der Verfaſſer einer gelehrten Zeitung muß derſelben ſo viele haben als immer möglich iſt; aus ihnen nimmt er gleichfalls das Verzeichniß der in entfernten Ländern gedruckten Bücher: Er kann zwar nicht vollſtändige Beurtheilungen und Auszüge, aber doch zuverläßige Nachrichten von der Wirklichkeit neuer Werke für ſeine Leſer aus denſelben ziehen, die dadurch ſo viel erhalten, daß ſie ſich die nützlichen und unentbehrlichen Bücher anzuſchaffen ermuntert werden. Es können auch einige Länder ſo entfernt, oder durch Kriege von uns ſo getrennt ſeyn, daß man die wirklich exiſtirende Bücher zu ſpät erhalten würde, und man alſo die Beurtheilungen wohl geſchriebener Tagebücher mit Nutzen ſeinen eigenen Anzeigen einrücken darf, welches aber nicht anders als aus Noth, und mit einer billigen Vorſicht geſchehen muß.

Der Verſtand des Verfaſſers iſt die zweyte nothwendige Bedingung; wenn eine gelehrte Zeitung nicht

pöbelhaft und elend seyn soll. Er muß so viele Sprachen, als möglich verstehn, und so viele Wissenschaften besitzen, als die menschliche Schwachheit zuläßt; und weil es nicht möglich ist, den Umfang vieler Wissenschaften mit gleicher Stärke zu besitzen, so ist es besser, wenn verschiedene Gelehrte zusammentreten, von welchen ein jeder die ihm bekanntesten Theile zu seinem Zwecke wählt.

Der Verfasser einer gelehrten Zeitung muß die Geschichte seiner Kunst inne haben, er muß wissen was alt, gemein, neu, wahrscheinlich, wahr und glaubwürdig ist: denn alle diese Eigenschaften eines Buches, und der Stellen eines Buches, müssen unumgänglich den Hauptwerth seiner Beurtheilungen ausmachen. Er muß in seinen Wissenschaften so gründlich seyn, daß er ein gültiges Urtheil über den Werth der Dinge fällen kann. Seine Aufmerksamkeit bey Durchlesung der Bücher, von denen er Auszüge macht, muß ihm das Wahre, Neue, und Vorzügliche derselben entdekken, er muß einsehn, wodurch ein jeder Schriftsteller sich von andern unterscheidet, und entweder weiter geht oder zurück bleibt. Sein Auszug muß so viel als möglich kurz seyn, auf wesentliche Dinge gehn, und eben so wenig Kleinigkeiten wählen, als wichtigere Dinge auslassen. Es ist dabey zu wünschen, daß der Verfasser rein, scharfsinnig und aufgeweckt schreiben möge. Grosse und schöne Werke können weitläuffiger, kleine und schlechte kürzer abgethan werden. Gar zu

schlechte,

ſchlechte unnütze, und kleine flüchtige Schriften werden völlig unangezeigt gelaſſen.

Was den Willen betrift, ſo finden wir die Billigkeit des Verfaſſers ſo nöthig, als ſeine Gelehrſamkeit. Eine gelehrte Zeitung ſoll das Gute anpreiſen, das Mittelmäßige anzeigen, das Schlechte entſchuldigen, das Falſche und Elende beſtrafen. Sie iſt ein Zeugniß, auf welches ein Käufer ſich ſoll verlaſſen können; der Leſer muß daraus zu guten Büchern ermuntert, und von ſchlechten abgehalten werden; kein Eigennutz muß des Verfaſſers Feder beſtechen. Ich rede nicht von dem groben Eigennutz einer feilen Feder, die man um Geld, um geſchenkte Bücher, oder durch niederträchtiges Bitten erkaufen kann. Nein, ſelbſt der feinere Eigennutze der Gleichheit eines Verfaſſers mit unſrer Meinung oder unſrer Sekte, und ſeine Freundſchaft, oder gegen uns bezeigte Abneigung, muß uns zu nichts vermögen, das der Wahrheit zuwider wäre. Ich wehre einem Mitgliede einer gelehrten Geſellſchaft, wo eine hohe Schule iſt, deswegen nicht, von ſeinen Mitarbeitern eine höflichere und günſtigere Nachricht zu geben. Der Fürſt, der den Verfaſſer einer gelehrten Zeitung und ſein Werk beſchützt, verlangt ausdrücklich, daß durch daſſelbe dem gemeinen Beſten gedienet werde, und dieß kann nicht befördert werden, ohne die beſondern Vorzüge der Perſonen jener Geſellſchaft zu erheben, deren Aufnahme man ſucht. Aber auch hier muß dennoch die Wahrheit niemals leiden.

Die Farben können lebhafter und angenehmer seyn, das Gemälde aber muß dennoch ähnlich bleiben.

Nichts ist niederträchtiger und schädlicher als die Aufführung jener Zeitungsschreiber, die niemand loben, als wer das Lob mit Geschenken, mit seiner Unterwerfung, oder mit seinem Eintritte in ihre Sekte bezahlt; die hingegen alles schelten, was ihren Meinungen, Absichten und Freuden zuwider ist. Diese Leute bedenken nicht, wie sehr sie sich gegen die Wahrheit, die Billichkeit, und das allgemeine Beste vergehen. Sie reissen der Wahrheit und der Gründlichkeit ihre Kronen ab, und setzen sie auf den unwürdigen Kopf eines Schmeichlers, eines Klienten, eines Sektirers, eines Käufers. Sie schlagen die billige Hoffnung der geschäftigen Arbeitsamkeit nieder, und ermuntern den Frevel der schwatzhaften Frechheit. Wir wollen niemand bezeichnen; aber es hat zu allen Zeiten nur gar zu viele Zeitungsschreiber von dieser Art gegeben.

Wir wollen gern anrathen, daß überhaupt ein gelehrter Zeitungsschreiber gelinde sey, und eher mit Höflichkeit als mit Schärfe zuweit gehen soll. Wir sind allen Menschen Liebe, und folglich die Beförderung ihrer Glückseligkeit schuldig; diese hängt auf Erden in einem großen Grade von ihrem Ruhme ab; diesen müssen wir also, so lange es die Wahrheit leiden kann, eher vergrössern als mindern, es mag dann auch die beurtheilte Person uns fremd oder unbekannt, oder auch gar zuwider seyn.

Wenn jemand eine ſcharfe Beurtheilung verdient, ſo ſind es diejenigen Schriftſteller, die mit einer ſeichten Gelehrſamkeit eine groſſe Meinung von ſich ſelbſt beſitzen, die ihre Gedanken für neu, für wahr, für erwieſen ausgeben, wenn ſie ſchon alt, zweifelhaft oder falſch ſind; die auf die Verachtung anderer ſich ſelbſt Altäre bauen, und deren gute Meinung von ihren eigenen Verdienſten in die Gemüther der Leſer, zum Schaden der Wahrheit, einen Eindruck machen könnte.

Niemand aber iſt weniger des Mitleidens würdig, als gelehrte Diebe, die mit der Frucht der beſcheidenen Arbeitſamkeit zu prangen ſuchen. Es ſcheint eine Pflicht zu ſeyn, ihnen den fremden Schmuck auszuziehen und ſowohl den Eigenthümern die verdiente Ehre wieder zu geben, als dem vermeſſenen Räuber ſeinen unverdienten Ruhm zu entreiſſen.

Sind wir den Menſchen ſo viele Pflichten ſchuldig, ſo ſind wir noch durch unendlich mehrere gegen Gott verbunden. Die Ehre des oberſten Weſens zu befördern, muß uns nicht eine kalte unwirkſame Pflicht, es muß uns eine Luſt, ein reizendes Vergnügen ſeyn. Sollten wir nicht gegen unſern wahren Vater eben ſo kindlich, eben ſo liebend, ſo treu und ſo ergeben ſeyn, als gegen unſere ſterblichen, oft ſo fehlerhafte Eltern? — —*)

*) Vorrede zu den göttingiſchen gelehrten Zeitungen v. Jahre 1747.

IX.

Das Recht des Rezensenten. *)

1748.

Der Verfasser einer gelehrten Zeitung sollte billig unbekannt seyn, warum soll er an sich selber büssen, was dem allgemeinen Publiko zum besten geschiehet?

Einige haben gemeint, man müße in gelehrten Zeitungen bloß den Inhalt des Buchs dem Leser bekannt machen, und weder loben noch Fehler anzeigen. Das letztere lasse herrschsüchtig und verursache Streitigkeiten, das Loben aber wäre schmeichlerisch.

Aber der Nutzen des Publici spricht anders. Durch eine übelverstandene Gutherzigkeit würden solche Blätter vollkommen ohne Salz ohne Kraft und Würkung, und eine unnöthige Last der Presse seyn.

Man setze, wir zeigen Gellerts Fabeln der Welt auf diese Art an. Ein Hut, ein Greis, die Nachtigall und der Kukuk, die Nachtigall und die Lerche. Wird der Leser etwas wissen, wenn er diese Titel weiß. Kann nicht der elendeste Sänger auf eben diese Vögel und Fabeln fallen, und muß nicht ein Unterschied zwischen Gellerts Fabeln und zwischen den Fabeln eines S. seyn?

Wenn wir aber sagen, der Greis rührt uns und erregt mitleidige Thränen, die Nachtigall und die Lerche

*) Vorrede zu dem 1743. Jahrgang der göttingischen gelehrten Zeitung.

ist eine scharfsinnige Warnung für die Dichter, die gar zu lang fruchtbar seyn wollen; der Hut ist eine schalkhafte und natürliche Vorstellung der Veränderungen, denen die Weltweisheit unterworfen gewesen; dann sagen wir dem Leser etwas, er lernt wünschen diese Fabeln zu sehn, der Weg zum Geschmacke, zum Vergnügen wird ihm geöfnet.

Wenn ein Winslow den Umfang der Zergliederung des menschlichen Leibes beschreibt, so redet er von der Leber, der Lunge, der Milz, dem Magen; von allen diesen Theilen redet das elendeste Handbuch auch. Was sage ich also dem Leser, wenn ich sage: des Winslow erster Theil handelt von den Knochen, der zweyte von den Muskeln, der dritte von den Nerven und Adern, der vierte von den Eingeweiden; und im letztern sind wieder drey Theile von dem Kopfe, der Brust und dem Bauche. Ich sage dem Leser platterdings nichts, wenn ich ihm alles dieses gesagt habe. Wenn ich aber bezeuge, daß ich Winslows Werk gelesen, daß ich alles nach der Natur mit Sorgfalt und Geduld beschrieben angetroffen habe, daß er niemand als seinen eigenen Untersuchungen gefolget, daß er der meisten Muskeln Würkung und Nutzen neu und nach eignen Gründen angegeben, daß er dieses und jenes (welches ich bezeichne) verbessert und erfunden; daß seine Beschreibung frischer Knochen, und die von den Adern und den Nerven das beste seye, was wir von diesen Theilen haben, dann habe ich wieder dem Leser gedienet, er ist auf ein

vortreflichen Buch gewiesen, ich zeige ihm eine schätzbare Quelle neuer Wahrheiten, ich mache den Fürsten, die tüchtige Leute suchen, die Wahl leichter, und was das allermeiste ist: ich ermuntere den Fleiß, und belohne, so viel an mir ist, die für das allgemeine Beste bemühte Bestrebungen.

Wir glauben nach dieser Betrachtung, würde man uns das Recht zu loben nicht absprechen, es müßte denn seyn, daß der Rezensent durch eine ungerechte Austheilung des verdienten Ruhms dieses Vorrecht verlöhre.

Aber mit dem Tadeln, oder wie man es eigentlich gelinder, obwohl undeutsch heißt, Kritisiren, wird vielleicht der Beweis schwerer seyn. Soll ein Weltbürger den andern unglücklich machen? seine vielleicht unbekannten Fehler an Tag bringen? ihm den Zugang zum Ruhm und zur Beförderung versperren? an seinen Feinden, unter dem Schilde des incognito, und unter dem Schutze einer öffentlichen Bestallung sich rächen, seine persönliche Meinungen, seine Sätze vertheidigen u. s. f.

Von allen diesen Einwürfen fühlen wir das Gewicht aufs empfindlichste. Unsre Ueberzeugung liegt am Tage, man darf nur unsre Blätter lesen, und sich selbst belehren, wie selten, und dennoch wie gelinde wir unsre Urtheile abgefaßt haben.

Wir haben in der vorigen Vorrede uns schon erklärt, daß wir verschiedenen Klassen von Leuten unser

Mißfallen bezeugen würden. Diejenigen die wieder Gott sich auflehnen; die Diebe fremder Arbeiten; die Baumeister von Kartengebäuden, die das regelförmige Wesen der Mathematik ohne die geringste Stärke besitzen; die Wiederholer alter und bekannter Wahrheiten, die dieselben für etwas eignes mit Vorbeygehung ihrer Quellen vortragen, alle diese Leute haben wir versprochen bekannt zu machen, und haben es gethan.

Wenn ein Mann ein fremdes Buch übersetzt und sich selbst zuschreibt, ist es nicht billig, daß man den Diebstahl anzeige; oder ist ein Pferd mehr werth als ein Buch das vieler Jahre Mühe gekostet hat? Würde unser Stillschweigen nicht einen grössern Mangel der Liebe gegen den leidenden Theil anzeigen, als unser Warnen gegen den Beleidiger thut?

Wenn ein Mann einen falschen Grund setzt, und hierauf ein mathematisches Gebäude aufführet, dessen ganzer Werth die zehende Dignität von Nichts ist, sollen wir unangezeigt lassen, wie sehr ein solcher Mann die Welt betriegt, da er der Jugend unter dem furchtbaren Kleide der Mathematik Irrthümer mitgiebt, und sie mit der versicherten Hoffnung einer tiefen Einsicht von sich läßt, da doch diese Einsicht nur in ein Fabelreich sich erstreckt, ohne daß sie in die Gegenden der Wahrheit jemals einen Blick gethan? Ist ein solcher Mann nicht ein Falschmünzer im Reiche der Wahrheit, der seine schlechteste Waare mit dem Stempel auf-

drückt, der auf Silber einen kostbaren Werth anzeigt? Oder ist dem gemeinen Wesen mehr an einigen falschen Thalern gelegen, als an einer Reihe übelangeführter Aerzte, oder anderer untüchtiger Mitglieder des gemeinen Wesens? Erfordert es nicht das Wohl der Welt, daß man sie warne: hier wird Irrthum unter dem Kleide der Wahrheit verkauft.

Aber Feinde tadeln, ist das großmüthig? Wir kennen keine andern Feinde als die Feinde der Wahrheit; und diese verdienen alsdann noch Schonung, wenn sie sich neben der Wahrheit auch an uns vergriffen hätten.

Wir sind fast versichert, eine billige und gegründete Kritik ist ein unentbehrliches Amt in der gelehrten Welt. Sie schreckt den elenden Skribenten von der Feder; sie zwinget den mittelmäßigen sich anzugreifen; sie warnt den Großen sich selbst nichts zu schenken, und nichts Unvollkommenes, nichts Uebereiltes zu liefern. Sie breitet in ganzen Ländern den Geschmack aus. Ohne die Kritik würden die schönen Künste in Frankreich nicht so blühen. Die Tadler des Cid haben dem Corneille einen Cinna, einen Horatius abgezwungen. Boileau hat den Chapelain, und viele andre Mittelmäßdichter, vom Parnasse vertrieben, und ihn für die gröſſern Geister geöffnet. Wir sind versichert die Künste, und die Poesie, sind eben vorzüglich darum in Deutschland noch minder hoch, als in den angränzenden Ländern gestiegen, weil man mit dem mittel-

mäßigen zu viel Geduld gehabt, und seine Hochachtung zu wohlfeil gegeben hat. Viele Dichter würden in einen engen Raum zusammengehn, und ihr Ruhm würde in einem umgekehrten Verhältnisse der Bogen steigen, wenn es erlaubt wäre, bey sonst schätzbaren Männern die Stellen auszuziehen, wo sie sich nicht genugsam bemühet haben, für die Ewigkeit zu arbeiten. Wir halten es für ein Unglück, daß man noch allzuviele unbedingte Lobsprüche zu machen nicht vermeiden kann. Große Männer sollten es nicht übel nehmen, wenn man nebst dem verdienten Lobe, auch einige Schwächen anzeigen dürfte. Aber der Mangel des Incognito erlaubt vielen diese nöthige Freyheit nicht.

Es ist wahr, die Kritik thut der Eigenliebe des Verfassers wehe. Aber sie ist wie ein aufrichtiger Freund, dessen Tadel viel nützlicher als das heucheln eines Schmeichlers ist. Der einzige Weg seine Fehler zu bessern, ist, sie kennen zu lernen.

X.

Racine.

1748. (S. 62.)

Wir freuen uns über die neue Ausgabe dieses tugendhaften, frommen und reizenden Dichters, der die so schnöd mißbrauchte Dichtkunst wieder zu ihrem allerälteſten Zwecke zurück gerufen hat, nemlich Gott zu lo-

ben und die Menſchen zur Tugend anzufeuren. Das Gedicht über die Religion hat der jetzige Pabſt ſelbſt mit verdienten Lobſprüchen in einem eigenen durch den Kardinal Valenti geſchriebenen Brief belohnt. — — Man findet übrigens überall Spuren, daß Racine die Engelländer, und unter dieſen vorzüglich den Milton, nachgeahmet hat. — In zweyen Briefen über die Seelen der Thiere iſt unſer V. etwas mehr Carteſianiſch als man es heutiges Tags gemeiniglich iſt. Er zieht ſeinen Hauptgrund aus der Gerechtigkeit Gottes, der die Thiere, wie er meynt, nicht könnte unſchuldig leiden laſſen, wenn ſie würklich empfänden und litten. — In ſeinen heiligen Oden hat er die Pſalmen nachgeahmt, und dadurch ſeiner reinen und flieſſenden Schreibart eine Majeſtät gegeben, die auch bey ſeiner ſinnreichen Nation noch ſehr ſelten iſt.

Seine Theorie der Dichtkunſt iſt aus den reinſten Quellen des Alterthums und vornehmlich vom Homer hergenommen. Daß es aber wahr ſey, wie Racine aus guter Abſicht verſichert; Homer habe überall die Verbeſſerung der Sitten zum Zweck gehabt; können wir um ſo weniger glauben, je gewiſſer uns bekannt iſt, daß die Pralerey, die Grauſamkeit, der Betrug, die Wolluſt, in den Zeiten Homers keine Laſter geweſen. — — Das weſentliche der Poeſie beſtehet nach Hr. Racine blos im Rührenden, oder wie er es nennt im Enthuſiasmo, der aber bey ihm nichts anders, als ein erregter Affekt iſt, der aber verſchieden

seyn, und zur Freude, zur Traurigkeit, zur Verwunderung u. s. f. gehören kann. — Die gehäuften Figuren sieht er als die vornehmsten Unterscheidungszeichen der Poesie von der Prose an; und diese Figuren finden selbst in der natürlichen Sprache der Affekten Platz. Er zählt auch die Versetzung der Worte unter die Merkmale der poetischen Schreibart, und ist darinn einer ganz andern Meynung als unsre Antiparticipianer. Den Nachdruck dieser veränderten Ordnung beweisst er mit ausgesuchten Stellen des Corneille und andrer grossen Dichter, und verachtet den furchtsamen Syntax der prosaischen Poeten. — — — Er vertheidiget die Lehrgedichte, unter welchen sein eigenes de la Religion einen so vorzüglichen Rang verdient. Virgils vier Bücher vom Landbau sind ein unwiedersprüchliches Zeugniß, daß ein Lehrgedichte edel, erhaben und reizend seyn könne. Er zeigt ferner, wie die alten Dichter sich befliessen der Natur nachzuahmen, und wie genau die Andromache, die Iphigenia, und die Phaedra des Euripides nach dem Geschmacke und den Vorurtheilen der Athenienser eingerichtet gewesen. Seine Warnung, das Trauerspiel sey ein Gespräch, und daß folglich allemal die redende Person und nicht der Dichter sprechen müsse, ist von uns schon öfters den deutschen Dichtern wohlmeinend gegeben worden. Sie sollen ungekünstelt reden, denn sie sind Menschen, aber edel, denn sie sind Helden. Hr. R. vergleicht hierauf mit den griechischen obenbenannten Trauerspielen diejenigen,

die sein Großvater über eben dieselben Geschichten gemacht hat, und zeigt, daß er so genau sich nach den französischen Sitten und der Art zu denken gerichtet, als jene Alten nach der Griechischen. Wir wünschten, daß Hr. R. überall eben so billig vom Milton geurtheilt hätte, wie er bey gewissen Gelegenheiten gethan. Wir wissen noch nicht, worinn Hr. R. findet, daß Milton Gott und den Engeln unanständige Reden in den Mund gelegt. Doch gesteht er, daß Milton uns erhebt, das kein Tasso kann: obwohl er mit minderer Urtheilskraft gleich darauf das erhabene im Milton dem Homer, und das, was ihm nicht gefällt, dem durch den kalten Himmelsstrich gelähmten Geiste Miltons zuschreibt. Was er vom Genie sagt, ist mehr mahlerisch, als philosophisch. Er beschreibt ein Genie dadurch, daß es in seiner Art ausnehmend seye. Uns scheint aber Genie etwas ganz anders zu seyn. Der Mann, dem man Genie zuschreibt, muß durch die Natur zu einer gewissen Kunst oder Wissenschaft vorzüglich tüchtig gemacht seyn; und er muß seine Mühe und Fleis eben auf diesen Vorwurf gewandt haben, den ihm die Natur zugedacht hat. Wir schliessen mit dem edlen Gedanken des Hrn. R. daß ein Dichter nur in so ferne lobenswerth sey, als er nützlich ist.

XI.

Klopſtock.

1748. (S. 757.)

Wir haben das vierte Stück des vierten Bandes der neuen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes nicht durchleſen können, ohne dem Leſer unſre Gedanken von dem darinn enthaltenen Anfange zu einem Heldengedichte bekannt zu machen. Es ſind drey Geſänge davon hier zu leſen, das übrige ſoll gleichfalls ſchon fertig ſeyn, und der beſcheidene Verfaſſer hat es nur aus einem löblichem Mißtrauen zurückbehalten, bis er die Meynungen der Kenner darüber eingeſammlet haben wird. Die Verſe ſind nach dem römiſchen Sylbenmaß in Hexametern ohne Reimen. Uns iſt dieſe neue Art von deutſchen Verſen gar nicht anſtößig, ob wohl andre ſeyn mögen, denen die vielen Dactylen hüpfend, und die Spondeen holpricht vorkommen. Wir laſſen uns dadurch gar nicht hindern, eine ungemein nachdrückliche, poetiſche und erhabene Kraft in den Ausdrücken durchaus, zu finden, die wir in unſerer Sprache noch ſelten ſo Miltoniſch und ſo vollkommen bemerkt haben. Die Geſänge, die wir geleſen, ſind hauptſächlich mit den Thaten und Gedanken der guten und böſen Engel angefüllt, die freylich einen natürlichen Anlaß zu erhabenen Bildern geben. Der Titel iſt der Meſſias, und der Verfaſſer Hr. Friedrich Gottlieb Klopſtock.

XII.

Ueber den Flor des schwedischen Reichs nach J. Faggot. *) 1748. (S. 834.) f.

Der Verfasser zeigt kurz und deutlich, und auf eine auch andern Völkern in vielem nützliche Weise, warum in Schweden das Land weder bewohnt noch reich sey, und wie beyden Fehlern könne geholfen werden. Die Natur will er gar nicht angeklagt haben, und versichert sich, daß Engelland vor seinem jetzigen vortreflichen Zustande in der Handlung und im Ackerbau eben so schlecht, und in vielen noch schlechter an Grund und Erde als Schweden gewesen. Er theilt die Fehler, denen er abgeholfen haben will, in vierzehn Hauptstücke. Der erste, der in Deutschland aufs wenigste eben so groß ist, beruht auf der akademischen Auferziehung, da nicht nur allzuviele Leute sich auf Wissenschaften legen, sondern auch bey den ordentlichen Studien die Haushaltungskunst, die Kenntnisse der Natur, der Landesprodukte, des Ackerbaues, des Bergwesens und anderer gemeinnützigen Künste versäumt werden; woraus denn folget, daß der Edelmann, der Prediger, der Amtmann, die aus akademischen Mitbürgern gewählt worden, nicht den geringsten Begriff von demjenigen haben, was

*) Swenska Landtbrukets hinder och Hiälp. Stokh. 1746.

zur Aufnahme der Güter und zur Nutzung der Natur gehört, und woraus dann wieder die Folge sich auf den Bauern selbst erstreckt, der bey seinen Vorgesetzten, die selbst erst durch die Erfahrung mit Schaden sich belehren, kein Licht erhalten kann, und also bey seiner alten, oft ihm äusserst schädlichen Weise bleibt. Diesem Uebel kann abgeholfen werden, wenn alle obbenannte zum Reichthum eines Volkes abzielende Künste, und zumal die Kenntniß der Natur auf Akademien gelehrt, und die Jugend nicht blos in Theorien, Sprachen und tiefsinnigen Ueberflüßigkeiten unterwiesen wird. Hierzu hat man in Schweden nunmehr einen rühmlichen Anfang gemacht, und zu Upsal und Abo eigene Lehrer in der Haushaltungskunst bestellt. Der II. Fehler ist, des H. F. Meynung nach, das Frohnen, das bey den Kron- und adelichen Gütern geschieht, wobey der Bauer seinen eigenen Ackerbau versäumt, und einen viel grössern Schaden leidet, als der Nutzen ist, der der Herrschaft zuwächset: da zumal in dem weitläuftigen Schweden, der Bauer seine Frohne drey oder mehr deutsche Meilen weit thun, und für einen Arbeitstag drey versäumen muß. Er rechnet diesen Schaden auf den 30000 Höfen, die frohnen, wenigstens auf 300,000 Tonnen Korn, davon eine jede 5600 gevierte Zölle in sich faßt. Hr. F. räth hier, und fast überall, seinen Landsleuten des freyen Engellands Maasregeln an, und glaubt, es würde ein unsäglicher Nutzen seyn, wenn man alle

Kron- und adeliche Güter eintheilte, und Bauren auf die Theile setzte, die einen Pacht an Geld und Naturalien geben. In dem Schweizerland, wo Frohnen an den wenigsten Orten erhört ist, und die Bauren nichts als ihre eigne Güter bauen, zeigt der allgemeine Reichthum die Richtigkeit des Rathes unsers Verfassers. Der III. Fehler besteht in den vielen Handwerken, die die Bauren treiben, die den Bürgern gehören, und von jenen aus Mangel des nöthigen Geräthes sehr unvollkommen getrieben werden, wozu Hr. F. hauptsächlich die Fischerey rechnet, und mit Recht tadelt, daß man in Schweden keine Laichzeit schont, die Fische also täglich abnehmen, und die Nachkommen den Genuß der vielen Seen und Flüsse ganz verlieren werden. Der IV. besteht in den Gütern, die die Regierung in Schweden, statt des Soldes, dem Kriegsstaate, den Priestern, und andern obrigkeitlichen Personen zum Genusse lebenslang hingiebt. Diese werden, wie Hr. F. zeigt, schlecht von diesen Personen genutzt, die weder Zeit noch Kenntnisse zum Ackerbau haben; alle dahin gehörige Gebäude, Zäunungen und andre Geräthschaften mit Unwillen und sparsam anschaffen, und die Erde, die dem Besitzer nicht eigen ist, aussaugen und erschöpfen. Auch diese Güter räth Hr. F. an mit Bauren zu besetzen, die jährlich ein gewisses davon den Besitzern entrichten müßten, weil doch niemand das Land besser nutzen kann als ein Bauer. Im V. will er, daß man die Unreinigkeiten

in

in den Städten zu rathhalten, und die Bauern zwinge, dieſelbe dort ab- und auf ihre Güter zu holen, die ſie dadurch ausnehmend verbeſſern können. Nürnberg gibt hievon ein deutliches Exempel. Das VI. begreift die ſchlechte Art das Land zu bauen, und erhält vermittelſt des 1. ſeine Verbeſſerung. Im VII. eifert Hr. F. wieder das Brandteweinbrennen, das ganz allein 200000 Tonnen Getreide wegnimmt, und er bey Leib und Lebensſtrafe abgeſchafft haben will, wogegen er meint, man könne aus gewiſſen wilden Früchten (und zumahl aus Vogelkirſchen und Zwitſchern, in Deutſchland aber aus ſchwarzen wilden Kirſchen) einen viel angenehmern Geiſt eben ſo wohlfeil abziehen. Im VIII. tadelt er die vielen kleinen Verſtückungen der Bauern-Güter, und räth an, zu veranſtalten, daß ein jeder das ſeine, zu leichterer Befriedigung und Nutzung, in einem Einſchlag haben möge, wie es in den reichſten Theilen der Schweiz iſt, aber groſſe Schwierigkeiten hat, wenn es erſt veranſtaltet werden ſoll. Im IX. klagt er über den Mangel an Vorrathshäuſern an Korn, deswegen bey dem geringſten Mißwachſe ſo gleich eine Theurung entſteht, wobey viele Landleute ihr Leben einbüſſen. Im X. ſtellt er vor, daß die Kirchſpiele viel zu groß, die Leute in den Wildniſſen bis zehn deutſche Meilen von dem Prediger entfernt, und deßwegen faſt nur die Flüſſe und ihre Ufer bewohnt ſind, die andern abgelegenen Gefilde aber ledig ſtehen. Er räth auch die Kirchſpiele zu theilen und kleiner zu machen. Im XI. zeigt er, wie eben der Mangel

an Einwohner den Landbau ſchwerer macht, und in Engelland vor dieſem, ehe es recht bewohnt geweſen, fremdes Korn eingeführt worden, da es nunmehr bey einer vielfach mehrern Anzahl Einwohner, an die Fremden Korn ſchickt. Er rechnet hierbey aus, daß anſtatt der 80000 Höfe, die in Schweden jezt ſind, gar wohl 450000 angelegt, und die Einwohner von drey bis auf neun Millionen vermehrt werden könnten, ohne daß der geringſte Mangel an Land zu ihrer Nahrung entſtehen würde. Er ſchlägt zur Bevölkerung des Landes vor, gewiſſe Geſetze abzuſchaffen, und allen Leuten, auch Taglöhnern, zu erlauben, ſich, wo ſie wollen, niederzulaſſen, für die Findlinge und unehlichen Kinder zu ſorgen, zu den Ehen aufzumuntern u. ſ. f. Das XII. Hauptſtück iſt auch ſchon berührt, und beſtehet im Mangel genugſamer Städte, deren in Schweden nur 107. und folglich kaum ſo viel als in der Schweiz ſind, die eine der kleinſten Provinzen von Schweden ausmachen würde. Hierdurch wird der Bauer am Abſaz ſeiner Landesprodukten gehindert, und gezwungen allerley Handwerke zu treiben, die Städte hingegen wieder in die Unmöglichkeit geſezt, rechte Handwerke zu ernähren. Viele Landſtriche ſind deswegen ſo unwerth, daß man hundertmal ſo viel Land, als um Stokholm, um das gleiche Geld kaufen kann. Manufakturen, Fiſchereyen, die Anlockung der Fremden ſind für dieſes Uebel ein Mittel. Das XIII. Hauptſtück geht das Kammerwerk an, worin wir uns nicht einlaſſen, ſondern nur bemerken wollen, daß die

klügſten Fürſten, wie der K. von Sardinien, zur Anlegung billiger und doch zureichender Schatzungen eben das Mittel ergriffen habe, das Hr. F. vorſchlägt, daß ſie nemlich das ganze Land genau ausmeſſen, und eines jeden Guts jährlichen Betrag ausrechnen laſſen, und ſich in ihren Auflagen darnach richten. Im XIV. beklagt er, daß die Landeseinwohner ſelber viele dem allgemeinen Beſten wiedrige Abſichten haben, diejenigen, die mit Korn handeln, oder daſſelbe erzielen, theure Zeiten wünſchen u. ſ. f. Endlich zieht er die Mittel ins Kurze, wodurch er ſeinem Vaterlande aufzuhelfen meint. Das erſte iſt die Belehrung des vornehmern Theils der Nation durch beſſer eingerichtete Akademien, und die Verminderung der Anzahl der Gelehrten; das andere die beſſere Einrichtung der Kammer: Hierauf die Magazine, und andre ſchon beſchriebene Einrichtungen und Anſtalten, wodurch er nur in den vier Artikeln 2. 4. 5. und 7. in die 800000 Tonnen aufzubringen hofft, und alſo mehr, als Schweden jährlich den Fremden abkauft.

XIII.

Ueber die Mittel ein Land in Aufnahme zu bringen

Nach dem Schwediſchen *)

1748. (S. 851. f)

Der V. zeigt erſtlich, daß die Grundfeſte aller Gröſſe in einem Reiche die Menge der Einwohner iſt, und zwar mit dieſem Umſtande, daß nicht nur die Anzahl der Einwohner überhaupt groß, ſondern auch insbeſondre in einem groſſen Verhältniſſe gegen die Weite des Landes ſeyn muß. Er iſt vollkommen der Meinung des Engelländers, der Wallis, Schottland und Irrland gerne in die See hätte verſinken ſehen, wenn die Einwohner davon in dem übrigen Engelland wären erhalten worden. Eben ſo meint unſer Ungenannte, könnte Schweden eben ſo mächtig ſeyn, wenn alle ſeine Unterthanen in Finnland übergiengen. Doch es leidet dieſer Satz wohl eine Einſchränkung. Ein groſſes Land hat auch ſeine Vortheile. Es können in demſelben mehr verſchiedene Früchte der Natur gefunden werden, als in einem kleinen. Schweden kann, wenn ſeine jetzigen Bergwerke erſchöpft ſind, hoffen, neue zu entdecken. Es können auch gewiſſe Waaren in einem Lande erzielt werden, die eine groſſe Weite erfordern, wenn ſie ſollen ausgeführt werden. So iſt in Schweden das

*) Sätt at igenom politiſk arithmetica utröna landers och rickens husholning 8 Stokholm. 1746. (Vermuthl. v. Hr. Berch.)

Holz, die Bodasche, die Kohlen und dergleichen; in Portugall und Frankreich das Salz, in Deutschland die Schaafe u. s. f. Doch unser Ungenannte wendet sich hierauf zu den Mitteln den erwünschten Reichthum an Volk zu erhalten: Religionsfreyheit, Annehmung der Vertriebnen, Beobachtung eines züchtigen Lebens, Aufmunterung zum Ehestand, Ausſteuren an Arme, Vorsorge für Fündelkinder, für Kindbetterinnen, für Eheleute, die mit vielen Kindern gesegnet sind, für gefangne und strafbare Leute, gehören hieher, wohin wir überhaupt als das allergewisseste Mittel eine gerechte und ordentliche Regierung zählen, unter deren Schutz jedermann vor aller Unterdrükung frey ist. Hierauf folgen des V. Gedanken über die nützlichen und unnützen Maschienen, wovon er sehr viele Beyspiele anbringt, und mit den Engelländern meint, diejenigen seyen zu verwerfen, die zu viele Menschen um ihre Nahrung bringen. Aber dieses Uebel ist von kurzer Dauer, und der Schade, der aus Entbehrung nüzlicher Maschinen herrührt, ist von ewiger Dauer, weil sie den andern Völkern die wolfeilere Ausarbeitung der Waaren in die Hände spielt. H. V. betrachtet weiter die sogenannte politische Rechenkunst, die die Anzahl der Einwohner bekannt macht. Er zeigt, daß in dem weiten ausgestrekten Schweden nicht mehr als 331,000 Haushaltungen sind, die man etwa auf 2,648,000 Seelen rechnen könnte, da deren viermal mehr als in Engel-

land, oder 28,000,000 seyn könnten, wenn die Länder gleich bewohnt wären. Doch dieses ist wohl in Betracht der mehrern Fruchtbarkeit des Englischen Ackers, und des wenigen unbebauten Landes nicht möglich. Hierauf findet der V. warum so viel Korn jährlich um baares Geld von den Ausländern nach Schweden gebracht wird. Nämlich die wenigen Hände können das grosse Land nicht gehörig bearbeiten, sie müssen viel Moraſt und viel waldichtes ungebraucht lassen, und was sie brauchen, wird doch nicht gehörig in Obacht genommen. Es werden anstatt 130. Millionen möglicher Tonnen nur 12. Millionen Tonnen an Getraide erzielt, und von demselben nimmt der Brandtewein eine gute Anzahl weg. Wären die Hände zahlreicher, so würden die Moräste bald durchgraben, und zu Wiesen gemacht, die dürren Anger mit dem Dingen bezwungen und angesähet, das ungebrauchte Land, wie in China, nutzbar, und das gebrauchte durch seine Vertheilung vielfältig fruchtbarer werden. Der V. giebt einen Vorschlag hierzu an, daß man nemlich das Land in kleine Stücke eintheilen, die grossen Höfe zu kleinern verstücken, und also die Menge der daran arbeitenden Hände vermehren soll, da hingegen, wenn die grossen Höfe einem einzigen Erben bleiben, alle Miterben den Ackerbau verlassen, und zu weit minder nutzbaren Dienern, Soldaten, oder wohl gar zu Müssiggängern werden. Man hat auch in Engelland die Ein-

schlieſſung und Abtheilung der gemeinen Güter von sehr guten Folgen bekimden. Das Land ferner glücklich zu machen, ist es rathsam eine genaue Wissenschaft von allen seinen Theilen zu haben, und eigens geschickte Leute zu erhalten, die den Fürsten und das Volk belehren, was an dieser oder jener Stelle für Wachsthum, oder für eine Manufaktur am glücklichsten vor sich gehen dürfte. In Frankreich ist dieses Mittel mit unvergleichlichem Nutzen gebraucht worden. Im folgendem Abschnitte handelt H. B. vom Gelde, und zeigt, wie der vermehrte Zentner Silber in einem Lande eben nicht eine Vermehrung an Reichthum mache, wenn die Waaren zugleich im Preiße steigen. Sodann vom Kredit, von der Münze, von dem Uebergewicht in der Handlung, und andern Materien wo wir ihm nicht nachfolgen können.

XIV.

Anti Lukretius.

vom Kardinal de Polignak. *)

1748. (S. 886.)

Es ist bekannt, daß Lukretius die elenden Sätze des Ungefähren, und der zufälligen Bildung der Dinge vorgetragen hat. Daß es in schönen Versen geschehen sey, wird sehr oft gesagt, ob wohl uns seine

*) Antilucretius s. de Deo & natura L. IX. Amst. 1748. & Lipsiæ. 1748.

Verse sehr hart, und seine Mahlereyen übertrieben, und öfters unangenehm, und seine Schreibart voll alter Wörter und gezwungener Abänderungen, mit einem Worte seine Poesie ungefähr wie seine Philosophie vorkömmt, wenn man nicht aus der fast nothwendigen Reinigkeit der Sprache einen Vorzug machen will, die zu den damaligen Zeiten fast nicht anderst hat seyn können. Der Hr Kardinal hat sich vorgenommen, die durch den Lukretius mißbrauchte Dichtkunst zu einem bessern Zwecke anzuwenden, und die Götterssprache zu brauchen die Sache Gottes zu vertheidigen. Er hat also vor dem Lukretius einen vielfältigen Vorzug. Er vertheidiget die Wahrheit, und fällt nicht in die wunderlichen Wiedersprüche, da der Römer bald von der Tugend rühmlich spricht, und bald ungescheut sich erklärt, daß er den Lasterhaften beystehen, und sie von dem Bisse des Gewissens heilen will. Der Hr. K. hat ferner den Vorzug, daß er eine weit bessere und reichere Philosophie vorträgt. Er genießt dabey das Vergnügen, daß er sehr viele Dinge aus der Naturlehre in die Poesie überbringen können, womit sich die Dichtkunst zu schmücken noch nicht gelernt hatte; wie die Lehre von der Entwickelung der Saamen zum Beyspiel dienen kann, die der Hr. K. mit vieler Kunst und Anmuth vorträgt. Seine Verse und Schreibart sind zwar an einigen Orten, vielleicht aus einer unvermeidlichen Natur der Dinge selbst, etwas trocken und prosaisch, aber hin-

gegen an tauſend andern erhaben, reizend, und mit den beſten Blumen der alten Dichter vernünftig ausgeſchmückt. Es iſt an dem, daß der Hr. K. mehr als es nöthig geweſen, wieder den leeren Raum geſtritten, den Newton mit dem ungegründeten Vorwurf, daß er Worte ohne Meinungen wieder in die Naturlehre einführe, ohne Urſache beläſtigt, und überhaupt ſowohl als der Abt Geneſt der Wahrheit einigen Schaden gethan, indem er ſich nicht begnügt, die von allen angenommene wichtige Entdeckungen vorzutragen; ſondern es wagt, willkürliche Sätze zur Vertheidigung der Sache Gottes zu gebrauchen. Dieſer Fehler fällt auf des Hrn. K. Erziehung, und einigermaſſen auf ſein Vaterland zurück, wo in der Akademie ſelbſt die karteſianiſchen Lehren noch vor wenig Jahren ſind vertheidigt worden, und die Stellen ſind auch nicht ſo häufig, da augenſcheinlich falſche Sätze ſich in das Lehrgebäude des Hr. K. eingeſchlichen haben. Wir können ihm ſonſt nicht in allen ſeinen Wiederlegungen des Lukretius hier nachgehen, wohl aber aus unſerm Gefühle, und aus dem vereinigten Beyfall von ganz Europa die Vermuthung ziehen, daß die Liebhaber der Religion, der Weltweisheit, der Dichtkunſt, und der Sprache, allerſeits mit Vergnügen und Nutzen dieſes Werk leſen können.

XV.

Die Sitten

von Touſſaint.

1748. (S. 1040.)

Dieſes Buch iſt in Paris durch des Scharfrichters Hände verbrannt worden. Wir haben in demſelben vielen Witz und Verſtand angetroffen. Die Sittenlehre iſt durch alle Tugenden in lauter Gemählden ausgeführt, und dieſe ſind wohl gemahlt, deutlich und ſcharf ausgedrückt. Wir bedauren den Verfaſſer, der vermuthlich aus Mangel einer genugſamen Erkenntniß des göttlichen Worts, und bey dem beſtändigen Anblicke überflüßiger und übertribener Ceremonien ein Naturaliſte geworden iſt. Sein Lehrgebäude iſt dasjenige, das bey vielen in ſeiner Kirche lebenden Gelehrten herrſcht. Gott ſey ein gütiges vollkommenes Weſen, das allerdings an ſeinen vernünftigen Geſchöpfen das Gute liebt, und das Böſe aus Liebe ſtraft, ſeinen Zorn aber nicht in die Ewigkeit erſtrecken wird, auch kein Blut eines Mittlers verlangt, und keine weitere Ehren fodert, als die im Herzen ihm erzeigt wird, die äuſſern Feyerlichkeiten aber mit Gleichgültigkeit anſiehet. Aus dieſer bequemen Lehre werden aber ſchwerlich die Folgen gezogen werden, die der V. dennoch aufs eifrigſte anbefiehlt. Er will Tugend, ſo gar Liebe, Enthaltung von den natürlichſten, Wollüſten, vom Richten und Verachten ſeines

Nächsten, und andern dem menschlichen Verderben ganz unschätzbaren Vergnügen haben. Bey einem so gefälligen obersten Richter, werden ihm andre sagen, der die eigene Gerechtigkeit für vollzählig annimmt, wird dieses alles nicht so genau genommen werden. Daß er aber den beym Moses beschriebenen Gott für hassenswürdig und für so fürchterlich beschreibt, daß Moses selbst sich geschauet zu verlangen, daß man ihn lieben soll, zeigt entweder die grosse Unwissenheit des V. in der Religion, die er verwirft, oder einen sehr bösen Willen an, der wieder die erkannte Wahrheit streitet. Die harten Ausdrücke wieder die Geistlichen, und wieder die guten Werche der Kirche, worinn der V. lebt, mögen zu dem Gerichte beygetragen haben, das über seine Schrift ergangen ist.

XVI.

Richardson und Fielding.

1749. (S. 201.)

Wir sagen nichts, als was die ganze, sonst eben nicht leicht zu gewinnende englische Nation sagt, wenn wir die Clarissa für ein Meisterstück in der Abschilderung der Sitten, der Art zu denken und sich natürlich, und dennoch witzig auszudrücken ansehen. Ohne die geringste unwahrscheinliche Ebentheuer wird die Aufmerksamkeit des Lesers ganzer sieben Bände durch nicht nur erhalten, sondern beständig vermehrt. Eine

jede Linie, so natürlich sie scheint, hat Leben, und Feuer, das man bewundern würde, wenn nicht alle Linien gleich wären. Unter den vielen Gemüthskaraktern der mit in dem Drama begriffenen Personen ist nicht einer, der nicht unveränderlich durch das ganze Werk herrschet und sich erhält, so daß wir eben nicht für schwer halten, bey einer jeden Seite zu sagen, welche Person den Brief geschrieben habe. Das Rührende, Traurige, Bewegliche und Entzückende sind im fünften, sechsten und siebenten Theile, und sonderlich auf dem Todbette der Clarissa so gehäuft, daß wir die Würkung des unwiederstehbaren Pathos auch auf den unempfindlichsten Gemüthern gesehen, und Augen geweint haben, die bey wahren Unglücken ihrer Freunde beständig trocken geblieben sind. Es ist wahr, das Unglück, das der tugendhaften Hauptperson der Geschichte begegnet, scheint dieselbe zu erniedrigen, und hat für einen etwas feinen Geschmack fast etwas wiederstehendes. Aber der Verfasser hat dessen ungeachtet die Heldin in eine solche Erhabenheit wieder zu bringen gewußt, die fast mehr bey den Engeln als bey den Menschen ist. Der unglückliche Ausgang der sträfbaren Personen, und zumal der unzeitige Tod der Clarissa hat in Engelland einige wiedrige Urtheile erweckt. Aber das sollte eine Warnung seyn, und die langen Leiden der Fräulein sollten zur Lehre dienen, daß ein Frauenzimmer sich niemals wegen der gehofften Bekehrung der Treue eines unordentlich lebenden Lieb-

haberS ergeben, Eltern aber ihre Kinder zu keiner unangenehmen Heyrath auf eine harte Art zwingen sollen. Die Belohnung der Tugend ist auch an der Fräulein Howe, dem edelmüthigen und vernünftigen Belford, und selbst an der sterbenden Clarissa ohne romanhafte Geschichte beobachtet. Es ist fast bey so vielen Vorzügen nicht mehr ein Ruhm, wenn wir beyfügen, daß die Clarissa ein Muster der neuesten reinsten und zugleich der witzigsten und blumenreichsten englischen Schreibart ist, und wegen dieses Verdienstes auch in ernsthafter Leute Bücherſammlung einen Platz hoffen kann.

Wir haben gehört, daß des Hrn. Fieldings Tom Jones mit der Clarissa in England um den Vorzug gestritten, und denselben in Absicht der Menge Leser auch erhalten habe. Wir wundern uns über dieß Glück nicht, wenn wir überlegen, daß die meisten Leser Belustigung suchen, die sie an der ernsthaften Clarissa minder finden. Der Tom Jones ist in einem ganz andern Geschmacke geschrieben, und kömmt an niedern Auftritten, in der lächerlich heroischen Schreibart und in dem ganzen Plane mit seinem ältern Bruder dem Joseph Andreas überein. Doch erhebt er sich etwas mehr als jener, und der Karakter des Allworthy hat eine edle Erhabenheit, die das ganze Gedicht reizend macht. Die zerstreuten Betrachtungen über die Vortreflichkeit der Religion erheben sich auch über das Niedre der meisten Bege-

heiten, und Herr Fielding besitzt eine grosse Kenntniß des menschlichen Herzens. Nur gehört er zu den Mahleren, die lieber getreue als schöne Gemälde liefern, und es für keinen Fehler ansehen, der Gegenstand sey auch schon häßlich, wenn nur die Aehnlichkeit getroffen ist. Er ist ein flämmischer Mahler.*)

Diderot hat auf Richardson eine Eloge 1762 drucken lassen. Dieser französische Weltweise verehrt unsern rechtschaffenen Romandichter fast wie einen Sokrates, und seine Ausdrücke haben ein ungewöhnliches Feuer. Freylich fühlt Herr Diderot das lebhafte Kolorit, das aus einer guten Wahl der Umstände entspringt, den Anstand aller auftretenden Personen, deren Karakter unnachahmlich beybehalten ist; die unsichtbare Kunst, die Begebenheiten vorzubereiten, und es so zu lenken, daß die Tugend und Vernunft selbst der verlassenen Clarissa zu irrigen Schritten verleitet, das rührende dieses Todes; die Geschicklichkeit mit welcher ganz entgegengesetzte Eigenschaften in einem Karakter vermischt sind, und doch natürlich zusammen stiessen; und endlich die falsche Klugheit der französischen Uebersetzer, die das Thränenerpressende gar oft wegen eines gewissen Wohlstandes übergangen haben.**)

*) Götting. gel. Zeitung. 1750. S. 123.

**) Götting. gel. Zeitung 1765. S. 88.

XVII.

Hiſtoriſche Flecken des Abts Raynal.

1749. (S. 315. 442.)

Der Abbe Raynal hat nach franzöſiſcher Art in einer halb angenehmen, und halb ſpitzfündigen Schreibart die Geſchichte der Fürſten aus dem Oraniſchen Hauſe ſo beſchrieben, wie es der Eigennutz von Frankreich erfordert, daß nemlich ein Verdacht auf die ganze Familie der Erretter der niederländiſchen Freyheit geworfen wird, als wenn ſie ſich zu eigenmächtigen Herrſchern der Staaten zu machen ſuchten, die ſie zu beſchützen übernommen haben, ein Verdacht, der bey Wilhelm dem II. allein eine Wahrſcheinlichkeit hat. Dieſe unbillige Vorſtellung der Dinge wahrſcheinlich zu machen hat R. ſich nicht geſcheut, die Jahrzahlen zu verändern, die Reyhe der Zeit zu verfälſchen, und die Begebenheiten ſelber zu verlaugen, eine Kunſt, die den heutigen Franzoſen faſt angebohren ſcheint. Er verkleinert die Siege der Oraniſchen Fürſten, er putzt die alte hochmüthige Fabel auf, daß die franzöſiſchen Könige der Freyheit der Niederlande wider Spanien aufgeholfen haben, er macht Gemählde, wie ein Romanſchreiber, eben ſo klingend, eben ſo voll Antitheſen, und eben ſo willkührlich. Er wirft auf den glorwürdigen Wilhelm den ungerechten Argwohn, daß er den Tod der Witben

*) Hiſtorie du Stadthouderat. 8. 1749.

befohlen oder befördert habe. Er rückt den Holländern mit einer unerträglichen Dreiſtigkeit vor, ſie haben ſich durch den König Wilhelm von ihrem wahren Vortheil ableiten laſſen, indem ſie Oeſterreich wider Frankreich vertheidigt, und ſich alſo des Vergnügens beraubt, Frankreichs unmittelbare Nachbarn zu ſeyn. Er ſchmeichelt der vorigen holländiſchen Regierung mit einem Lobe, daß ſie ſich ſelbſt niemals gewagt haben zu geben, daß ſie nemlich dreyßig Jahre lang gute Haushalter geweſen, und doch die Schulden des Staates nicht tilgen können; er ſpricht von Ludwig dem XV. wie ein Dichter, der vergißt, daß eine See iſt, und daß die Donau, der Po, und der Panaro, Zeugen der bourboniſchen Niederlagen ſind. Er mißräth endlich den Holländern einen Statthalter zu wählen oder beyzubehalten, mit eben den Gründen, womit ehmals die ehrlichen Wölfe ihren lieben Schaafen bewieſen haben, wie läßig und unnöthig es ſey Hunde zu halten, und endigt alſo ſeine Advokatenſchrift mit einer gekünſtelten und gekräuſelten halb Lob- und halb Schmachrede wieder die Holländer, denen er ſo wohl will, daß er ihnen ſogar ſeine unerbetenen Räthe mittheilt.

Eine hiſtoire du Parlement d'Angleterre erſchien in gleichem Jahre von dieſem Verfaſſer. Er ſchreibt eben ſo verführeriſch als ſeichte, eben ſo ſchön als ver-

verläumderisch. Er gesteht selbst Bl. 306. daß er nicht blos als ein Geschichtschreiber, sondern auch als ein Katholike und als ein Franzose schreibe. Wie will er sich also des erstern so ehrwürdigen Namen anmaßen können? Er macht sich desselben auf alle mögliche Art unwürdig. Der Unterschied seiner voix délibérative und représentative, den er etliche mal anführet, ist ohne Verstand. In den bürgerlichen Kriegen der weissen und rothen Rose, läßt er so Prinzen vom Geblüte umbringen, da doch kaum etliche zu damals in der ganzen königlichen Familie gezählt wurden. Vor Heinrich VII. wären die Barones Regni allein Herrn der Güter und die Gemeinen (les Communes) ihre Lehenleute gewesen, welches ein unverantwortlicher Irrthum ist. Er erfrechet sich, das geheiligte Haupt des englischen Thrones blos den ersten Justizbedienten des Königreichs zu nennen. Die den Engländern abgenöthigte Revolution unter Jakob II. schreibt er einzig und allein dem Herzen dieser Nation zu, welches eben so fanatisch, als ihr Verstand philosophisch sey. Das Andenken des unsterblich glorreichen Wilhelm des III. suchs er mit dem allerverächtigsten Geifer zu beschmutzen. Weil er England aus den französischen und päbstlichen Klauen gerissen, so muß seine Handlung eine Missethat seyn, und wenn es mißlungen wäre, würde er la fable de l'Europe & l'exécration du genre humain geworden seyn. Wir wundern uns, daß in einer mit so schänd-

lichen Vorurtheilen eingenommenen Seele das Licht der Wahrheit noch so viel Eindruck machen können, daß er gestehen muß: die Päbste hätten seit langer Zeit die Gränzen criminellement gebrochen, welche der Himmel diesen Religionshäuptern gesetzt. Nachdem sie müde geworden, die Welt durch ihre Frömmigkeit zu erbauen, hätten sie angefangen, solche durch ihren Hochmuth in Schrecken zu setzen, und die ganze Christenheit, als ein Reich davon sie Herren wären, und alle weltliche Kronen als Lehngüter ihrer bischöflichen Mütze angesehen. Er läugnet nicht, daß die Jesuiten, (welche einige mit einem bloßen Degen verglichen, dessen Gefäß allezeit in päbstlichen Händen wäre) sich der Pulververschwörung verdächtig gemacht hätten. Denn sie hätten sich vertheidiget, ohne sich zu rechtfertigen, und hätten ein Wunder zu Hülfe nehmen müssen, ihre Unschuld zu retten. Er gesteht, daß Frankreich und Spanien sich um die Alliance mit Cromwell auf eine niederträchtige Art beworben. Wir hoffen übrigens, daß wie Raynals Stadthaltergeschichte durch die in Holland gemachte Anmerkungen von ihren Unreinigkeiten gesäubert worden; also sich bald ein englischer Rousset finden werde, der diesem Hohnsprecher der klügsten Staatsverfassung Europens das Maul stopfe.

XVIII.

Theorie und Geſchichte der Erde.

Nach H. v. Büffon.

1750. (S. 52. f.)

Der H. v. Büffon trägt unter dem Titel Discours ſur l'hiſt. & Théorie de la terre *) ein neues willkührliches Lehrgebäude vor, und ſeine Gegner werden ſich nicht beſſer rächen können, als wenn ſie ihm hierbey ungereimt. Er ſtellt erſtlich eine allgemeine Muſterung über die gröſſern Theile der Erde an. Er unterſucht die verſchiedenen Meinungen, wodurch man die Erſchaffung und die allmähligen Veränderungen der Erde erklärt hat. Denjenigen, die durch die Sündflut die gebildete Steine erklären, iſt er nicht gewogen. Alle Steine, ſagt er, müßten nach dieſer Meinung zur Zeit der Sündflut weich geworden ſeyn, welches bey einer ſo langen Dauer der Erde ihm nicht glaublich vorkömmt. Hingegen findet er weislich, daß die ganze Erde mit der See bedeckt, und dasjenige, worauf wir wohnen, der Grund des Meeres geweſen ſey. Die Urſache, die nach und nach das Anſehen der Welt verändert hat, findet er erſtlich in der Ebbe und Flut. Dieſe hat nach und nach den Schlich zuſammen getragen und ein feſtes Land erzeugt, eben ſo hat auch die Muſcheln von einem Orte, weggetra-

*) In dem erſten Theile der Hiſt. nat.

ſen und an andern aufgehäuft. (Sollte aber die Ebbe und Fluth die Indianiſchen Muſcheln und Farnpflanze in die Schweiz ſechstauſend Schuh hoch haben bringen können?) Alſo ſind Hügel entſtanden und ihre Schichten liegen eben deswegen alle einander parallel, ſo daß auch auf zweyen Bergen, die ein breites Thal trennt, demnoch die Lagen der Erde und der Felſen parallel und gleichförmig ſind. Zu unterſt an dieſen Sandbäncken liegt der Sand und Leim, über dieſelben hat das Waſſer allerley harte abgewaſchene Materien zuſammengeſchlemmt, woraus die Felſen entſtanden ſind. Das meiſte hat das Meer gethan, und eben deswegen findet man meiſtens Seemuſcheln auf den Bergen, aber auch Landpflanzen. Etwas thun die Flüſſe; und in dem Schliche der letzten ſind die Muſcheln auch von der Art derjenigen, die im ſüſſen Waſſer hecken. Die Ebbe und Flut hat alſo die groſſen Gebürge gezeuget, die in der alten Welt von Oſten nach Weſten und in der neuen von Süden nach Norden ſich erſtrecken. Die übrigen Hügel kommen von den Strömen der See, den Winden und andern unordentlichen Bewegungen der See her. Die gröſten Ueberſchwemmungen und nachmaligen Aenderungen der Erde entſtehen aus der natürlichen Bewegung der See, die von Oſt und Weſten geht. Alſo arbeitet die ſüdliche See gegen die öſtliche Küſte von China, und der atlantiſche Ocean gegen die öſtliche Küſte von Afrika. Dieſe Küſten nehmen alſo ab, und die

mählicher zu. (Iſt dieſes erwieſen? Nimmt nicht China zu und erhält neue Inſeln? Nimmt nicht Holland ab, und verliert ſeine Dünen und ganze Länder?) Der Ocean hat hin und wieder durchgedrungen und neue Seebuſen ausgemacht. Die mittelländiſche See entſteht aus einem Einbruch des atlantiſchen Meeres (der nach Oſten geſchehen ſeyn muß,) dieſes zeigt der Strom, der durch die Straſſe von Gibraltar gegen die mittelländiſche See geht. (Der Hr. v. B. geht hier ſo weit, daß er ſogar glaubt, die See liege nicht an allen Orten gleich hoch, und und die rothe See ſey höher als die mittelländiſche; zeigt aber der Barometer nicht das Gegentheil?) Andre Länder entſtehen aus dem Schliche groſſer Flüſſe, wie Holland und Egypten. Der V. zeigt hierauf, daß zwar das Waſſer der Flüſſe nicht weit in die Erde dringe, daß es aber doch unterirdiſche Ströme und Waſſeradern giebt, die tief in die Erde dringen, (der ruſſiſche See Ozero hätte hierzu keinem Beyſpiel ſollen gebraucht werden, denn Ozero bedeutet überhaupt eine See und keine beſondre.)

Unter dem Titel: Preuves de la théorie de la terre, folgen hierauf neue Hypotheſen. Die erſte erklärt den Urſprung der Planeten. Dieſe ſind nach des Hr. v. B. Meinung aus der Materie der Sonne entſtanden, in welche ein Komet gefallen, und ein ziemliches Stück, ein $\frac{1}{170}$ Th. der Sonne, daraus geſchlagen hat. Dieſes Stück iſt von flüßiger Materie und wie ein Strom daraus geſprungen, deſſen Bewegung beſtän-

dig schleimiger geworden, und sich nach den Graden der Dünne und Dichtheit gesammelt hat. Die dünste Materie hat den Saturn, und die dichteste den Merkur ausgemacht; jener ist wegen seiner kleinen Wärme wenig, die Erde und der Merkur aber sehr viel dichter gewesen. Der Sprung dieser Materie und die anziehende Kraft der Sonne haben den neuen Planeten ihr Gleis vorgeschrieben. Sie sind nach und nach erkaltet, nachdem sie im Stande ihre Flüssigkeit eine runde Gestalt angenommen. Die eigene Figur der Erde, deren beyde Durchschnitte gegen einander sich verhalten wie 229 und 230, ob wohl die Feldmesser ein anders Verhältniß gefunden haben, ist daraus entstanden, weil die Erde zugleich, da sie ihre Figur empfangen, auch sich um ihre Achse gewelzet, und daraus in der grössern Achse ihrer Welzung eine höhere Figur entstanden ist. Die Erde ist nicht hohl, ihre Bewegung würde sonst unordentlich seyn; denn die Berge würden vielmehr angezogen werden als die flachen Theile der Erde. Aus eben der Ursache ist sie inwendig auch nicht dichter als auswendig. ꝛc.

In den folgenden drey Abhandlungen wird Whiston, Woodward, und Burnet wiederlegt, und wieder alle natürliche Erklärungen der Sündflut das Urtheil gesprochen. Die sechste Abhandlung ist geographisch. Der Hr. v. B. mißt die Erde hier aus. Er findet auf der alten Welt 47 240, 780. geviertte

Stunden und auf der neuen 7,080,993. davon jene Weite einen fünftel und dieſe einen drittel der See ausmacht, (wenn man keine unbekannte Länder gegen den Pol annimmt.) Beyde Welten halten einander das Gleichgewicht, und die Linie theile beyde in zwey gleiche Theile. Die älteſten Theile der Erde liegen an der öſtlichen Seite von Afrika und Aſien, und auf der weſtlichen von Amerika, die andern ſind neuer, und unter die neuen Theile der Erde gehört Europa. (Die Alpen ſind alſo neu, und neuer als das niedere China?) Der VII. Abſchnitt handelt von der Hervorbringung der Schichten der Erde, und etwas davon iſt ſchon angezeigt. Aber hier geht der Hr. v. B. weiter. Die noch glühende und mit einer gläſernen oder doch glaßartigen Rinde umzogene, mit Sand aber und Leim als den Schlacken des Glaſes bedeckte Erde, hat gedünſtet, die Dünſte ſind gefallen, und haben einen Thau ausgemacht. Dieſer Thau hat einen Schleim geſetzt, und dieſer Schleim iſt die urſprüngliche Erde. Auf dieſe hat Ebbe und Fluth allerley Schlich geſchlemmt, die Bimsſteine der brennenden Erde geſchmolzen, und aus dieſen und andern Materialien die Berge gezeugt, von welchen die höchſten naße um die Linie, und die gegen die Polen niedriger ſind. Nach und nach haben die verfaulten Thiere und Gewächſe die Erde vermehrt, und bis auf 75. und 100. Schuh hoch ſich auf den Meerſchlich, den man an ſeinen Muſcheln kennt,

aufgehäuft, sonderlich wo man die Erde ruhig gelassen. Denn wo Menschen wohnen und Thiere leben, vermindert sich diese fruchtbare Erde, und ein jedes lang bewohntes Land muß endlich ein felsichtes, salzichtes Arabien werden. (Ist denn das uralte China unfruchtbar?) Der Hr. v. B. durchgeht also der Ordnung nach die Welt, und urtheilt von einem jeden Stücke ob es alt oder neu sey. Daß Engelland und Frankreich, Spanien und Afrika, Sicilien und Italien an einander gehangen, und die Maldivischen Inseln ein einiges Land gewesen, hält er für höchst wahrscheinlich. Er glaubt beobachtet zu haben, daß wo Thäler sind, die dieselben ausmachende Berge auch auf beyden Seiten gleich hoch gefunden werden; (eine Meinung wogegen die Schweiz viele Ausnahmen hergeben könnte.) Er zergliedert ferner die Erde. Ihr inwendiges ist von Glas oder von glasartiger Materie: hierauf findet man Sand, dann Leim, der nichts als sehr feiner Sand ist, und dann thierische Erde. Aus dem Sande sind durch eine Zusammenbackung die Felsen, und durch die Verwitterung der Leim entstanden; diese beyde sind, wieder fast aller Naturkündiger Meinung, einander überaus nahe verwandt, und der Leim ist eine wahre Schlacke. Selbst die Kieselsteine verwittern, und werden zu einer weisen Erde, die wie der Ton im Feuer roth wird. Auch das Glas wird endlich zu einem feinen weissen kalkichten Pulver. Im VIII.

Artikul handelt Hr. v. B. von der Muscheln, die er in ganz unendlicher Menge im festen Lande antrifft, und den Voltaire auslacht, wenn er die Muscheln auf den Bergen einem Zufall, einem verlohrenen Fisch zuschreibt, den man grossen Herren gebracht. Es ist dem Hr. v. B. daran gelegen, daß der Muscheln viele seyen, und daß sie, wie er versichert, Bänke von 100. und 200. Stunden ausmachen. Denn er glaubt die Kreide, der Kalch und Mergel entstehe aus lauter Muscheln, die nach und nach verwittert sind. Hingegen ist der Topstein, der Stalactit und viele andere Gesteine etwas ganz neues, und eben deßwegen findet man niemals Meermuscheln, wohl aber die aus süssem Wasser darinn. (Sich zu helfen will der Hr. v. B. nicht glauben, daß die meisten Muscheln, die man in Europa findet, von fremden Seen sind; denn er merkt wohl, daß die Flut nicht wohl Nautilen aus Indien bringen kann. Aber es ist umsonst, und die versteinerten Gewächse, die man im Schiefer findet, sind fast alle aus den Antillischen Inseln und den warmen Ländern.) Der rothe Porphyr entstehet aus Stacheln von Meerigeln u. s. f. Auf den allerhöchsten Bergen findet man wenig oder keine Muscheln, und deswegen hat der Hr. de la C. auf den antisthen Gebürgen keine angemerkt; das macht, der Regen hat den Sand und den Schlamm der hohen Berge abgewaschen und die Felsen nackt gelassen. Einige hundert Schuhe tiefen

aber ist alles voll Muscheln. Man findet dieselben niemals in Materien, die sich entzünden lassen, wohl aber in sehr hartem Gestein, auch in Agaten und Kornalien. Wenn man die Muschelschalen nackt und ohne ein umgebendes Gestein antrifft, so hat es der Frost gethan, der nach und nach den Stein zersprengt und zerstäubt, der Schale aber nichts anhaben kann. Landthiere findet man gar nicht oder sehr selten, und folglich sind die Versteinerungen keine Würkung der Sündfluth. Der IX. Artikel betrachtet die Unebenheit in der Oberfläche der Erde. Die Thäler schreibt der Hr. v. B. theils dem Falle der Felsen und der Kraft des abwaschenden Regens, theils aber auch, und insbesondere die sehr tiefen Bergschlünde, den Volkanen zu, die nunmehro ausgeloschen sind. Die ordentlichen uralten Grundstücke der Welt liegen, nach dem Hr. v. B. alle Schichtweise, die übrigen sind entweder zusammengehäuft, wie der Sand, die Felsen, die Kreide, der Schifer, der Marmor, und theils sind sie in den Ritzen der übrigen Materien aus einem flüßigen Wesen angeschossen, wozu die Metalle und Krystalle gehören. Jene sind von der See zusammengeschlemmt; der Sand ist zum theil glasartig, und in demselben findet man wenig Muscheln. Die harten Felsen entstehen aus dem Sande; man findet in demselben allemahl einen Kern, einen Nagel, wie man ihn in Frankreich und auch auf den Alpen nennt, der geschmolznes

Metall und deswegen sehr hart ist, und der Feile widersteht. Ihre übrige Materie ist Sand. Doch wir müssen nothwendig abbrechen, und nur noch herzählen, daß die übrigen eben so beträchtlichen Artikel von den Flüssen, den Seen und Meeren, der Fluth und Ebbe, dem ungleichen Grunde der See und ihren Strömen, den ordentlichen Winden und den unordentlichen, den Volkanen und Erdbeben, den neuen Inseln und tiefen Hölen in der Erde, den Sümpfen, unterirdischen Wassern und Hölzern, und den Veränderungen der See in Land und des Landes in See, handeln. Ueberall wird man besondere Meynungen, aber auch nützliche Anmerkungen antreffen.

XIX.

Von den Skalden. *)

1750. (S. 110.)

Herr Axel zeigt in einer Probschrift daß die Skalden schon in uralten Zeiten in grossem Ansehen gestanden, und unter den vornehmsten Rathgebern und Gefährten der Könige im Krieg und Frieden einen Platz bekleidet. Sie unterwiesen die Söhne der Könige, und unter diesen selbst findet man unter den Dichtern Regnern, Lodbrock und Haralden Hoodråd, sehr viele

*) De Primordiis & incrementis poeseos Suècanæ à D. Axel à Axelson. Upſ. 1748.

aber von vornehmsten schwedischen Adel. Er verfolgt hierauf die Dichtkunst der Zeitordnung nach in den heidnischen Zeiten; in den Jahrhunderten, die von der ersten Pflanzung des christlichen Glaubens bis zum Jahr 1650 verflossen sind, und endlich die allerneueste. Odin war selbst ein grosser Dichter, und wurde in der Folge der Zeit der Schutzgott der Skalden; doch war er (nach Hrn. A.) nicht der älteste Dichter, und die Voluspa war zu Zeiten der Belagerung Troja schon verfaßt. Doch gesteht er, daß die letzte Rudbeckische Meynung und die eigentliche Bestimmung der Lebenszeit der alten Dichter schwer auszumachen ist. Viele sind verlohren, und die erhaltenen hat man den Isländern zu danken, die im 12. Jahrhundert davon Sammlungen zu machen angefangen haben. Die vornehmsten Sammler sind Somund (Sigfussohn) Are, und Frode, obwohl auch von dieser ihrer Sammlung das meiste verlohren ist. Hr. A. glaubt mit andern, diese und des Snorro Sturleson zusammengetragene Gedichte, geben uns ein grosses Licht in der Geschichte, Sittenlehre und Mythologie der alten nordischen Völker. Sie brauchten Verse von sehr verschiednen Arten. Sie reimten (oder kamen mit einander überein) nicht nur mit dem letzten, sondern auch oft mit dem ersten Buchstaben; zuweilen mußte im gleichen Verse das erste und letzte Wort das gleiche seyn, zuweilen fiengen alle Verse in einem Gedichte mit eben dem Buchstaben an. Die

vornehmſte Eigenſchaft ihrer Dichterey beſtund aber doch in erhabenen wohltönenden Worten, Gleichniſſen und Figuren, und ſie gaben hierinn des Hrn. A. Geſchmacke zu Folge, keinem Volke in der Welt etwas nach. Lange nach der Aufnahme des Chriſtenthums blieben noch Skalden, aber die Mönche drangen nach und nach durch, und führten ihre Art zu dichten und die Reime ein. Dieſe Anmerkung iſt von Wichtigkeit, indem ſie den Urſprung der Reime den alten gothiſchen Völkern abſpricht, und ſie, wenn man es um und um unterſucht, doch den Deutſchen läßt. Zu den Zeiten des K. Magnus Smek fing man die Reichskronik an, die bis zu Guſtav des I. Zeiten fortgeſetzt wurde. Die Gedichte dieſer Zeiten waren einfältig und ungehobelt, die Reime waren nicht genau, und auf die Anzahl der Silben kam es den Dichtern auch nicht an. Ein ähnlicher Buchſtabe machte einen genugſamen Reim aus, der Ton und die Silbenlänge wurde auch nicht wahrgenommen. Endlich fiengen die Brüder Olaus und Laurentius Petri an der Dichtkunſt aufzuhelfen. König Karl der IX. ſchrieb eine Kronik im Geſchmacke der Reimchronikken über ſeine eigenen Begebenheiten. Meſſenius trug zur Aufnahme der Poeſie mit ſeinen Luſt- und Trauerſpielen vieles bey. Stiernhielm brachte am erſten unter Chriſtinen die ſchwediſche Dichtkunſt auf eine anſehnliche Höhe; er war der Urheber ihres heidniſchen Alters, und faſt zur gleichen Zeit mit dem Deutſchen, der Schweden Opitz.

XX.

Ueber den Menſchen.

Nach Hartley. *)

1750. (S. 212. f. S. 443. f.)

Die Abſicht des Verfaſſers iſt auf eine mechaniſche Art zu erklären, wie alle Bewegungen des Leibes und alle Empfindungen und Würkungen der Seele geſchehen, faſt auf die Art, wie es vormals Hooke verſucht, obwohl Hr. H. in der Ausführung von ihm weit abgeht. In dem erſten Buche iſt alſo ein groſſer Theil der Phyſiologie enthalten, und insbeſondere die mechaniſche Art, wie die Empfindungen der Sinne von den Nerven angenommen, zum Hirn befördert, daſelbſt wiederum empfangen und aufbehalten, und aus denſelben die Bewegungen des Körpers verurſacht werden. Den Sitz der Seele, oder das unmittelbare Werkzeug der Bewegung und der Empfindung, ſetzt Hr. H. in das Mark des Gehirns und des Rückgrades zugleich, welchen Satz er hernach ſo einſchränkt, daß er das Rückmark von den Empfindungen ausſchließt, und die Begriffe ſich blos im Gehirne der Seele vorſtellen. Die Eindrücke der auswärtigen Körper erwecken in den Nerven, und nach dieſen im Hirne eine zitternde Bewegung (Vibration). Dieſe zitternde Bewegung, glaubt Hr. H. ſey dadurch erwieſen, daß

*) Obſervations on Man, London 1749.

die Eindrücke sinnlicher Körper eine Zeitlang sich halten und nicht gleich verschwinden, welches, wie Hr. H. sich versichert, bey keiner andern als einer zitternden Bewegung möglich ist. Sie wird vermittelst einer dünnen himmlischen Luft (æther) verrichtet, die zur Bewegung wegen ihrer grossen Schnellkraft sehr geschickt ist, obwohl Hr. H. nach seiner Aufrichtigkeit selbst gesteht, daß er hier eine blosse Muthmassung vorträgt. Diese zitternde Bewegung des erregten Aethers geht längst den zusammenhangenden dichten Fäden der Nerve und des Hirnmarks fort; denn Hr. H. hält die Nerve nicht für hohl. Sie bringt die kleinen Theile der Nerve in eine gleichförmige und in den gleichen kleinen Zeiträumen fortgehende Bewegung, fast wie die mit dem Schalle angefüllte Luft bey harten Körpern thut. Die einmal entstandene Bewegung geht nach der Länge der Nerve fort, ins Gehirn und zwar blos ins Mark, weil die andern Theile desselben einen andern Bau haben, und die Zitterungen der Nerve nicht annehmen. Ueber das Mark aber, das überall mit den Nerven den gleichen Bau hat, erstrecken sie sich ganz frey, und nehmen nach und nach ab, nachdem sie mehr Materie in Bewegung gesetzt haben. Diese kleinen Zitterungen sind von einander unterschieden, nach dem Maße ihrer Kräfte, nach dem Maße ihrer Geschwindigkeit, nach der Stelle des Gehirns, die sie in Bewegung bringen, und nach der Linie, nach welcher sie durch die ver-

schiedenen Nerven ins Hirn kommen. Weil auch Wollust und Schmerz die stärksten Empfindungen sind, so untersucht Hr. H. deren inwendige Natur, und findet, daß zwar beyde zu den zitternden Bewegungen, doch mit diesem Unterschied gehören, daß in beyden zwar die kleinen Theilchen des Marks und der Nerve in etwas aus ihren Verbindungen gerückt, aber in der Wollust wieder in ihre vorige Verknüpfungen zurück gehen, hingegen im Schmerzen einen neuen Zusammenhang ausmachen. Hierauf erklärt er den Schlaf. Seine Meynung geht dahin, daß er von der Anfüllung der Adern und zurückbehalten des Blutes in dem Gehirne entstehe, dabey das Blut zugleich verdünnert wird. Aus diesen Ursachen wird das Mark zusammen gedruckt, und am Zittern verhindert. Die Erzeugung der Begriffe beschäftigen hiernächst den Hrn. H. Diese sind nichts anders als die Würkung verschiedener Empfindungen, die nach einander wiederholt worden, und endlich einen beständigen Effekt hinterlassen haben; dieser Effekt ist eine Fähigkeit zu einer zitternden Bewegung, die nur Geschwindigkeit, Art, Stelle und Richtungslinie mit der ursprünglichen zitternden Bewegung übereinkömmt, aber ordentlicher Weise schwächer ist. Dieses erklärt Hr. H. weitläuftig dadurch, daß nach dem Eindrücke äusserlicher Empfindungen das Mark im Gehirne anfänglich wieder in seinen natürlichen Zustand zurückgeht, nach und nach aber, wenn die äusserliche Empfindung oft wiederholt wird,

schwerer

schwerer und schwerer wieder den angenommenen Zustand verliert, und endlich gar darinn bleibt, folglich wenn neue Empfindungen von eben der Art erzeugt werden, viel leichter sich in die erst wiederholte und schon gewöhnliche Zitterung setzt, als in alle andere Arten von Bewegung. Diesen Zustand heißt Hr. H. Miniaturzitterungen, die eine Aehnlichkeit mit den ursprünglichen haben, aber weit schwächer sind. Eine andere sehr wichtige Betrachtung ist die über die verbundenen Begriffe, als worauf des Verfassers Lehrgebäude grösstentheils sich gründet. Er erklärt diesen durch die Erfahrung bestärkten Satz folgender Gestalt. Eine iede zitternde Bewegung ändert diejenige, die ihr am nächsten ist, so daß sie mit ihr in einige Aehnlichkeit übergeht, indem sie nicht mehr allein von ihrem natürlichen Zustand erweckt und verursacht, sondern durch die neue benachbarte Zitterung in einige Veränderung gesetzt ist; es entsteht also eine Fertigkeit in derselben, wenn ihre Nachbarin neu erweckt wird, gleichfalls in eine Bewegung gesetzt zu werden, und diese Fähigkeit ist grösser als in andern Stellen des Gehirns, wo dergleichen wechselsweise Aehnlichkeit durch die Nachbarschaft nicht verursacht worden ist. Diese Kette verbundener Zitterungen kann sich weiter, und auf mehrere einzelne erstrecken, und auf diese Art werden die zusammengesetzten Begriffe erzeugt. Sie können auch durch wiederholte Erneuerung der ursprünglichen Bewegung

so lebhaft werden, daß sie denjenigen nichts nachgeben, die durch die Sinne unmittelbar erregt werden. Hieraus fängt man an zu merken, wie durch die Ueberlegung und durch die Begriffe der Tugend sinnliche Wollüste überwunden werden können, und wie hingegen die Tollheit entsteht. Hr. H. zeigt auch, wie aus der mehrern Anzahl angenehmer Empfindungen, die überhaupt im menschlichen Leben die unangenehmen übertreffen, endlich der Mensch völlig glückselig werden könnte, welches, des Hrn. H. Muthmassung zufolge, nach dem Tode endlich geschehen wird. Hierauf folgen die willkührlichen Bewegungen und die Sinne insbesondere, und die Gemüthsbewegungen, in welchen wir dem scharfdenkenden Verfasser in dieser Wochenschrift nachzufolgen gehindert sind, und also blos einige Gedanken desselben berühren wollen, die theils ungewöhnlich, theils unwahrscheinlich sind. Wir zählen dahin seine Meynung, daß die Bewegung der Muskel auf eine nothwendige Art auf die sinnlichen Empfindungen folge, und z. E. wenn man sich erhitzt, das Athemholen grösser werde, weil das Brustfell gespannet wird, zittert, und das Zwerchfell in eben ein solches Zittern bringt. Hr. H. widerspricht sich hierinn sehr merklich, denn bey dem Athemholen schreibt er, wie wir eben gesagt, die Bewegung des Zwerchfells dem Spannen und Zittern des Brustfells (Pleura) zu. Und bald darauf erklärt er das Weinen des Kindes dadurch, daß alle Muskeln von einer

mangenehmen Empfindung in die Bewegung gebracht, und deswegen ein Laut gezeugt werde, weil die Muskeln, die den Athem ausdrücken, stärker sind, als die ihn schöpfen. Wenn aber jene stärker sind, warum wird denn in dem vorigen Falle, in der Erhitzung, eine stärkere Athemholung erregt, und sollte nicht vielmehr die Exspiration die Folge dieser Empfindung, in diesem Falle wie in jenem, seyn? Eben so unwahrscheinlich ist es, daß in dem neugebohrnen Kinde das Hinunterschlucken der Milch mechanisch entstehe, weil die Luft oder die Milch eine Bewegung in dem Munde erweckt, die sich auf die Muskeln des Kinnbackens und des Schlundes ausdehnt, und sie in die Würksamkeit setzt. Denn warum werden eben die rechten Muskeln, die zum verschlingen nöthig sind, und nicht ihre Gegner in Bewegung gebracht? warum eilt der Schlund der Speise entgegen und geht in die Höhe, ehe die Speise ihn berührt? Wie kann eine allgemeine zitternde Bewegung einige Muskeln auslesen, und die allein in die Würksamkeit nach einer gegebenen und nöthigen Ordnung setzen, weil andre, die eben so nahe mit dem empfindenden Theile verbunden sind, ruhig bleiben? Ist es wahrscheinlich, daß in der Traurigkeit der Magen hauptsächlich leide, und gewisse zitternde Bewegungen durch die zusammenhängenden Häute hierauf zu den Augen, der Nasenspitze, dem Schlunde schicke, woraus das Weinen entsteht? Hätte es (p. 408.) dem Hrn. H. wohl sollen einfallen können,

daß die Haare, die von sich selber elektrisch sind, eine zitternde Bewegung den Muskeln der Katze und des Pferdes mittheilen und ihre Stärke vergrössern? und sind nicht die glatten Insekten ihrem Verhältniß nach weit stärker als die vierfüßigen Thiere? Ist es wahrscheinlich, daß die Lähmung entstehe, wenn die von Natur durchsichtigen Nervenfasern weis und undurchsichtig werden (p. 18.)? Kann man glauben, daß in den Hirnhölen, die immer voll von einem feuchten Dunste sind, ein dickerer Aether wohne, der die empfindenden Bewegungen aufbehalte? Die schnellere Zitterung der rothen Strahlen und die langsamere der Violbraunen nimmt Hr. H. auch an, ohne daß wir merken, daß er des Hrn. Eulers Aufsätze gelesen habe, und sein systematischer Kopf hat ihm die Aehnlichkeit der 7 Hauptstrahlen mit den 5 Tönen und 2 halben Tönen (dem zweyerley blau und zweyerley gelb) auch wahrscheinlich gemacht. Die Art wie Hr. H. glaubt, daß die Sprachen entstanden, seine Muthmassung, daß das Alphabet nicht eine Erfindung der Menschen, sondern eine Eingebung Gottes gewesen, und dem Moses zuerst mit den Tafeln verliehen worden, (p. 310.) seine Vorschläge zu einer allgemeinen Sprache, seine Erklärung, wie der Begriff von Gott endlich alle andre verschlingen und einzig übrig bleiben, folglich eine allgemeine Seligkeit in allen denkenden Wesen entstehen werde; seine Erklärung von dem Unterschied der Thiere und Menschen, und überhaupt das ganze

Werk iſt ſonderbar, und verdienet einen aufmerkſamen Leſer. Am Schluſſe dieſes erſten Theils giebt Hr. H. endlich deutlich zu verſtehen, daß er keine Freyheit, ſondern eine vollkommene Folge nothwendiger Würkungen glaube, daß alles von Gott herkomme, und am Ende durch eine allgemeine Verſöhnung mit ihm alles Uebel gut gemacht werde, und daß er ziemlich ungeneigt ſey, eine unkörperliche Seele zu glauben, auch derſelben Unſterblichkeit gar nicht an ein unkörperliches Weſen gebunden zu ſein glaube, und aus dem Beweiſe der perſönlichen Bewußtheit wenig mache, welches alles Hr. H. doch, wie es ſcheint, mit der Offenbahrung vollkommen übereinſtimmig zu ſeyn feſt glaubt.

Der zweyte Theil gehört blos allein zur Sittenlehre und Gottesgelahrtheit. Man muß ſich überhaupt verwundern, eine ſo ſtrenge Ehrerbietung für Gott und die Tugend bey einem Materialiſten anzutreffen, und man ſieht daraus, daß die ſichtbaren Vorzüge der Tugend manchmal (wie ehmals bey den epikureiſchen Römern) ſtärker ſind, als ein angenommenes Lehrgebäude. Hr. H. verdient in dieſem Theil, daß wir ſeinen Fußtapfen folgen. Er fängt an zu erweiſen, daß ein Gott von Ewigkeit her ſeye. Unter den Eigenſchaften Gottes beweiſet er zuförderſt ſeine unermeſſene Güte, dieſe leitet ihn zu einer Unterſuchung, ob die erſchaffene Welt würklich mehr Böſes als Gutes in ſich habe. Hr. H. überzeigt ſich, daß ungeachtet des

untermischten Schmerzens, des Todes, und der anscheinenden Unordnung dennoch Schönheit, Ordnung, Glückseligkeit und Leben den Vorzug haben. Da diese Materie mit der Frage vom Ursprung des Uebels verknüpfet ist, so untersucht Hr. H. sie aus dem Grunde, und zeigt, daß es vier Hauptgrundrisse von Welten habe geben können. Er lenkt sich zur dritten Meynung, in welcher ein jedes denkendes Wesen durch nähere oder kürzere Wege endlich zu einer unendlichen Glückseligkeit gelangt, und also die Bilanz (wie man sie nennet) auf der Seite der Glückseligkeit ist. Er zeigt auch die Mittel, wodurch die unvollkommene Glückseligkeit, mit welcher Schmerz und Ungemach verknüpfet sind, nach und nach zu einer reinen Seligkeit wird, indem die vergnügten Begriffe nach und nach die unvergnügten übertreffen, verschlingen, und aus schmerzhaften Empfindungen selbst kleine Vergnügen machen. Nach dieser Erklärung ist die Welt, wie Hr. H. meynt, in den Augen Gottes schon würklich gut und vollkommen, indem der Ewige auf einmal das Zukünftige mit dem Gegenwärtigen übersieht, und dieses in jenem verschwindet. Hr. H. der sonst die menschliche Seele materialisch zu machen sehr geneigt ist, erweiset dennoch das geistliche, und unkörperliche Wesen Gottes. Bey dem freyen Willen hat er einen etwas harten Stand, indem er eigentlich keinen annimmt, und die Welt bey ihm eine pure von Gott in Bewegung gesetzte Maschine ist, folglich alle

Belohnung und Strafe wegzufallen scheint. Er hilft sich mit einem Unterschiede, den er zwischen dem philosophischen freyen Willen und dem in gemeinem Verstande genommenen auf eine ziemlich subtile Art macht, und bleibt dabey, daß ein freyer Wille in dem erstern Verstande unmöglich ist, daß nemlich ein denkendes Wesen bey den gleichen Umständen sich eben so wohl zum nein als zum ja lenken könne. Das zweyte Kapitel ist dem Beweiste von der Wahrheit des christlichen Glaubens zugedacht, als welchen Hr. H. mit Eifer und deutlichen Merkmalen seiner wahren Ueberzeugung vertheidigt. In der 29. Prop. widerlegt er seinen Landsmann Ernig, und zeigt daß die Entfernung der Zeiten und Oerter die Gewißheit einer wahren Geschichte im geringsten nicht schwächt. Cäsars Begebenheiten werden in 1000 Jahren eben so gewiß seyn, als itzt. Der Prophezeyungen Erfüllung wird sogar bey der Offenbahrung die Ueberzeugung immer vermehren. In der 36. Propos. zeigt Hr. H. wider viele Freygeister, daß die patriarchalische, jüdische und christliche Offenbahrung würklich grosse Dienste geleistet, die natürliche Religion und Sittenlehre in ein besseres Licht, selbst für die Ungläubigen und Heiden gesetzt, die Gläubigen aber mit den stärksten Gründen zur Tugend und Menschenliebe erfüllet haben. Die besten heidnischen Religionen haben selbst, wie Hr. H. zeigt, ihr übriges Licht aus der Offenbahrung. Von der Religion geht Hr. H. zur Sittenlehre über. Der erste

Hauptſatz iſt, daß der Menſch nicht die Lüſte des Leibes zu ſeinem Hauptzweck zu machen hat; der Beweis iſt leicht, ſie zerſtören den Körper, den ſie vergnügen ſollen. Bey dieſer Gelegenheit hat Hr. H. einen eignen Gedanken. Er glaubt, die Sündfluth habe die Natur der Nahrungsmittel verändert, und eben daraus ſey die Verkürzung des Lebens entſtanden. Gegen die Thiere zeigt er viele Liebe, und läßt faſt ungerne zu, daß man ſie zur Speiſe gebrauche. Ob aber die Iſraeliten, wie er meinet, 40 Jahre lang kein Fleiſch gegeſſen, ſcheint ſehr zweifelhaft, wenn man zumal die vielen Opfer betrachtet, die zum Theil von den Prieſtern und zum Theil von den Opfernden verzehrt werden müſſen. Hr. H. durchgeht hierauf alle Theile der Sittenlehre. Er zeigt ganz leicht, daß eine unumſchränkte Freyheit in der Wolluſt tauſend Unglücke auf die Länder in Afrika und Amerika bringt, wo ſie herrſcht. Er hat einige Neigung zum einzelnen Leben, wenigſtens für fromme Leute. Eben ſo ernſthaft zeigt er ſich bey dem Vergnügen des Verſtandes. Er erlaubt nicht, daß man ſich demſelben gar zu ſehr ergebe, er ſchrenkt ſelbſt die Begierde zu lernen, und nützliche Künſte zu treiben ein, weil ſie doch endlich uns mit einem allzugroſſen Gefühl unſerer Würdigkeit anfüllen. Noch viel weniger erlaubt er die Ehrſucht, und er folgt hierinn dem beſten Führer, dem Heiland. Die wahre Ehre des Menſchen ſelbſt in dieſer Welt, und in den Augen verdorbener Mit-

geschöpfe, ist doch endlich die genauste Befolgung der Lehren der Religion und Menschenliebe. Die Vorzüge der Demuth führt er gründlich aus. Den Eigennutz widerräth er als eine Quelle unendlicher Mißvergnügen, und als den wahren und gröſten Feind der zum Glücke der Menschen unentbehrlichen Liebe Gottes. Bey dieser Liebe zeigt er derselben nahe Verbindung mit der Liebe des Nächsten, und mahnt die Christen an, zu denen so sehr versäumten Befehlen des Heilandes, sein Wort allen Menschen zu predigen. Von der Liebe Gottes redet er aus der Erfahrung, und zeigt als das würdigste Muster des Ausdruckes derselben die Psalmen an. Seine Betrachtung, daß man die Welt mehr liebe als fürchte, Gott aber mehr fürchte als liebe, ist scharfsinnig, und er folgert daraus ganz mathematisch, daß die Liebe der Welt in dem gleichen Verhältniß abnehmen müsse, in welchem die Liebe Gottes zunehmen soll. Er schließt diesen Abschnitt mit einer Vergleichung der heidnischen Tugenden und der christlichen, aus welcher der letztern grosser und unendlicher Vorzug erhellet. Hr. H. betrachtet hiernächst die Regeln des Glaubens; er widerspricht aufs äusserste allen menschlichen Formeln und Unterschriften, und schmeichelt sich, man fange an alle diese Schutzwehren der Sekten nieder zu reissen. Endlich folgt im 4. Kap. seine Meynung von der Hofnung der Menschen in diesem und im andern Leben. Er glaubt, schon in diesem Ueberwege überhaupt das

Gute, das Böſe aber nicht um viel, auch nicht einmal bey den glücklichſten Menſchen, und ſo, daß die Tugend am ſicherſten zum Glücke, das Laſter aber zu Gefahr und Verdruß führe. Er äuſſert ſeine Gedanken über die zukünftigen Veränderungen der Welt. Er glaubt feſtiglich, alle jetzige Regierungen werden über den Haufen geworfen werden, welches er insbeſondre aus dem allgemeinen Verderben, und dem Mangel der Religion ſchließt. Den Juden wird das gelobte Land noch einmal zu Theil, und die chriſtliche Religion allen Völkern geprediget werden, wobey Hr. H. anſtatt der Gabe Wunder zu thun, den neuen Miſſionarien aus der Kenntniß der Arzneykunſt einen beſondern Eingang verſpricht. Er zeigt ferner, daß auch die Vernunft ein ander Leben wahrſcheinlich macht, und bey dieſer Gelegenheit ſcheint er von ſeiner materialiſchen Meynung abzugehen (p. 383.) und eine unkörperliche Seele anzunehmen. Einer ſeiner Gründe iſt dieſer. Es ſcheint nicht der Güte Gottes angemeſſen, daß ein denkendes Weſen mit dem Tode, nemlich mit einer unangenehmen Empfindung endigen werde. Doch geſteht er, daß die Offenbahrung hauptſächlich die Unſterblichkeit der Seele lehre. Die künftige Seligkeit wird blos geiſtlich, die Strafen aber dabey auch wohl leiblich ſeyn, und in einem wahren elementariſchen Feuer beſtehen. Gleich nach dem Tode werden die Seelen zwar nicht in einen unempfindlichen, aber doch in einen unwürkſamen Zu-

ſtand gerathen; die wenigſten Menſchen werden gerade in die Wohnung der Seligen kommen, die meiſten aber durch allerley Grade von Reinigung gehen. Endlich aber werden alle ſelig werden. Ein wichtiger Satz, den Hr. H. aus der unpartheyiſchen Güte Gottes, aus ſeinem groſſen Einfluß in alle unſere Thaten, aus der allzugroſſen Aehnlichkeit der Gerechten mit Sündern, und endlich, wie er glaubt, auch aus der H. Schrift beweiſet, die entgegen ſtehenden Schriftſtellen aber ſo gut ablehnet als er kann. Er geräth hiernach noch einmal auf die zukünftigen Aenderungen der Welt, die Zerſtörung Roms u. ſ. f. und dringt gar ſehr auf eine mehrere Ausübung der chriſtlichen Liebe gegen Kranke, Gefangene, gegen Heiden und unbekehrte Chriſten. Er giebt hierinn die eifrigen Methodiſten ſeinen Landsleuten zum Exempel, und ſchließt mit einer ernſtlichen Ermahnung zur Beſſerung.

XXI.

Ueber die älteſte ſchwediſche Geſchichte. *)

Berichtigung einer Stelle oben S. 21.

1750. (S. 659.)

Hr. Dalin hatte aus des Hrn. Celſius Erfahrungen angenommen, daß die Oſtſee jährlich um ein Gewiſſes abnimmt, und folglich um die Zeit, da Chriſtus

*) Wilde Swenska ſtats &c. 1749.

gebohren worden, nicht nur Dännemark, Rußland und Pohlen, sondern auch der gröste Theil von Schweden noch unter Wasser gestanden, wobey denn Hr. D. die uralte Geschichte des Nordens verlohren giebt, und die seine bey dem orientalischen Odin ungefehr um Trajans Zeiten anfängt. Hr. Wilde ist mit dieser Verkürzung der Geschichte nicht zufrieden, und sieht es als eine Verminderung der Ehre seines Vaterlandes an, wenn man desselben gepriesenes Alterthum um einen so beträchtlichen Theil verkürzt. Er ist sonst auch mit dem Hrn. D. nicht vergnügt, weil er hin und wieder in den Sitten der alten nordischen Völker einige Fehler gesteht, die Hr. W. als verkleinerlich ansieht. Endlich hält er die alten Sagar für zuverlässige Quellen der Geschichte, und findet in denselben eine grosse Uebereinstimmung mit der Geschichte der Offenbarung. Um nun dem Hrn. D. seinen von der Schwindung der See hergenommenen Beweis zu benehmen, zeigt er, daß die Erfahrung selbst noch nicht genugsam erwiesen sey, und zu Folgen führe, die gegen die ganze Geschichte laufen. Wenn die See zur Zeit von Christi Geburt 13. Klafter höher gewesen wäre, so müßte das flache Aegypten unter Wasser gestanden seyn, ja das niedrig liegende Bethlehem selbst wäre noch eine See gewesen, welches wieder die Offenbarung lauft. Wir glauben dieser Beweis des Hrn. W. habe eine grosse Stärke, wenn man ihn zumal in seinem ganzen Umfang ansieht. Wir setzen:

es ist ein Thal, das über die See 100 Schuh hoch liegt, ein Fluß läuft dadurch und ergießt sich in die See. Solche Länder giebt es unstreitig, und ganz England kann fast dahin gerechnet werden. In diesem Thale, wie z. E. in Peloponnesus liegt eine alte Stadt, wie Pisa. Eine solche Stadt erweiset ganz unfehlbar, daß die See nicht nach der Celsianischen Zeitrechnung dort geschwunden ist. Denn, wäre z. E. zu den Zeiten des peloponnesischen Kriegs die See 120 Schuh höher gewesen, so hätte der Fluß Peneus nicht in dieselbe sich ergiessen können, er hätte müssen das Thal überschwemmen, und Pisa wäre eine Seestadt gewesen oder wenigstens an einer See und nicht an einem Flusse gelegen. Aber Hr. W. streitet noch ferner für das Alterthum der nordischen Monarchie. Er braucht wieder seinen Gegner die alten griechischen Schriftsteller, die Sagar, und den Neuton selber. Ein Beweis, bey welchem die Unbestimmtheit der vom Herodotus und andern Griechen benannten nordischen Völker wenig Stärke übrig läßt. Und wäre auch die See damals höher gewesen, sagt Hr. W., so würde sie doch gegen den Nordpol viel Land haben müssen trocken lassen, da vom Nordpol her grosse Flüsse nach Süden laufen, die näher am Pol ein höher Land zum Grunde setzen. Hier führt er den Wolga und Don zu Exempeln an, die aber nicht gar nahe am Pol herkommen, und die grossen Flüsse Oby, Jenisei, Dwina und Lena zeigen vielmehr, daß überhaupt die

Erde gegen Norden flächer wird, und gegen Süden höher ist, ja Schweden selbst hat keinen einzigen beträchtlichen Fluß, der von Norden gegen Süden laufe, und kann auch keinen haben, da es gegen Norden mit der See umflossen, folglich das Land dort niedriger ist. Hr. W. durchgeht noch weiter die Ungewißheit der Celsianischen Rechnung, zeigt daß die Abnahme des Wassers noch nicht erwiesen ist, und folglich derselben Ansehen wieder die Sagar, als die aller vornehmsten Quellen der Geschichte nicht könne angeführt werden.

XXII.

Luther gerettet gegen Voltaire. *)

1751. (S. 412.)

Der Hr. Arouet hatte verschiedentlich, und noch neulich in seiner lettre au sage & au peuple, den D. Luther und Calvin als unwissende und elende Schriftsteller verschrien, die man nicht lesen könnte. Der Vertheidiger der Glaubensverbesserung findet die Ursache dieser Verachtung leicht, sie ist, wie in vielen andern Fällen auf die Unwissenheit gegründet. Voltaire hat vermuthlich niemals eine Zeile von Luthers Hand gelesen, und schreibt auf gerathewohl hin, was er von Jugend auf gehört hat. Der scherzhafte Un-

*) Lettres à M. de Voltaire contenant un essai sur le Carractère du D. M. Luther, & de sa réformation. Hamb. 1750.

genannte rechnet ihm erstlich vor, daß Luther blos durch die Abschaffung von 4000 Klöstern die Welt um 12 bis 15 Millionen Menschen vermehrt habe, die vermuthlicher Weise ihm ihr Wesen schuldig sind, und wodurch Europa in Stand gesetzt worden ist, Pflanzstädte ohne seine eigene Entblössung zu errichten. Seine Bemühungen werden sehr unbillig, obwohl witzig mit einer Frage verglichen, die die Wahrsager aufgeworfen hätten, ob die prophetischen Hühner zugleich essen oder trinken, oder nur essen sollten. Luther gieng tief auf die praktische Veränderung der Welt, die geistliche Hierarchie hat die Würkung seiner Herzhaftigkeit selbst in den katholischen Ländern empfunden, und die Könige, die sonst vor dem Bann erzitterten, haben eben seit Luthern ihre Stärke gegen die Geistlichen recht zu brauchen gelernt; er hat schriftlich, mündlich und in der Uebung, die Vorrechte der Herrscher unterstützt, und ist der erste gewesen, der sich denselben ehrerbietig unterworfen hat. Seine aufgeweckte und kernhafte Schreibart würde Voltaire vielleicht bewundern, wenn er sie lesen könnte, und er ist ja noch ein klassischer Schriftsteller, und der beste deutsche Dichter seiner Zeiten. Selbst Erasmus, der Jesuit Bagnier, und Karl der V. haben seine Gaben erkannt. Und wie hätte er sonst gegen die fürchterliche Macht unzählbarer Mönche und Geistlichen durchdringen können, denen er ihre Einkünfte theils beschnitten und theils entzogen hat? Sein Gemüthe war nicht nur herzhaft,

es war groß, und aller kleinen Absichten unfähig. Er selbst hat den sterbenden Texel in seinen betrübten Umständen getröstet und aufgerichtet. Er war freudig und muthig, und der Verf. hätte noch viel wesentlich Gutes von seinem heldenmäßigen Glauben und von seiner Zurükrufung alles menschlichen Thuns auf die wahre Unterwerfung unter Gott, und auf das Suchen, des einzig nöthigen sagen können, wenn Voltaire diese unschätzbare Eigenschaften nach Würden zu verehren fähig wäre.

XXIII.

Voltaire.

1752. (S. 371.)

Der Hr. v. Voltaire hat am Hofe und unter den Grossen manche Gelegenheit gehabt, weniger bekannte und genauere Nachrichten einzuholen, und da er die Geschichte mehr auf der Seite wie sie den Menschen mahlt, nutzt, so hat er aus diesem neuen Gesichtspunkte auch auf eine neue Art die Zeiten geschildert, die seit 100 Jahren verflossen sind *). Dieser neue Tacitus hat zwar nicht eben die gleiche Sittenlehre, die der alte durchaus so kräftig darstellt. Die Tapferkeit und die Kunst, allenfalls noch das Wohlwollen, sind seine Tugenden, und er erstreckt seine Pflichten nicht bis auf die Gerechtigkeit. Die vorzügliche Liebe

*) Siecle de Louis XIV.

Liebe zu seinem Vaterlande dringt auch überall hervor. Wenn er den Aacher-Frieden beschreibt, so sieht er auf Ludwig des XV. Seite lauter Siege, und vergißt, daß in Italien, Deutschland und Schottland, die französischen Waffen unglücklich gewesen sind, und daß zur Zeit des Friedens 24000 Mann französischen Schiffsvolks in England als Gefangene gesessen. ꝛc. Bey den Religionsstreitigkeiten entschuldigt der Hr. von Voltaire die Verfolgung der Protestanten abermals mit dem wunderlichen Gleichnisse: die Kinder im Hause hätten die Fremden ausgetrieben, mit denen sie nicht theilen wollten; gerade als wenn die Protestanten Fremde gewesen wären.

Ein Engländer hat Ludwig den XIV. mit Cromwell verglichen, und diese Vergleichung scheint uns noch viel zu milde. Beyde schonten weder Treue noch Glauben, weder Blut noch Geld zur Ausführung ihrer Absichten. Aber wo war beym Könige der Heldenmuth des Cromwells, und seine mit der größten Standhaftigkeit verbundene Geschwindigkeit in allen Geschäften? Auf dem Thron von Frankreich würde Cromwell ein glorwürdiger Monarch gewesen seyn, und an Cromwells Stelle wäre Ludwig vielleicht ein Kanonikus in einem Stifte geworden. (S. 384.)

In einer histoire des Croisades erklärt sich der Herr von Voltaire auch nicht deutlich genug über die wahre

Absicht der Päbste bey diesen Kreuzzügen; ob sie ihm wohl nicht unbekannt ist. Sie wollten die Kayser schwächen, den Layenstand arm machen, und in jener Abwesenheit nach Gefallen herrschen, aus den Gütern des Volks sich und die Kirche bereichern, und es ist ihnen vortreflich gelungen. *)

In einem Nouveau Plan de l'histoire de l'esprit humain erhebt Voltaire besonders die Chinesen. Er nennt sie Materialisten, sie glauben keinen Gott und seyen doch tugendhaft. Arson, Gentil, und andre haben aber gezeigt, wie wenig an diesem Ruhme wahr ist. China hat gute Gesetze, aber feige, lasterhafte und verkäufliche Unterthanen. Es ist im Frieden und im Kriege unglücklich, in jenem hat es selten Brod, und in diesem ist es ein Spott seiner Nachbarn. — Die Jesuiten haben auch in ihre Wissenschaften nach europäischem Masstabe gekünstelt. — **)

XXIV.

Encyclopedisten.

Den Nutzen einer nach dem Alphabete geordneten Encyclopedie, oder Unterrichts von allem was in dem Umfange der Gelehrsamkeit und der Kunst vorkömmt, kann niemand läugnen; nur ist zu be-

*) Götting. gel. Zeitung. 1752. S. 1256.

**) S. 1256.

dauren, daß die Schriften dieſer Art deßwegen bey vielen Artikeln ſehr mager ſind, weil ein einzelner Menſch das ganze Feld der Wiſſenſchaften und Künſte nicht wohl überſehen kann, und man auch gemeiniglich die gröſten Fehler zu begehen pflegt, wenn man mit Hülfe der beſten Bücher ſich unterfängt, von einer Sache zu ſchreiben, die man nicht verſtehet. Die Franzoſen, welche dieſe neue Encyclopedie herausgeben, bemühen ſich wirklich dieſem gewöhnlichen Mangel abzuhelfen: denn es hat ſich eine gelehrte Geſellſchaft zu der Ausarbeitung vereiniget, und ein jeder arbeitet blos in dem Felde, wo er zu Hauſe iſt. Dürften wir den Herausgebern empfehlen, daß ſie ſich die Schriften und Erfindungen ihrer Nachbarn mit eben der Begierde zu Nutze machen, die bisweilen ein Vorzug, bisweilen eine Schwachheit der Deutſchen iſt, ſo würde dieſes groſſe Werk unvergleichlich werden. — (G. Z. 1751. S. 248.)

Der erſte Theil dieſer Encyclopédie ou dictionnaire raiſonné des ſciences iſt zu Paris 1751 in folio erſchienen *), von welchem wichtigen Werke wir dem Leſer eine etwas umſtändliche Nachricht zu geben um deſto weniger Anſtand nehmen können, da man es zum voraus in Frankreich als eine der Vollkommenheit ganz nahe Frucht der vereinigten Kräfte vieler groſſen und feinen Geiſter ausgegeben hat, und daher bey den Vorſtehern des geiſtlichen und

*) Gött. gel. Zeit. 1752. S. 646.

des regierenden Standes so viele Aufmerksamkeit darüber entstanden, der Druck gehemmt, und erst, nachdem man die Censoren vermehrt, wieder erlaubt worden ist. Man weiß, daß die Absicht gewesen ist, des Chambers Unternehmung vollkommner und zuverläßiger auszuführen, indem man die Aufsätze zu einer jeden Wissenschaft einem in derselben geübten Gelehrten übergeben hat. Zwey und zwanzig Männer haben sich zur Encyclopedie vereinigt, ohne der Verfasser einzelner Aufsätze zu gedencken. Die Naturgeschichte ist vom Hr. Daubenton, dem Arbeitsgefährten des Hr. von Buffon, dessen Lehren und Meinungen auch überall herrschen. Die Theologie hat der Hr. Mallet, ein sorbonnischer Doktor übernommen, der an Eifer wieder die Ketzer eher einen Ueberfluß als einen Mangel bezeugt. Die Sprachlehre ist vom Hr. Marsais, einem in seinem Theile sehr geschickten Manne. Die Metaphysik hat der Abt Yvon geschrieben, der hin und wieder gegen den Glauben sich vergangen, dem ganzen Werke eine Ahndung zugezogen, und mit dem Abt de Prade sein Vaterland bekanntlich verlassen hat. Die zur Wappenkunst gehörigen Artikel sind vom Ingenieur Eidous, die Rechenkunst und Geometrie vom Abt Chapelle, einem Urheber besonderer Meinungen in einer Wissenschaft, von welcher man nicht muthmassen sollte, daß besondere Meinungen in derselben Platz finden könnten. Die Ingenieurkunst ist vom Hr. le Blond; die Stein-

ſcheidekunſt vom Hr. Goußier, der Gartenbau und die Hydraulik vom Hr. d'Argenville, einem berühmten Verfaſſer prächtiger Werke, die Schiffartskunſt vom Ingenieur Bellin, die Uhren und Wahrnehmungen der Sterne, von dem verdienten jüngern Hr. le Monnier, die Anatomie vom Hr. Tarin, deſſen wir anderſtwo gedacht haben, die Arzney und die Kenntniß der einfachen und der zuſammengeſetzen Arzneymittel vom Hr. Vandeneſſt, die Wundarzney vom Hr. Louis, die Scheidekunſt vom berühmten Hr. Malouin, die Mahlerey und Bildhauerkunſt vom Hr. Landois: die Baukunſt von dem ausnehmenden Meiſter dem Hr. Blondel, die Muſik vom Hr. Rouſſeau, dem Feinde der Wiſſenſchaften. Von der magnetiſchen und electriſchen Kraft hat der Hr. le Monnier gehandelt, und von der Mathematik der Hr. d'Alembert, von dem auch die Vorrede iſt, in welcher die Geſchichte der guten und ſchönen Künſte vorgetragen wird. Die Handwerke hat endlich der Hr. Diderot beſchrieben, der auch beym ganzen Werke die Aufſicht geführet, und mit den Jeſuiten verſchiedene Streitſchriften darüber gewechſelt hat. Der willfährige und unermüdete Hr. P. Formey hat der encyclopediſchen Geſellſchaft ſeine zu einem ähnlichen Werke ſchon fertig gehabten Handſchriften mitgetheilt. Zwey und zwanzig Buchſtaben bezeichnen bey jedem Artikel dieſe Verfaſſer. Einen Auszug nun wird niemand von uns erwarten; wir wollen alſo bloß einige wenige Urtheile über das

gute und minder vollkommene dieſes Werkes einrücken. Der Hr. Diderot hat ſeine Handwerke vortrefflich und ohne einen Vorgänger zu haben ausgeführt. Eben ſo vollkommen iſt die Arbeit des Hr. Dalembert und des Hern Marſais. Der Hr. Mallet iſt eifrig und öfters unwiſſend. Der ungenannte Verfaſſer der politiſchen Artikeln iſt ein freyer Engliſch geſinnter, deſſen Begriffe von dem wechſelsweiſen Bande des Herrſchers und des Volks freylich kein Deſpote, und noch weniger ein deſpotiſcher Miniſter, hat vertragen können, wie denn eben der ganz nicht franzöſiſche Artikel Autorite' hauptſächlich dem Werke geſchadet hat. Die Geographie iſt ſo kurz, daß ſie faſt unbrauchbar iſt. Die Anatomie iſt auch etwas zu kurz, und die Tafeln zwar hin und wieder zuſammengeleſen, wozu die Göttingiſche Zeichnungen faſt das meiſte geliefert haben, aber nicht zahlreich und nicht gewählt genug; und die Geſchichte der Anatomie an ſchlechten Schriftſtellern zu reich, und an guten zu arm. Gottloſe und dem Glauben entgegene Dinge haben wir eben nicht bemerkt, obwohl wir einzelne Ausdrücke finden, die etwas zu muthwillig ſind, noch mehrere Stellen aber antreffen, die der Aberglaube nicht wohl vertragen kann. Die Kräuter ſind ſehr ſchlecht ausgeführt, und die ganze Naturhiſtorie iſt nicht viel beſſer, wenn man die einzelnen Ausführungen ausnimmt, die ziemlich ſparſam aus guten Quellen hergenommen ſind. Noch ſchlechter ſind die Aufſätze, die zu den Morgen-

ländischen Sprachen gehören, und die historischen sind gleichfalls nicht ohne Tadel. Endlich haben die Verfasser, ohne die geringste Anzeige der wahren Quellen, sehr häufig aus andern Wörterbüchern geschöpft, und also dem Leser dasjenige wieder geliefert, was er schon lange in Händen gehabt hat.

XXV.

Ueber den Geist der Gesetze

des Hr. v. Montesquieou.

1753. (S. 31.)

Es ist hier der Ort nicht, unser Urtheil über die Gedanken des wohlmeinenden Verfassers zu eröfnen. Es würde sonst leicht zu zeigen seyn, wie wenig die äussere Luft zu den Gemüthern und der Regierungsform beyträgt. Im äussersten Norden herrscht die vollkommenste Freyheit, und die Völker haben nicht einmal eine Obrigkeit. Etwas näher nach Süden findet man das despotische Rußland, das gleichfalls einem unumschränkten Erbkönige unterworfene Dännemark, und das Aristokratische Schweden. Weiter gegen die Linie folgt das halb demokratische halb aristokratische und halb monarchische Engelland, die grossen theils unumschränkt herschenden deutschen Herren, die despotischen Reiche Frankreich, Spanien und Savoyen, und hingegen die freyen Staaten in Italien, in den Niederlanden, und der Schweiz. Jen-

seits des 30 Grades folgt die despotische Türkey, und die eben so gränzenlose Macht der Marokkaner, und hingegen die Demokratien Algir, Tunis und Tripoli. Noch näher nach den Linien sind die meisten Völker der Moren wirkliche Republiken, deren Könige nur ihre erste Edelleute sind. Und wer ist freyer als die Hottentotten? Was aber die Wissenschaften angehet, so sieht man in dem ersten Griechenland ordentliche Barbaren, die die Seeräuberey für erlaubt ansehen, und nicht einmal die Buchstaben kennen. Hierauf wird Griechenland der Sitz des Heldenmuthes und der Wissenschaften, und bald wieder die Wohnung niederträchtiger Sklaven. Aegypten zwingt unter dem Sesostris die bekannte Welt, und ist die Mutter aller Künste und Wissenschaften, und bald verfällt es in eine solche allgemeine Herrschaft des Laster, daß so wohl die Mammeluken, als die heutigen Beherrscher des Landes, einen gebohrnen Aegypter für unfähig ansehen eine Ehrenstelle zu bekleiden. Hingegen behält das nahe Arabien seine Freyheit, seine streifende Lebensart, und seine uralte Sitten. Kann man nach so deutlichen Proben glauben, daß die himmlische Graden der Breite bey den Menschen die Quelle der Tugenden, der Laster, der Gemüthsgaben oder der Regierungsform seyen?

XXVI.

Vom Wachsthum der Wissenschaften.

Nach Maupertuis.

1753. (S. 51. 157.)

Wir wollen des Hrn. Präsidenten Gedanken kürzlich bekannt machen. Er schlägt dem menschlichen Geschlechte allerley vor, das es nicht weiß, und billig wissen sollte. Das erste ist das unbekannte Südland. Der Hr. Maupertuis vermuthet, es sey eher Land als Meer in diesen Gegenden zu hoffen, und da dieses Land von der alten Welt rund herum abgeschnitten ist, so werde man dort andere Pflanzen und Thiere antreffen, ja man habe da Mittelthiere zwischen den Menschen und Affen gesehen, Leute mit Schwänzen, deren Umgang der Hr. v. M. sehnlicher, als den mit dem munterſten Kopfe in Paris wünschet. Ist aber nicht Asien eben so wohl von Amerika getrennet, umflossen und umschifft, als die Molukkischen Inseln vom Südlande? und ist es nicht viel gewisser, daß zwischen dem Molukkischen Vorgebürge und dem Südland, eine Reihe von Inseln ist, als es gewiß ist, daß die 70 Grade zwischen Kalifornien und Kamtschatka mit nahen Inseln angefüllt sind? Sind diese Halbmenschen nicht blosse Einbildungen, die kein glaubwürdiger Reisender mit seiner Erfahrung bestätigt hat? Ist nicht bis zum 60 Grad unter Amerika eine grosse und offene See,

die Anſon zu ſuchen anräth, um die allemal gefährlichere und ſtürmiſchere Nähe des Landes zu vermeiden? Die Patagons oder Rieſen wünſchte der Hr. v. M. auch näher zu kennen, und iſt nicht abgeneigt, zu glauben, daß wirkliche Rieſen da ſind. Doch haben die Gefährten des Anſons, die von der Chiliſchen Küſte um die Spitze von Amerika herum bis nach rio della Plata gekommen ſind, gar nichts von Rieſen gefunden, und die erſten Patagons hat wohl die Furcht vergröſſert, da überhaupt ſehr kalte Gegenden eher kleine Leute hervorbringen. Von der Durchfahrt durch den Pol wünſchte der Hr. v. M. auch daß man ſie verſuchte, ob er wohl die Schwürigkeit wohl einſieht, die von der Fehlbarkeit der Magnetnadel entſtehen muß, die unter dem Pole billig vermuthet wird. Doch man wird ſo leicht nicht hinkommen, da ſchon unter dem 72. 73 und 77. Grade die Nordküſte von Aſia ein faſt beſtändig beeiſetes Meer zur Gränze hat. Das innre von Afrika iſt auch und zwar ein gegründeter Vorwurf ſeiner Neugierde; in den Pyramiden hofft er ſelbſt mehr als Särge zu finden, und er hat auch den grauſamen Einfall, eine Pyramide mit Pulver übern Haufen zu ſchmeiſſen, um ſich vom Inhalt dieſer ehrwürdigen Alterthümer zu überzeugen. Er wünſcht auch in ein Kollegium Japaner, Sineſer und andre fremde Völker zuſammen zu bringen, und auch wohl die wildeſten Völker dazu einzuladen, um von ihren

besondern Gedanken und Erfindungen einen Nutzen zu schöpfen. Eine lateinische Stadt, als eine bequeme Schule zur leichtern Erlernung der Sprache, ist ein Vorschlag der ihm gefällt. Der Sternkunde Vollkommenheit zu befördern, wollte er einzelnen Männern gewisse kleine Stellen am Himmel einräumen, mit deren genauen Wahrnehmung sie sich einzig beschäftigen sollten. Auf diese Weise würde man vielleicht viel gutes und die noch mangelnden Trabanten des Mars und der Venus sich bekannt machen. Die Ausmessung der Grade unter der Mittagslinie und näher am Pole ist dem Hrn. v. M. noch nicht genau genug. Es kann seyn, daß die andern nicht abgemessenen Theile der Erde doch andre Krümmungen haben, es kann auch seyn, und Yale hat es sehr ernstlich vorgetragen, daß die Südhälfte der Erde eine andre Gestalt als die Nordhälfte hat. Zur Beobachtung der parallaxe des Mondes müßte ein Sternkündiger am Capo, einer in Candien und einer in Pello zugleich Wahrnehmungen anstellen. An der Arzneywissenschaft wünscht der Hr. Präsident noch vieles zu verbessern. Er räth an, den Tod der Missethäter dadurch gemeinnüziger zu machen, daß man allerley Versuche schwerer und mißlicher Handgriffe an ihnen vornehme, wodurch man den Stein, den Krebs oder andre grausame Uebel zu heben ein Licht erlangen könnte, oder wodurch man die Verbindung der Seele mit dem Leibe näher einsehen würde. Man

weiß auch, meint der Hr. v. M. nicht, ob eine groſſe Menge Mohnſaft tödtet (hierüber ſind in Göttingen Verſuche ſchon angeſtellt worden); ob man den rechten Schirling beſitzt, der bey den Athenienſern einen ſo angenehmen Tod verurſacht hat, (da der unſere wenigſtens Thiere zu tödten viel zu ſchwach iſt), und ob endlich der Biß des tollen Hundes nicht bloß von der Einbildung die ſchrecklichſten Wirkungen erhält, (wovon man aber um ſo gewiſſer das Wiederſpiel weiß, da die gebiſſenen Thiere, ohne einige Einbildung, eben dasjenige leiden, und eben ſo ſterben wie der Menſch. Der Hr. v. M. meint, man müſſe allerley auch unwahrſcheinliche Mittel verſuchen, da ſie dennoch nützlich ſeyn können. Das Blut von der Stelle, wo es überflüßig iſt, an eine andre zu bringen, ſoll man das Herumdrehen in einem Kreiſe verſuchen, und eigene Aerzte für einzelne Krankheiten verordnen. An den Thieren könnte man die Früchte in gleicher Vermiſchung in ganz entfernten Geſchlechtern prüfen, und neue Arten hervorzubringen trachten (wobey wir uns erinnern, daß eine gewiſſe Sekte ſehr den Untergang alter Arten, und die Entſtehung von neuen zu beweiſen wünſchet). Man müßte mit Brennſpiegeln und auf andere Weiſe das Feuer zu verſtärken ſuchen, auf die Vergröſſerungsgläſer Preiſe ſetzen, mit Mohnſaft ſuchen gewiſſe Träume hervorzubringen, durch Wunden am Gehirne den Sitz der verſchiedenen Seelenkräfte und der Thorheit erforſchen, wobey der Hr.

v. M. wieder hofft, bey den Südländern und geschwänzten Menschen einen andern Bau im Gehirn zu finden. Man müßte endlich eine neue Sprache durch eine kleine Gesellschaft einsamer Kinder entstehen laſſen. Hingegen sollte man die Bemühungen zur Entdeckung des Steins der Weisen ordentlich verbieten; (die doch wie alle andere Versuche ihren groſſen Nutzen haben können, und wirklich gehabt haben.)

Das Leben zu verlängern hat der Hr. P. eben den Gedanken, den Bako. Man muß dasjenige thun, was der Hr. v. Reaumur bey den Insekten gethan hat, nemlich die innere Bewegung hemmen, oder gar für eine zeitlang aufheben. Die beständige Bewegung hält der Hr. P. für unmöglich. Wir glauben es auch, so lang man bloſſe mechanische Kräfte braucht. Sollte es aber ein Widerspruch seyn, daß eine Uhr nach einer gewiſſen Zeit eine Entzündung oder ein chymisches Brausen erwecke, deſſen Gewalt einen Hebel, und durch diesen die Uhr wieder in Gang brächte. Denn auf diese Weise wird wieder die gewöhnlichen Gesetze der Mechaniker durch eine kleine Gewalt, und durch den Fall weniger Tropfen, eine unendlich gröſſere Bewegung erweckt, als die ist, die die Tropfen fallen läßt. Der Arzneywiſſenschaft ist der Hr. V. äuſſerst ungewogen, weil wir weder den innern Bau der Menschen, noch der Dinge kennen, womit wir den Menschen heilen wollen. Sollte dieſes nöthig seyn? Kennen denn die Mechaniker den

innern Bau des Holzes und der Gewichte? Ist es nicht genug, daß wir wissen, im Blute herrsche ein fäulichter Zustand, also müsse man ihn mit sauren Dingen hemmen? Kennt man die Wirkung der Purgiermittel, des Salmiaks, des Limonensafts, der meisten Arzneyen nicht eben sowohl als die vom Mohnsaft, vom Queckſilber und von der Fieberrinde?

Ueber die Vorhersehung hat der Hr. V. den ganz ausnehmenden Gedanken, die Empfindung vom vergangenen unterscheide sich bloß von der Empfindung des Gegenwärtigen durch ihre Schwäche, es sey also gar wohl möglich, daß die auf einen höhern Grad erhabene Seele das Zukünftige entdecken könne. Wir finden gar leicht die Verbindung des Zustandes der Seele mit dem gegenwärtigen oder dem vergangenen, in welchem er gegründet ist; aber wie soll in der Seele eine Veränderung von einer äussern Beschaffenheit der Welt entstehn, die noch nicht wirklich ist, und von derjenigen weit abgeht, die eben damals da ist, und sich der Seele vorstellt?

XXVII.

Vom Einflusse der Wissenschaften auf die Sitten.

Von J. J. Rousseau. *)

1753. (S. 235.)

Es herrscht viel Feuer und Witz in der Satyre dieses Schriftstellers gegen die Wissenschaften, aber auch viel Unbeständigkeit und Widerspruch. Gleich anfangs klagt Rousseau die Verstellung und sogenannte falsche Politesse an, die allen Menschen die gleiche äusserliche Gestalt, und allen das Ansehen der Tugend ohne das Wesen giebt. Aber dieses sind Fehler des Hoflebens, wovon die Gelehrten nur allzusehr befreyt, und mehrentheils gar nicht unter der Anklage sind ihre Leidenschaften gar sehr verbergen zu können. Hierauf kömmt die gewöhnliche Anmerkung, daß Griechenland, Rom und Constantinopel zu gleicher Zeit lasterhaft und gelehrt gewesen sey; daß Sparta die Tugend ohne die Wissenschaften, und Athen diese ohne jene besessen habe, und daß überhaupt die ungelehrten Völker, wie die Barbaren den Chinesen, den gelehrten überlegen gewesen sind. Diese Anmerkung ist erstlich historisch unwahr. Die gelehrten Griechen haben die ungelehrten Perser, die höflichen

*) Discours qui a remporté le prix à l'acad. de Dijon en l'année 1750. sur cette question proposée par la même Acad. si le retablissement des sciences & des arts a contribué a épurer les moeurs.

Römer unter dem Cäsar alle andern Völker überwunden; sind denn die Asiaten, Afrikaner, die Wilden solche Kriegsleute, davor sich unsere Europäer zu fürchten haben, ob wohl unter diesen ein Kleist dichtet, und ein Buffon die Thiere beschreibt? Es ist aber auch nicht einmal wahr, daß die Blühte der Wissenschaften mit dem Verfall der Sitten übereinkomme. Rom war unterm Nero viel lasterhafter als unterm Cäsar, aber wie viel schlechter waren seine Dichter, und seine Redner? War Persien nicht wollüstiger als Griechenland, und deswegen doch ungelehrt? Ist Frankreich unter Karl dem IX. und Heinrich dem III. nicht eben so verdorben gewesen, ungeachtet damals Ronsard der beste Dichter war? Und ist denn endlich wirklich etwas wahres in der gewöhnlichen Klage über die Verdorbenheit der jetzigen Zeiten? Sind diese Klagen nicht allemahl geführet worden? Waren die Italiener in den mittlern Zeiten bey ihrer Unwissenheit minder verbuhlt, minder ungerecht und grausam, oder waren sie dieses alles nicht noch mehr als jezt? Das einzige, was der Hr. R. gegründet klagt, ist wohl der überhand nehmende Unglaube, daran viele Gelehrte grossen Antheil haben. Aber eben diesem Uebel kann niemand als die Gelehrtheit wiederstehn, und die Entdeckung der Weisheit Gottes muß ja eher zu seiner Verehrung führen, als die dumme Blindheit über die Werke der Natur, die dem Hr. R. so wohlgefällt. Daß der Ackerbau

über

über den Wissenschaften versäumt werde, ist eine ungerechte Klage. Wie viel haben die nützlichen Künste der Chimie, der Sternkunde, der Geometrie nicht zu verdanken, und eben der Ackerbau, wie sehr wird er durch die Kräuterkenntniß aufgeheitert. Eine neue Ausschweifung führt unsern Redner auf den verdorbenen und geschwächten Geschmack der Franzosen, die sich von ihrem Frauenzimmer den Geschmack vorschreiben lassen. Ist dieses Uebel aber einer allzustarken Macht der Wissenschaften zuzuschreiben, oder vielmehr einer allzuschwachen? Wenn er ferner unsre heutigen Kriegesleute beschuldiget, sie seyen zwar tapfer, aber kein Ungemach auszustehen fähig, so ists uns unmöglich abzusehen, wie diese Weichlichkeit den Wissenschaften könne zugeschrieben werden. Endlich widerspricht sich der H. R. aufs deutlichste, und nachdem er lang genug die Gelehrtheit als die Ursache des allgemeinen Verderbens verdammt hat, so räth er den Königen an, die Gelehrten an ihre Höfe und in ihre Kabinette zu ziehen, auf daß nicht immer, wie er sagt, die Macht auf der einen Seite, und die Einsicht auf der andern seye.

XXVIII.

Jonathan Swift *)

1753. (S. 295.)

Dieser berühmte Satyrenschreiber war eines Agenten Sohn. Er wurde in Irrland 1667. den 13 Nov. gebohren. Seine Anfänge in den Wissenschaften waren schlecht, und er blieb das erstemal zurück, da er Baccalaureus werden sollte. Der Ritter Temple nahm sich eine Zeitlang seiner an, er wurde aber nach dessen Tod zurückgesetzt, und ward darüber aus einem Whig ein scharfer Tory. Er diente den Ministern von dieser Faktion mit seiner Feder, die man für die reinste und stärkste zu seiner Zeit hielt, und er half das Volk wieder den Herzog v. Malborugh und die hohen Verbundenen einnehmen. Aber Harley sein Patron vertraute ihm nur, was kein Vertrauen erforderte, und 1713 verwies man ihn gar nach Dublin als Dechant, fast in ein geehrtes Sibirien, womit er alle Hoffnung verlohr, Bischof zu werden. Diese neue Zurücksetzung machte ihn noch bitterer, und er ward ein Feind des Hofes und der Engelländer, und ein Patron der Irren, deren Gunst er sich auf eine ausnehmende Weise A. 1727. erwarb, da er die Drapiers letters wieder den Wood schrieb,

*) Remarks on the life and writings of D. J. Swift by C. Orery. 8 London 1752.

welcher kupferne Münzen in Irrland zu prägen ein Patent erhalten hatte. Er war auf eine so ausnehmende Art der Liebling seines Volks, daß wenig in Dublin geschah, worüber man ihn nicht sollte gefragt haben. Aber nach und nach nahm sein Schwindel zu, und er verfiel 1739. in eine Raserey, und 1742. in einen Gedankenlosen Zustand, in welchem er fast keine Wörter finden konnte. Er ward zum vollkommenen Struldrugg und hätte einen würdigen Bürger des Tollhauses abgeben können, welchem er 12000 Pf. als das vornehmste seiner erworbenen Mittel vermacht hatte. In diesem Zustande starb er 1745. Er war ein wunderliches Gemische von Tugend und Laster, so stolz, daß er eben deßwegen nicht eitel war, aber doch mit seiner Schwester unversöhnlich brach, weil sie einen Kaufmann heurathete, und seine eigne Frau, die er unter dem Namen Stella doch oft besang, niemals erkennen, noch mit ihr wohnen wollte, bis diese Verschmähung ihr das Herz brach, blos weil ihr Vater anfänglich ein Bedienter gewesen war. Sein Haß war bitter und ohne Schonen, auch gegen einen tugendhaften Boyle, und gegen einen ohnedem unglücklichen Dryden. Er liebte die gemeinsten Gesellschaften, und nahm in denselben die niedrigen Ausdrücke und schmutzigen Bilder an, womit er seine Schriften nur zu häufig beflekte. Seine Religion hat er eben nicht verläugnet, aber in der Uebung derselben nicht die gehörige Ehrerbitung gebraucht.

Sein Hauptwerk war die Politik und seine Leidenschaft die Ehrsucht. Er nahm deßwegen alle Schmeicheleyen an, wenn sie auch noch so grob waren. Es ist uns unmöglich die Schriften des Dechants durchzugehen. — Gegen Calvin zeigt er einen eingewurzelten Haß, bloß weil er die äussere Zirathen und Würde der Kirche abgeschaft hatte. Denn ausser dem tadelt Swift selber nichts an dieser sonst gegen alle andere so liebreiche Kirche. Auch gegen die Mathematiker, die erfahrenden Naturkündiger und die Verbesserer der Künste, ist seine Satyre zu bitter und unbillig, und sein Urtheil gewiß sehr schlecht, wenn er den sogenanten Morus, den ältern Brutus und den Cato Censor unter die sehr grossen Männer zählt, die jemals gelebt haben. Eben so unbillig ist seine kalte und schmutzige Satyre von den Houynhanns, in welcher man nicht im geringsten absiehet, womit die vernünftigen Pferde ihren Verstand beschäftigen. — —

XXIX.

Voltaire.

1754. (S. 101.)

Abrégé de l'hist. univ. depuis Charlemagnes jusqu'a Charles V. par M. de Voltaire, ist nicht sowohl eine Historie als eine Sammlung von Gemählden, auf welchen der Verf. bald diese bald jene Umstände der Zeiten vorgestellt hat. Er fängt mit China an,

wovon er versichert, daß seine Einwohner eine zuverläßige Zeitrechnung haben, die 2155 Jahr älter seye, als Christi Geburt, und daß die Monarchie selber nothwendig noch viel älter seyn müsse. Er nimmt also des Se-ma-cien fabelhafte Mythologie und die von den Jesuiten herausgegebene Sonnen- und Mondsfinsternisse für richtig an; aber diese leztern sind augenscheinlich falsch ausgerechnet, und Se-ma-cien wird von allen Kunstrichtern in China für einen fabelhaften Skribenten angesehen. Die wahre chinesische Geschichte fängt, nach allen ernsthaften Verfassern derselben, und insbesondre nach der Chronologie des Unterkönigs Rien-Hy-Jao, nicht eher an, als mit dem Kayser Guei-Lie-Wang der ungefehr 424 Jahr vor Christi Geburt geherrschet hat. Man weiß übrigens die Gründe wohl, warum der Hr. Verf. sowohl der Chineser, als im folgenden Kapitel, der Indianer Alterthum, Wissenschaft und Tugend so hoch erhebet. Vom Mahomed spricht er ungefehr wie Gagnier. Im dritten Abschnitt handelt Voltaire von der Kirche und der Ursache der Grösse der Päpste; er findet sie in der Bedürfniß, darinn eine unrechtmäßige Herrschaft die Pipinische Familie gesetzt hat; in der Entfernung der griechischen Kayser, und in der klugen und sich nach allen Umständen schmiegenden Behutsamkeit der Bischöffe zu Rom. Karl der Grosse wird wegen seiner Laster nicht geschont, und seine Art die Sachsen zu bekehren im geringstent nicht gebilligt.

Hiernächst betrachtet der Verfaſſer die damaligen Zeiten; er geräth auf den Einfall, die vielen Aufſätzigen ſeyen daher entſtanden, weil man keine Hemder getragen habe; er wirft dem Hrn. Rollin vor, er habe die Talente und Münzen der Alten durch den Preiß des Silbers in den Colbertiſchen Zeiten ausgedrückt, und alſo um die Hälfte zu gering angeſetzt. Wenn er aber ſagt, es ſeye zu Karl des Groſſen Zeiten der Preiß der Dinge ungefehr eben derſelbe geweſen, wie heut zu Tage, ſo berechnet er den ſilbernen Pfennig (Denier) zu 30 Sols, welches ungefehr der doppelte Werth des römiſchen denarii iſt. Von dem Bilderdienſte, und dem andern damals eingeriſſenen Aberglauben, ſpricht er ſehr unpartheyiſch; wenn er aber p. 112. ſagt: die Engländer hätten damals angefangen die chriſtliche Religion anzunehmen, ſo widerſpricht er offenbar der Geſchichte; denn die brittiſchen Könige waren ja ſchon vor der Ankunft der Sachſen Chriſten geweſen. Von den Geſetzen handelt er weitläuftig, und mahlt die Aufführung der Geiſtlichen bey den vielen Staatsveränderungen unter Ludwig dem Gütigen, und den andern Carolingern ſehr nachtheilig ab. Den pariſiſchen Biſchof Goßlin, der mit den Waffen in der Hand auf den Wällen vor Paris geſtorben iſt, ſieht er als einen würdigen Heiligen an. Alfrid iſt in ſeinen Augen einer der gröſten Monarchen, doch beweiſet der einzige Alkuin, daß England damals nicht ohne Gelehrte geweſen ſey. Bey der

Unterwerfung von Spanien, verwirft er so wohl die Geschichte der Cava als die ersten navarrischen und asturischen Könige. Die konstantinopolitanische Geschichte erzehlt er mit Eckel, und die Päpste des neunten und zehnten Jahrhunderts beschreibt er ohne Schonen. Heinrich den Vogler rühmt er als einen verehrungswürdigen Regenten, und erkennt die Obermacht der sächsischen Kayser über Rom. Er wendet sich von da wieder zur französischen Geschichte, und zur Erhöhung der Capetingischen Familie, und gesicht mit Verdruß die Wirkung des Bannes auf den König Robert. Von Wilhelm dem Eroberer spricht er besser, als die englischen Geschichtschreiber, und leugnet die Verwüstung, die er aus Liebe zur Jagd soll angerichtet haben. Wenn er Schweden im 9ten 10ten 10ten und 11ten Jahrhundert als ein Land ohne Umgang mit seinen Nachbarn und ohne Kriege ansieht, so hätte ihn Dalin belehren können, daß die so berühmten Nordmänner mehrentheils durch schwedische Fürsten angeführet worden sind. Die venetianische Republik macht er zwar nicht älter als 709. doch erkennt er den venetianischen Adel für den ältesten in Europa. Bey den Kirchenstreitigkeiten beweiset er ausführlich, daß Johannes Scotus, Ratram von Corvey, und andre, noch vor dem Berengar, die Genieſſung des Leibes Christi als etwas blos Geistliches angesehen haben.

Der zweyte Theil dieser Voltairischen Historie fängt bey den Streitigkeiten an, die zwischen den Päbsten und Kayſern von Heinrich dem vierten bis auf Friedrich den zweyten gewähret haben. Er spricht hier, ohne Nebenabsichten wie die Geschichte, und erklärt ganz wohl, warum die Päbste immer auf Frankreichs Seite gewesen sind. Seine Könige hatten keinen Anspruch auf Rom, und waren der Vergrösserung des Pabstes nicht im Wege. Der zweyte Abschnitt begreift die Kriege zwischen Frankreich und England. Unter Ludwig dem jungen haben die Freyheiten der Städte ihren Anfang genommen. Bey der Schlacht bey Bovines bemerkt der Hr. v. V. daß die gehavnischten Ritter mit keiner sonderlichen Lebensgefahr gestritten haben, und in den gröſten Schlachten überaus wenige umgebracht worden sind. Philipp August war reich, er theilte in seinem Testamente bey 5 Millionen jetzigen Geldes aus. Man sieht übrigens mit Erstaunen, daß der Hr. v. V. das Salische Gesetz für unrechtmäßig, und folglich den Anspruch Eduards des 3ten für rechtmäßig erkennt. Der schwarze Prinz ist so wohl sein Held, als der Engländer ihrer, und er vertheydiget, wie dieser Prinz, Peter den Grausamen. Die sogenannte Pucelle ist bey ihm nichts anders als eine starke handveste Magd in einem Wirthshause gewesen.

Den dritten Theil macht die Geschichte der Kreuzzüge aus. Gleich Anfangs spricht er vom gelobten

Lande überaus verächtlich, und ob er es wohl mit der Schweiz vergleicht, so giebt er doch der Schweiz den Vorzug. Er scheint die Vortheile warmer Länder nicht zu kennen, in welchen die Natur mit weniger Mühe den Menschen zwey Erndten verleihet, und die Wüsteneyen selber eine Menge eßbarer Früchte hervorbringen. Man weis sonst schon, daß der Hr. v. B. alles Unrecht und alle Laster der christlichen Parthey zuschreibt, und ein beständiger Bewunderer der Saracenen ist. In der Geschichte von Sicilien erkennt er billig den Conradin für den rechtmäßigen König, glaubt aber nicht, daß die sicilianische Vesper eine genommene Abrede gewesen sey, und hält dieses allgemeine Blutbad für die plötzliche Folge einer Lukrezischen Geschichte. Die Kreuzzüge wider die Albigenser mahlt er mit ihren wahren Farben ab. Philipp der Lange schloß die Geistlichen von dem Vorsitz bey dem Parlament aus, und Philipp der Schöne berufte zuerst die Bürgerschaft (tiers état) zu der allgemeinen Versammlung der Stände; er war auch der wahre Urheber des Parlaments. Von dem Ursprung der schweizerischen Republik schreibt der Hr. v. B. ganz richtig, denn einige kleine Fehler in den Namen muß man einem Franzosen verzeihen. Von der grossen 40 jährigen Kirchenspaltung, der Versammlung zu Konstanz, und der Hinrichtung Hussens, handelt er ganz freymüthig.

XXX.

Gründe für die Moralität.

von Hrn. Beaumont.

1754. (S. 271.)

Die Principes de la philos. morale dieſes Verfaſſers ſind kurz, gründlich, und von der beſten Abſicht. Bey den Kräften des Menſchen fängt der Verfaſſer an, unter denen die Freyheit eine der vornehmſten iſt. Er erklärt ſie durch ein Vermögen das uns eigen iſt, und durch keinen äuſſern Zwang gebogen wird, vermittelſt deſſen wir unſere Glückſeligkeit ſuchen. Eine ſolche Freyheit, ſagt er, iſt es eben ſo widerſinnig zu leugnen, als in Abrede zu ſeyn, daß wir ſelber ein Weſen ſind. Dieſe Freyheit, die blindlings unſer Beſtes ſuchen würde, wird durch die Verbindung der Begriffe zur Tugend angeführt. Wir lernen die Vorzüge der Güte und der Gerechtigkeit, weil die, ſo uns auferziehn, und die Bücher, die wir mit Hochachtung leſen, allemal mit dieſen Tugenden ein Lob und eine Belohnung verbinden. Die Wiederholung gleicher Urſachen macht unſern Hang zu dieſen Tugenden immer ſtärker, wir geben uns endlich ſelbſt, weil es andre Menſchen thun, Beyfall, wenn wir die Tugend ausüben, und ſie wird ein Werkzeug unſrer Glückſeligkeit. Die bewegliche Empfindlichkeit unſers Gemüthes macht ihre Wirkung lebhaf-

ter, und die Liebe zu unſrer Vollkommenheit wird endlich eine Leidenſchaft, der wir alles aufopfern. Unſre Eigenliebe wird zur Quelle aller guten Triebe, und die Unſterblichkeit unſrer Seele giebt ihnen ihre völlige Kraft, weil ſie uns ins Unendliche glücklich machen. Dieſe wichtige Wahrheit giebt dem Verfaſſer Anlaß, die geiſtige Natur unſrer Seele zu erweiſen.

XXXI.

Leben des Hrn. Albrecht v. Haller, beſchrieben von J. G. Zimmermann. 1755. (S. 615.)

Herr Zimmermann hat ſich zu dieſer Arbeit berechtigt geglaubt, weil er faſt vier Jahre lang beym Hrn. von H. gewohnt, und alſo beſſer im Stande iſt, zuverläſſige Nachrichten von ſeinem geweſenen Lehrer zu liefern, als etwa ein künftiger Nachfolger des Fontenelle, wie er ſich ausdrückt. Vergebens hat der Hr. von H. aus wichtigen, und ſeine Ruhe betreffenden Gründen in zwanzig Briefen die allzuwirkſame Dankbarkeit ſeines Zuhörers misbilligt, und ſein Vorhaben ihm auszureden geſucht. Hr. Zimmermann hat geglaubt, die ſeinem Lehrer zukommenden Regeln des Wohlſtandes können die dankbaren Empfindungen ſeines Herzens nicht hemmen; denn dieſes ſind ſeine Worte. Das Leben ſelbſt iſt umſtändlich, und der Karakter des Gemüths beſchäftigt den Verfaſſer eben

ſo ſehr, als die Vorzüge der Gelehrtheit oder des Witzes. Wir haben nichts der hiſtoriſchen Richtigkeit widriges gefunden, nur hätten wir gewünſchet, daß Hr. Zimmermann ſo wenig über den akademiſchen Neid und über die republikaniſche Eiferſucht geklagt hätte, als Hr. v. H. ſelbſt in ſeinen Schriften darüber geklagt hat, in welchen man überall eine zärtliche Liebe für ſein Vaterland, und für Göttingen eine geſchäftige Theilnehmung abgemahlt antrift. Hr. Z. hat ſich ſonſt vorgeſetzt, nicht das Gute allein zu ſagen. Man findet deswegen von der Kindheit, von der Jugend und zuletzt von den mehrern Jahren des Hrn. v. H. allerhand Umſtände, die man in einem Lobſpruche nicht vermuthen würde, und er hat vielleicht eben durch dieſe Freymüthigkeit das Zutrauen des Leſers zu erwerben getrachtet. Bey Gelegenheit der Halleriſchen Reiſen findet man vieles vom Boerhaave, vom Ruyſch, und hin und wieder einige vom Hrn. v. H. gemachte Anmerkungen, die zur Geſchichte der Natur gehören. Vielleicht würde dieſer Lehrer die Stelle der 167 S. verbeten haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden wäre dieſelbe zu unterdrücken. Er hat wohl niemals gewünſchet, ſeine erniedrigte Mitlehrer zur Stufe ſeiner Erhöhung zu machen. Die Nachrichten von den Halleriſchen Schriften nimmt Hr. Z. mehrentheils aus der Bibliotheque raiſonnée, und aus den Göttingiſchen gel. Zeitungen und Anzeigen. Von den Streitigkeiten, die der Hr. v. Haller mit Hambergern

und einigen andern Gelehrten gehabt hat, giebt Hr. L. eine Geschichte, die freylich die Zeichen einer freundschaftlichen Feder an sich hat; und von einigen andern schweigt er gänzlich, welches freylich seinem Lehrer am angenehmsten seyn wird. Die Gedanken über einige Verbesserungen der Arzneywissenschaft werden vielleicht nicht ohne Nutzen seyn, so wenig als die ziemlich ausführliche Anzeige seiner Gesinnungen über die Religion.

XXXII.

Stufenfolge menschlicher Erkenntnisse.

Nach dem Abt Condillac. *)

1755. (S. 1071. 1163.)

Unter dem Namen einer Bildsäule folgt der Verfasser den Schritten nach, die ein sich selbst überlassener und von der übrigen Gesellschaft unbelehrter Mensch, vermittelst der Sinne, in seinen Begriffen machen würde, und der erste Sinn, den der Abt betrachtet, ist der Geruch. Es geschieht mit Fleiß, daß er die Eindrücke, die ein einzelner Sinn zu machen vermögend ist, zuerst abgesondert erforscht. Diese Bildsäule, ehe sie mehrere Sinne hatte, war in ihren Begriffen sehr eingeschränkt. Da die Empfindung des Geruchs einer Rose z. E. die erste war, so war die Bildsäule, oder das Kind, selbst nichts als der

*) Traité des sensations.

Geruch der Rose, und alle Gerüche waren bloße Bestimmungen (modifications) ihrer Art zu seyn, die einzigen, deren sie, die Säule, fähig war. Der Geruch war entweder angenehm, oder unangenehm, und aus der daher rührenden Lust oder Unlust entstunden nach und nach alle andere Staffeln der Erkenntniß. Das Gedächtniß entsteht, wenn der Sinn mit einem neuen Geruche beschäftigt, und ein Eindruck des vorher gefühlten Geruchs bey der Seele (denn die Statue ist nichts anders) übrig bleibt. Die Dauer ist die Folge zweyer Empfindungen, die beyde dem Sinne gegenwärtig gewesen sind. Ein Urtheil ist die Empfindung des Unterschiedes des Geruchs einer Rose und einer Nelke. Das Gedächtniß behält die Eindrücke in der Ordnung, wie sie von aussen entstanden sind, und diese Ordnung macht ihre Verbindung. Die angenehmen Gerüche werden von der Seele aus dem Gedächtnisse öfter zurück geholt, als die Unangenehmen, und hieraus entsteht eine Klasse von Vergnügungen, die in der Seele ihren Sitz haben. Eigentlich ist nichts gleichgültig, und die Empfindungen, die es scheinen zu seyn, sind es nur vergleichungsweise. Die Nothdurft (besoin) entsteht aus dem Verlangen eines glücklichen Zustandes. Aus der Vergleichung der jetzigen, gleichgültigen Empfindungen, mit den schon genossenen angenehmen, entsteht die Langeweile, die zu einem heftigern Leiden gedeyen kann, als selber der Schmerz. Das Ge-

dächtniß ist eine schwache Empfindung, und die Einbildung eine andre, die eben so stark ist, als sie war, da sie zuerst im Sinne entstund, und die wegen ihrer Stärke uns als gegenwärtig vorkömmt. Das Widerentstehn einer Empfindung geschieht nicht, weil sie im Leibe, oder in der Seele, aufbewahrt worden ist, sondern, weil die Bewegung, die die natürliche Ursache derselben ist, im Gehirne wieder hervorgebracht wird. Alle Leidenschaften sind nichts als Eigenliebe, und alles was die Seele liebt, sind nur solche Zustände in ihr selbst, deren Gegenwart ihr angenehm ist. Man lernt abstrahiren, indem man aus vielen angenehmen Empfindungen alles auslässt, was sie verschiedenes haben, und nur dasjenige, was ihnen gemein ist, nemlich die Anmuth behält. Unser Alt glaubt, bey Gelegenheit der Zahlen, unsere Fähigkeit gehe nicht weiter als auf drey, und man könne sich nicht vier Einheiten auf einmal deutlich vorstellen; alles jenseits drey sey folglich eine unbestimte Menge. (Sollte man sich nicht einen Würfel mit 4. 5. und 6 Augen in der Einbildung vorstellen können). Nach und nach steigt die Statue unsers Verfassers, wie ehmals Hai Ebn Jockdhan, zu einer Staffel der Erkenntniß nach der andern. Sie lernt, was eine vergangene, und was eine zukünftige Folge ist. Die Dauer ist noch durch nichts andrs, als durch die Folge der Begriffe bestimmt, und da die Anzahl derselben in zwey Menschen niemals die nemliche ist, so ist auch

die Länge der Zeit nie für zwey Menſchen die gleiche. Ja es könnte ſeyn, daß eine merkurialiſche Welt in einem unſrer Augenblicke ganze Jahrhunderte zählte. Der Traum unterſcheidet ſich dadurch, daß die Begriffe nicht in der gleichen Ordnung bleiben, und die Luſt nicht das Geſetz iſt, wodurch die Einbildung regiert wird. Das Ich der Seele iſt die Summe der Empfindungen, die ihr das Gedächtniß zurück ruft, und deren, die ihr gegenwärtig ſind. Nach dem Geruche folgt das Gehör, und der Zuſtand eines Menſchen, der nur dieſen Sinn beſitzt, und die Töne thun ungefehr die nemlichen Dienſte, die die Gerüche thaten. Wenn ſich aber beyde Sinne mit einer Seele verbinden, ſo gewinnt ſie eine doppelte Art zu ſeyn, und lernt beſſer abſtrahiren u. ſ. f. Aber nun folgen des Verfaſſers Gedanken über das Geſicht, die ihm ſelbſt ſehr neu und fremd vorkommen, aber eigentlich doch des Biſchofs Berkleys ſeine ſind. Alſo leugnet er, daß dieſer Sinn einen Raum oder eine Ausdehnung unterſcheide, und lehrt, die Seele ſehe nichts als Farben, und dieſe in ihr ſelbſt, zuerſt eine, die einen Vorzug an Anmuth hat, und hernach die andern, endlich aber alle zugleich. Hieraus nun entſteht allerdings eine Art einer Ausdehnung, wenn die Seele Farben neben Farben, und ein ganzes ſieht, deſſen Theile die beſondern Farben ausmachen. Wenn nur eine Farbe wäre, ſo würde die Seele nicht unterſcheiden, ob die gefärbte Fläche gröſſer oder kleiner wäre. Auch von

vielen

vielen Farben, glaubt Hr. C. sind die Gränzen unbestimmt, und die Seele sieht keine Figur, keine Lage, keine Bewegung, bis ihr das Gefühl zu Hülfe kömmt, als der einzige Sinn, der durch sich selbst von den äussern Dingen urtheilet. Dieses Gefühl nun unterscheidet die Ausdehnung, indem es an seinen und an andern Körpern Theile neben Theilen empfindet; es unterscheidet seinen Leib von andern Körpern, weil diese ihm nicht, wie sein eigener sagen, ich bins selber; die Lust erweckt in der fühlenden Seele eine Neubegierde, die die andern Sinnen nicht erweckten, sich angenehme Empfindungen zu verschaffen. Es entdeckt die Figuren der Dinge, indem es durch sich selbst das Runde vom Eckichten, das Lange vom Kurzen unterscheidet. Es trennt, allein unter allen Sinnen, die Eigenschaften der andern Dinge von sich selbst, und lernt, daß die Körper ausgedehnt, hart sind u. s. f. aus welchen Eigenschaften denn die Seele den Begriff eines Körpers zusammengesetzt, abstrahirt, und die Ausdehnung erkennt. Und hier unterscheidet Hr. C. noch einmal die reinen oder im Verstande wohnenden Begriffe, von den Empfindungen. Ein intellektueller Begriff, sagt er, ist die Erinnerung einer Empfindung, und alle Begriffe, ohne Ausnahme, entstehn aus gewesenen Empfindungen. Dieser dem Malebranche entgegener Lehrsatz, ist vielleicht die Ursache, warum das Buch kein Privilegium hat, und warum kein falscher Name auf dem Titel steht. Zu den Vortheilen

des Gefühls thut es endlich sehr viel, daß der Arm nicht in einem Stumpen aufhört, sondern in Finger sich theilt, die Gelenke haben, und also sich auf die Gränzen der Körper viel genauer anlegen können. Doch würde eine weitere Eintheilung in mehrere Finger der Seele nicht nützlich seyn, und sie nur verwirret machen, indem sie ein zusammengesetztes Werkzeug selbst schwerlich deutlich erkennen, und sich vorstellen würde.

In dem zweyten Theil dieses Werks, findet man die Art und Weise, wie das Gefühl die übrigen Sinne zurechte weiset, wie es die Empfindungen von den ausser ihr selbst liegenden Körpern unterscheidet, durch die Erfahrung das Gehör zur Entdeckung der Entfernungen brauchen lernt u. s. w. Denn wie es das Auge besser zu nutzen, und die Farben zur Bestimmung einer Ueberfläche anwenden lernt, sie nicht auf ihrem Auge sondern auf einem andern Körper gegenwärtig zu seyn erkennt, die Entfernungen schätzt, und die Figur einer Kugel mit ihrer gefärbten flachen, auch nur eine Scheibe vorstellenden Abbildung zu vereinigen weis. Das oben und unten, sagt der Hr. C. ist an sich nichts, und kann keinen Irrthum erwecken, weil es durch das Gefühl bestimmt wird, und eben dieses zwingt die Augen einfach zu sehen. Die Art und Weise, wie man durch das Gesicht die Entfernungen erkennt, lehrt Hr. C. wie die andern Physiologen, und bestärkt in einem nachfolgenden Abschnitte

das Unvermögen des Gesichts, und die Nothwendigkeit der Hülfe, die es vom Gefühle erhält. Was er aber von des Cheseldens Blindgebohrnen sagt, ist augenscheinlich gekünstelt, und kömmt gar nicht mit demjenigen überein, was wir von andern erfahrnen Wundärzten vernommen haben; denn die Blindgebohrnen, denen man den Staar sticht, sehn gleich gerade, unverkehrt, und können alles erkennen. Und nunmehr lernt die mit den vereinigten Sinnen versehene Seele weit besser alle Dinge, und vermittelst der Tage und des Umlaufes beweglicher Welten die Dauer bestimmen; sie macht eine abstrakte Idee aus jeder Farbe; sie verliert, eben durch die Menge und Deutlichkeit der Empfindungen, etwas von der Lebhaftigkeit der Einbildung; sie lernt ihre Begierden durch die Erinnerung der auf die Erfüllung derselben gefühlten Schmerzen einschränken und bezwingen. Der Unterschied zwischen dem Schönen und Guten, den der Abbe macht, ist sehr besonder. Gut ist, sagt er, was dem Geruch und Geschmack gefällt, und schön, was dem Gehöre, dem Gesichte, und dem Gefühle anmuthig vorkömmt. Da aber alle Gewißheit der Erkenntniß nur von dem Gefühle herstammet, und auch dieses endlich nur eine Modifikation der Seele ausmacht, so könnte es vielleicht eben auch uns betriegen, und die Ausdehnung eben sowohl blos in uns selber, und keine wesentliche Eigenschaft der Körper seyn. Diesen Einwurf macht sich der Hr. Abt,

und beantwortet ihn nicht. Er findet ein Beyspiel seiner Statue in einem in Lithauen gefundenen und nur halb vernünftigen Kinde, bey dem insbesondere kein Gedächtniß seiner vorigen Begebenheiten gehaftet hat; (vermuthlich weil es keine Sprache, und keine Namen der Dinge gelernt hatte) und der Verf. sucht die Ursache dieser Vergeßlichkeit. Ganz am Ende folgt zuletzt ein Avant-propos, das von der Freyheit handelt. Diese besteht in dem Vermögen das nicht zu thun, was man wirklich thut, und dasjenige zu thun, was man wirklich nicht thut. Aber diese Freyheit ist nicht eine Unabhängigkeit von den äussern Dingen, ihr Grund liegt in den Bestimmungen, die aus unsrer Ueberlegung folgen, und nach dieser Erklärung sind wir wirklich frey.

Eben dieser scharfsinnige Abt hat auch ein Traité des Animaux herausgegeben; — Er ist fast auf die Berkleyischen Gedanken gefallen, und hat alles idealisirt, und die Empfindung als ein mit der Natur der Maschine streitendes, den Geistern eigenes Amt bestätiget, den der Hr. v. Büffon auch deswegen ziemlich widerlegt. Ein P. v. Lignac *) hat diese Meynungen des Abts beleuchtet, und da Condillac den Begriff der drey Ausdehnungen der Seele zutheilt, so sieht jener dieses als etwas sehr Gefährliches und den Idealismum eben für so schlimm, als den Spinozismum an. Darinn hat auch P. Lignac recht,

*) Götting. gel. Zeitung. 1756. S. 879.

daß er leugnet der Instinkt sey eine Folge der Gewohnheit; er bestärkt die Geschicklichkeit der neugebohrnen Insekten, die so fort alle ihrer Art angemessene Bewegungen ohne einige Versuche verstehen und bewerkstelligen. Er beweist, daß eine thierische Seele, wie der Abt sie beschreibt, Gott und eine Sittlichkeit kennen müßte. Er überfällt ihn in einem Geständnisse, daß die Seele der Thiere von der menschlichen nur im Baue des Leibes (des organes) unterschieden sey, und will ihm zeigen, daß zu viel Witz nicht der Weg zur Wahrheit sey.

XXXIII.

Ueber die Wirkungen der Seele.

1755. (S. 1209.)

Essai de Psychologie, ou Considérations sur les opérations de l'ame *), ist das Werk eines ungenannten Verfassers, das eben nicht neue Erfahrungen enthält, sondern es werden über die bisherigen raisonnirt, und sehr kurze neue Folgen darauf gebauet. Der Hr. Verf. scheint zu befürchten, daß einige seiner Gedanken möchten bedenklich und der Religion anstößig scheinen, daher er sich gegen allen Verdacht zu verwahren sucht. Einen Auszug leidet die Kürze, und die Mannigfaltigkeit der Sachen nicht. Doch wollen wir wenigstens einen Theil dieses philosophischen Buches etwas

*) Sous *Londres* 1755.

genauer betrachten. Der Verfaſſer fängt bey der Seele an, wie ſie vor der Geburt, und nach derſelben durch verſchiedene Zuſtände geht. Er zeigt ſich hierbey als einen Vertheidiger der unkörperlichen Natur der Seele, und des Einfluſſes derſelben auf den Leib. Er nimmt einen Sitz der Seele ungefehr nach den Hookiſchen Begriffen an; eine Sammlung aller der Faſern durch welche die Bewegungen im Leibe zuwege gebracht werden; oder auch die Empfindungen äuſſerer Dinge zum Sammelplatz kommen; denn die nemlichen Faſern verrichten, nach dem Hrn. Verfaſſer beydes. Die Erinnerung iſt bey ihm ein Gefühl der Seele, wodurch ſie die Vermehrung der Beweglichkeit einer Faſer empfindet, die ſelbſt durch eine äuſſere Urſache zuerſt zuwege gebracht worden iſt. Die Aufmerkſamkeit kann einen ſchwachen Eindruck ſehr ſtark machen, indem die Seele öfters auf die Faſern wirket, die gewiſſe Empfindungen ihr vorſtellen, und durch dieſe Wiederholung den Eindruck dieſer Faſern ſtärker und dauerhafter macht. Die Seele der Thiere unterſcheidet ſich von der menſchlichen Seele dadurch, daß ſie ihren eigenen Wirkungen nicht nachdenkt, daß ſie ihre Begriffe nicht allgemein macht, und keiner Sittlichkeit fähig iſt. Die abgezogenen Begriffe entſtehen vornehmlich aus der Sprache, und aus der Wirkung der Seele, die auf die Zeichen der Dinge, und nicht auf die Dinge ſelbſt geſchieht. Ja ohne eine Sprache, die ſolche abgezogene Begriffe beſitzt, leben ganze Völker wie groſſe

Kinder, faſt ohne Sittlichkeit. Wie Hr. Euler unterſcheidet unſer Verfaſſer, da er von den Sinnen handelt, die Farben durch die mehrern oder mindern Zitterungen. Eben deswegen ſieht man nach einem Drucke aufs Auge zuerſt ein Licht; dann, wie der Schlag abnimmt, roth, gelb, grün, blau, und violbraun. Ueber die Entſtehung und Erhaltung der Begriffe trägt der Verf. verſchiedene Meynungen vor, und läßt dem Leſer eine Wahl. Die Freyheit beweiſet er, wie eine Erſcheinung durch die Erfahrung und die Empfindung. Die unkörperliche Natur der Seele zu beweiſen, führt er erſtlich an, alle Moden der Dinge haben eine gründliche Aehnlichkeit mit ihrem Weſen; nur bey der Seele finde man zwiſchen dem Weſen des Körpers und den ſogenannten Moden des Denkens und Wollens keine Verbindung. Ferner, wenn die Seele eine Ausdehnung hätte, ſo würde ſie ſo viele Begriffe haben, als Punkte in dieſer denkenden Ausdehnung wären, und es wäre unmöglich, daß ſie auf einmal ohne Verwirrung in einem Gefühle dieſe Menge von Begriffen überſehen könnte. Er glaubt, wenn die Seele ausgedehnt wäre, ſo müßte ſie ſich kleiner machen, wenn ein neuer Begriff Raum haben ſollte, und wenn ſie durch einen Begriff nicht ganz angefüllt würde, ſo wäre das nehmliche Weſen halb denkend und halb nicht denkend. Auch würden ſo viele denkende Weſen ſeyn, als in dieſer Ausdehnung empfindende Punkte wären. Hier ſucht der Verfaſſer den Satz zu vertheidigen, die

Seele empfinde und begreife viele Ideen auf einmal, und er leitet dieses, nicht gänzlich mit Grunde, aus den zusammengesetzten Begriffen her, deren ein jeder viele einfache in sich faßt, und sich dennoch auf ein mal der Seele vorstellt. Doch kann ein Theil dieser Empfindungen so schwach seyn, daß sich die Seele wenig damit beschäftigt, und dieselben bald wieder vergißt. Die Freyheit beschäftigt hiernächst unsern Verfasser. Die Seele wählt niemals ohne zureichenden Grund, obwohl öfters dieser Grund im Leibe liegt, und von der Seele nicht deutlich erkannt wird eben weil eine gar kleine Ursache bey einem Gleichgewichte den Ausschlag geben kann. Aber es ist schwer zu sagen, ob diejenigen Gründe, die die Freyheit zum Entschlusse bringen, gewiß oder nöthigend sind. Der Verfasser hält eben nicht viel auf dem Unterschiede der physischen und sittlichen Nothwendigkeit, von beyden ist das Widerspiel unmöglich; doch meint er unsre Freyheit damit zu retten, daß wir uns willkührlich in Ansehung des bessern entschliessen, und er meint hierzwischen und zwischen der zwingenden Wirkung der Drohungen einen Unterschied zu finden. Endlich, denn unser Auszug kann nicht wohl ohne Uebelstand länger werden, prüft er die Freyheit der Thiere. Ihre Seele ist, nach seiner Meynung eben so unzerstörbar, als die unsrige; ja er glaubt, sie würden bis zu den allgemeinen Begriffen und zur Sittlichkeit sich erhöhen, wenn sie in einem menschlichen Gehirne zu wohnen

kämen. Die übrigen Vorwürfe des Hrn. Verfaſſers ſind, die Auferziehung, die erſte Urſache, das Gute und Böſe, die Geſetze, und die Uebereinſtimmung der Welt.

XXXIV.

Ueber die Ungleichheit unter den Menſchen.

Von J. J. Rouſſeau. *)

1756. (S. 21.)

Die Akademie zu Dijon, die unſern Verfaſſer ſchon einmal gekrönt hatte, warf die Frage auf, die Hr. R. auf eine freye, ſcharfſinnige, aber in der That etwas miſantropiſche Weiſe beantwortet. Er will zeigen, wie die Menſchen aus ihrer urſprünglichen Gleichheit, nach und nach an Reichthum, Macht und Ehre ungleich geworden ſeyen. Sein Menſch, bey dem er anfängt, iſt eine Art Affen, der von ſeinen zwey- und vierbeinigten ſtummen Geſellen nicht durch einen wirklichen Vorzug, ſondern durch die bloße Möglichkeit ſeinen Verſtand zu verbeſſern, unterſchieden iſt; deßwegen denn auch Hr. R. die Pongos und Orang-Outang lieber zu ſeinen der Natur überlaſſenen Menſchen, als zu den Affen zählt. Dieſer im Walde von den Früchten der Wälder lebende Menſch, iſt

*) Diſcours ſur l'inégalité entre les Hommes p. J. J. Rouſſeau. 1755.

der Liebling unſers Hrn. R. der unter den Patagonen vielleicht ein ähnliches Urbild gefunden hätte, wenn nicht, wider ſeine Meinung, die allzugeſitteten Patagonen in einer Art Eheſtand in ihren Hölen lebten; denn ſein Menſch lebt einſam, wie der Hamelſche Wilde. Er iſt um deſto ſtärker, geſchwinder und gelenker, weil er alles ohne Werkzeuge thun muß, und auch gegen einen Bären mit einem Aſt eines Baumes genugſam bewafnet. Eben deßwegen läßt ihn Hr. R. lieber auf zwey Füſſen gehen, ob er wohl auf vieren den Schülern der Natur die in den Wäldern wohnen, ähnlicher wäre. Er iſt geſünder als wir, weil er mäßiger und im Gemüthe ruhiger iſt; ſeine Wunden heilen, wie die Wunden der Thiere, leichter, und er verhält ſich zum geſelligen Menſchen, wie der wilde Eber und der Auerochſe zum zahmen Schweine und zum Stiere. Mit dieſer ihm angebohrnen Härte kann er die Wohnung und Kleider leicht entbehren, und daß dieſes möglich ſeye, zeigen wieder die Patagonen. Er hat keine Sprache, und wenige Begriffe, und eben deßwegen werden die Menſchen ſo oft zu Thoren, weil dieſe Elenden im Stande der Natur ſind. Ja Hr. R. lobt den Menſchenfreund am Oronokoſtrom, der zuerſt die Bretter erfunden hat, zwiſchen denen man den Kindern den Kopf lang und flach klemmt, und ſie vor dem gefährlichen Wachsthum ihres Verſtandes verwahrt. Die Nothdurft dieſes glücklichen Menſchen iſt klein und einge-

schränkt, ein Apfel, ein Weibchen und der Schlaf sind alles was er bedarf. Alles dieses findet er ohne Mühe, und ohne Sorge, und folglich quält der Morgen sein Heute nicht. Auch ist er nicht so böse, als ihn Hobbes gemacht hat. Es bleibt ihm, wenn man ihn von allem entblösset, was er vom geselligen Leben borget, dennoch das Mitleiden, und dieses ist, wie alle natürliche Triebe, bey ihm stärker als bey uns verdorbenen bürgerlichen Menschen, (wiewohl unser Patagon eben nicht gar viele Proben eines Mitleidens oder einer Freundlichkeit von sich gegeben hat.) Er ist sonst nicht begierig andere zu beleidigen, und also minder boshaft als verwildert und scheu. Die Liebe wird ihn nicht mehr plagen als seinen Nachbar, den Bären: denn für ihn ist keine Schönheit, und ein Weib so gut als alle; und glücklicher Weise befällt die Brunst die Menschen nicht alle auf einmal, wie die Thiere; als woraus eben ein allgemeiner Hobbesscher Zustand unter den Thieren entsteht, von welchem die Menschen sicher sind. Ein anders Unglück, von welchem diese glücklichen Wilden frey sind, ist die Knechtschaft in allen ihren Staffeln und Verkleidungen. Keine ist den Wilden möglich, weil kein Mensch in der glückseligen Wildheit des andern bedürftig ist, und in der That kennen die Thiere diese üble Folge des geselligen Lebens nicht. Nach diesem Gemählde des freyen Zustandes des Menschen, folget die Art, und Weise, wie er sich aus demselben in

das unglückliche bürgerliche Leben hat bereden lassen. Die erste Gesellschaft entstund aus der nothwendigen Vereinigung der Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, zur Jagd z. E. die aber nicht länger dauerte, als bis dieser Zweck erhalten war. Ein unordentliches Geschrey und die Gebärden, waren bey dieser zufälligen Gesellschaft zureichend. Aber bald erfand man aus einem Geschenke des Zufalles, die ersten Werkzeuge, das Feuer, und die Wohnungen, in welche im Anfang die Eltern und kleine Kinder zusammen krochen. Nun waren sie Patagonen, aber für des Hr. R. Geschmack schon verdorben, schon allzu gesellschaftlich, und bald entstund eine persönliche Liebe aus der Vergleichung mehrerer Weibchen; es war ein Vorzug, und ein Verlangen nach dem Vorzug. Die Schiffart in einem ausgehölten Baume, und die Jugend der Welt, das goldene Alter, in welchem die Grönländer noch jetzund leben, war nunmehro der allgemeine Zustand des menschlichen Geschlechts. Der Ackerbau war eine unselige Erfindung. Er war der Urheber des mein und dein, und der Sorge fürs Zukünftige; und die schon verzärtelten Erfinder des Pfluges hätten den ersten Ansprecher eines Eigenthums, eines von ihm allein gepflügten Ackers, als den Urheber des Geitzes und Krieges, von seinem anfangenden Reiche verdringen sollen. Doch man muß die überaus scharfsinnige Urkunde selbst lesen, wenn man das Vergnügen

haben will, wie ein Mann von allzu vielem Verstande, in einer Art Wahnsinn, wie durch den Osten nach Westen, herum kommen kann.

XXXV.

Voltaire.

1756. (S. 25.)

Das Scherzgedicht la Pucelle d'Orleans *) ist nicht vor dreißig Jahren aus der Feder seines berühmten Verfassers geflossen, es enthält die viel neuere Geschichte der Kandiere, und der M. de P. und aus gar vielen Zügen kann man gegründet muthmassen, es sey in Berlin geschrieben worden. Die Feder des Dichters, von welchem es stammt, läßt sich nicht verläugnen, obwohl hin und wieder schlechte Reime, und Fehler stehn, die leicht zu vermeiden gewesen wären. Es ist ein noch unvollkommenes Scherzgedicht über die bekannte Ieanne d'Arc, in einem besondern Geschmacke, der noch mit des Grafen Forteguerra Richardetto sich am besten vergleichen läßt. Freylich herrscht überall die Wollust, und zum Theil eine solche Art davon, die den Verfasser zwingt, sein muthwilliges Kind zu verläugnen. Bey den unaufhörlichen Scherzreden wieder die Pfaffen, ist auch gar öfters die Ehrfurcht vergessen, mit welcher, und

*) 1755.

mit Schauer und Zittern die Menschen ihres grossen Schöpfers und der von ihm auserwählten Geister gedenken sollten. Mit unendlichem Witz wird auch überall der Leidenschaften Feuer angefacht, die ohnedem nur allzu zügelfrey herrschen. Der Hr. v. V. gesteht ein Gedicht von ungefähr diesem Inhalte gemacht zu haben, versichert aber ein guter Drittel sey nicht von seiner Feder, und würde es gerne ganz von sich ablehnen.

XXXVI.

Nordens erste Philosophen.

1757. (S. 447.)

Eine Probschrift de philosophia veterum suio Gothor. erschien zu Upsal 1755 und ist ein kurzer Auszug der gelehrten Geschichte der alten Einwohner des Nordens, insbesondere von dem glücklichen Betrüger, dem Odin; denn diesem ist es, wie in andern Ländern andern Patriarchen des Aberglaubens, gelungen, anstatt einer reinen und abgezogenen Lehre von Gott, eine andere sinnlichere und den Bitten der Menschen mehr Zugang verschaffende Gottheit, den einfältigen nordischen Völkern beyzubringen. Diese liebten, was ihnen damahls am nöthigsten war, die Kriegskunst, Sternkunde, als eine zu ihren Schiffarten unentbehrliche Wissenschaft, und die bey freyen Völkern, und die noch heutiges Tages unter den Mohawks,

hochgeschätzte Beredsamkeit. Die Drotten oder Druiden waren ihre Lehrer und Richter. Denn daß Abaris, Anacharsis und Zamolxis so weit aus dem entlegenen Norden entsprungen seyen, ist noch unerwiesen. Ihr Begriff von einer Gottheit war rein und noachisch. Man meint einige Spuren der Dreyeinigkeit bey den alten Nordländern gefunden zu haben, wobey man sich dennoch erinnern muß, daß selbst bey den Israeliten diese Begriffe nicht gar deutlich entwickelt gewesen sind. Doch hatten diese alten Suionen auch einen Begriff eines Mittlers, des Thors, wie fast alle Asiatische Völker, und hingegen ein böses Wesen, Locke, von welchem sie alles wirkende und leidende Uebel herleiteten. Alles dieses reinere Licht verdunkelte in den folgenden Zeiten Siggo Fridulphs Sohn, samt seinen zwölf Asen. Er erfand neue Götter, und nahm in der Folge der Zeit selbst einen Platz ein. Sein Paradies und seine Hölle waren blos sinnlich, und einzig auf die kriegerische Tapferkeit eingerichtet.

XXXVII.

Voltaire.

1757. S. 452. (1753. S. 339.)

Die neue Sammlung der Werke des Hrn. Arouet de Voltaire ist in 17 Oktavbänden erschienen. Die historischen Theile folgen in zusammenhängender Ord-

nung und fangen mit Karl dem Groſſen an, und hört nicht eher auf, als bey der Einnahme der Inſel Minorka. Man muß aber nicht glauben, daß es eine Hiſtorie ſey wie man ſie ſonſt wohl ſchreibt. Die Hauptabſicht iſt, die Sitten und Gemüthsart der Völker in den verſchiedenen Zeiten abzuſchildern, in welchen ſie der Verfaſſer neben einander geſtellt und verglichen hat. Alſo findet man im erſten Bande dieſes Eſſay ſur l'hiſtoire générale & ſur les moeurs & l'eſprit des nations depuis Charles Magne juſqu'à nos jours, von China an, faſt alle Reiche in Gemählde gebracht, und gegeneinander gehalten. Dieſer Band faßt noch die Kreuzzüge in ſich. Hr. A. ſucht überall zu zeigen, daß die Menſchen immer böſe, und die Welt ein abſcheulicher Schauplatz ungerechter Thaten geweſen, wo die Tugend und Gerechtigkeit gar überaus ſelten geſieget hat. Er macht ſich auch ein Vergnügen zu beweiſen, daß die ſogenannten barbariſchen Völker oft geſitteter geweſen ſind, als die andächtigen Europäer. Der Kirche, und der Unternehmungen der Päbſte, gedenkt er zwar nicht eben mit Partheylichkeit, aber doch mit Schonung. Man kann aber unmöglich an vielen Orten die Abſicht miskennen, die Geſchichte, und die Zeitrechnung der H. Schrift, und die oberſte Aufſicht des allgemeinen Herrſchers der Welt auf ſeine Geſchöpfe, zweifelhaft zu machen, obwohl V. ſich ſonſt an mehr als an einem Orte für einen wirklichen Anbeter eines einzigen

zigen Gottes deutlich angiebt. Der zweyte Theil endet sich mit dem fünfzehenden Jahrhundert, und der dritte mit dem sechszehnden. Dieser leztere ist besonders merkwürdig, weil er die Geschichte der grossen Glaubensverbesserung in sich faßt. Es scheint, des Hr. A. Aufenthalt zu Genf habe ihm einige Liebe zu dieser Stadt beygebracht, deren er hin und wieder rühmlich gedenkt, ihre Freyheit wider die Savoyisch gesinnten Schriftsteller vertheidigt, und ihren blühenden Zustand rühmt. Sonst leugnet B. die Abscheulichkeit der Ablässe, und die schlechten Sitten der Geistlichen nicht, wem aber am wahren Glauben an den einzigen Heiland nicht viel gelegen ist, der fällt freylich natürlicher Weise auf den Gedanken, es wäre besser gewesen, unter dem Joche einer verdorbenen Kirche zu leben, als dieses Joch mit einiger Gefahr der innerlichen Unruhen abzuwerfen. Nur hat B. allerdings darinn wenig Unpartheilichkeit bewiesen, daß er die entstandenen Unruhen in Frankreich, Teutschland und in den Niederlanden, der verbesserten Religion zuschreibt; da es doch sonnenklar ist, wie bloß die ungeheuren Verfolgungen der herrschenden Kirche und die Ermordungen von vielen tausenden endlich die Protestanten hin und wieder zur Ungeduld und zum Widerstande gezwungen haben. Da hingegen unter einer nicht gelinden Regierung die armen Bekenner dieses gedrückten Glaubens in Frankreich seit 1630. in Oestreich, Ungarn, Pohlen, Salzburg und den waldensi-

schen Thälern die treuesten Unterthanen geblieben sind. Er sucht hiernächst etwas Lächerliches in der Art und Weise, wie durch die angehörten Gründe beyder Theile verschiedene Städte ihren Glauben zu verbessern sich haben bewegen lassen. Uns dünkt diese Weise die vernünftigste und freyeste. Man kann auch in den verschiedenen Unrichtigkeiten dieser Geschichte des Hr. V. Widerwillen wider die Vertheidiger der Gewissensfreyheit erkennen. Zwingli ist nicht à la téte der Armee gewesen. Luther hat in keiner Kirchenversammlung dem Landgrafen die zweyte Frau erlaubt. Es ist fast lächerlich unter die Protestantischen Kirchen die Zuingliens, Oecolampadiens, Carlostadiens, und Calviniştes und wieder die Presbyteriens, Puritains und petite Eglise Anglicane zu unterscheiden. Ist es bey dem Hr. V. Unwissenheit, ist es übler Wille? Die Abschilderung der Deisten verdient gelesen zu werden; und hingegen auch die Beschreibung der Klöster. Der Ueberfluß der Geistlichen fällt dem Hrn. A. doch in die Augen. In Frankreich sind 250000 Geistliche, in dem päbstlichen Staate 32000, in Spanien 50000 Klosterleute, in Portugal 10000. Die Anmerkung ist sonst gerecht, daß wider Heinrich den IV. nur Katholische, und zwar nur nach der Zeit ihre Mordanschläge vorgenommen, da er schon zur grössern Kirche übergetreten war.

Siécle de Louis XIV. Wir wollen bey der Geſchichte ſelbſt einem Hiſtoriographe de France nicht gern einreden, der neben dem ſein Leben groſſentheils am Hof und in den vornemſten Geſellſchaften zugebracht und ſo viele Gelegenheit gehabt hat, genaue und beſondere Nachrichten einzuholen. Doch wollen wir bey der gelehrten Geſchichte einige, und bey der übrigen auch ein paar Anmerkungen beyfügen, und wir halten ſie um deſto wichtiger, jemehr Anſehen die ausnehmenden Gaben des Verfaſſers ihm bey den Mächtigen der Welt erworben haben. Ueberhaupt finden wir bey dem Verzeichniſſe der Gelehrten eine fehlerhafte Wahl. Der Hr. Kammerherr hat ſehr viele dunkle und unbekannte Leute genannt; und eben ſo viel groſſe und berühmte Männer unbekannt gelaſſen. Unter den dunklen Männern iſt der Kontroverſienſchreiber Iſaac Papin (an deſſen Stelle man den Naturkenner Denis Papin lieber geſehen hätte) der Ueberſetzer des Marets, der Geſchichtſchreiber Aubri, die Jgfr. Cheron, der Coutures, Guerret, Hermant, Des Lions, Renaudot der ältere, und eine Menge ſchlechter Dichter und Romanſchreiber. Unter den Vergeſſenen finden wir den Mathematiker Fernant, den Pater Merſenne, den groſſen Zergliederer Duverney, den Kräuterkenner Vaillant, den Scheidekünſtler Homberg. Hiernächſt hat der Hr. v. Voltaire ſein le premier oder le plus grand gar zugemein gemacht. Lange vor Lemery's Pharmacopée univerſelle

war das Schröderiſche Werk berühmt. Boyle war vor ihm ein groſſer Kenner der Chymie, des Bourdaloue Ruhm ſollte dem das engliſche wohl verſtehenden Voltaire den Tillotſon nicht vergeſſen machen. Daniel iſt einer der lügenhafteſten Geſchichtſchreiber, den wir jemals geſehen haben. In der Beſchreibung des Burgundiſchen Kriegs macht er den damals vertriebenen und herumirrenden Herzog von Lothringen Richard zum Feldherrn der ſieghaften Schweizer, und die Lothringer, deren 300 bey der Schlacht geweſen, zu einem weſentlichen Theil der verbundenen Armee. Es fehlt auch unendlich viel daran, daß die Encyklopedie die lezte Kraft des vereinigten menſchlichen Geſchlechts ſeye. Man hat in Frankreich das Gegentheil bewieſen, und wir ſind davon durch unſere eigene Kenntniß überzeugt. Es ſind ferner ordentliche Fehler und Unrichtigkeiten in der Geſchichte. Bernier iſt niemals Leibarzt des Mogols geweſen, er hat ihn wohl niemals geſprochen. Er lebte als ein Weltweiſer und Hauslehrer bey einem Aga des Mogoliſchen Hofes. Mery war ein geſchickter Mann, er hat aber ſo wenig geſchrieben, daß man nicht abſehen kann, wie er einer von denjenigen iſt, die die Chirurgie illuſtrirt haben. Die ſehr weitläufige Widerlegung des Bondin iſt bey einer vergeſſenen Streitigkeit eine bloſſe Probe des alten Haſſes gegen den Rouſſeau. Ein Saurin, der Diebſtals wegen ſein Vaterland und

keinen Glauben verlaſſen müſſen, iſt allenfalls nicht zu gut, verläumderiſche Reime geſchrieben zu haben. Man kann nicht wohl ſagen, Salle ſey der inventeur des Journaux. Die Journaux des Sçavans ſind nicht älter als die Transaktionen, und nicht ſo alt als die Academia Naturae Curioſorum. Die Liebe des Eucharis und der Calypſo konnte gar wohl als eine Warnung für einen jungen Prinzen beſchrieben werden. Der Telemaque hat ſehr zahlreiche Nachahmer gehabt S. 188. Sethos, Neoptoleme, Pyrrhus. Roi d'Epire, Voyage de Cyrus und mehrere, gehören dahin. Die Entſchuldigung des la Fontaine entblößt die Seele des Hrn. Voltaire. Soll man mit allem Reize der Satyre, des Scherzes und der Ueppigkeit der Jugend ein Laſter vermahlen, dazu ſie ſogar ſehr geneigt iſt. Unter den zur Geſchichte gehörigen Nachrichten wollen wir nur einige berühren. Louis XIV. hinterließ a. 1715. 4500 Millionen Schulden an jetziger Franzöſiſcher Münze. Er verthat alle Jahr im Durchſchnittt 300 Millionen. Die ordentlichen Einkünfte der Krone waren unter Kolbert ungefähr 200 jetzige Millionen, die Menge des baaren Geldes im Reiche belauft ſich auf 1200 franzöſiſche Millionen, und das Silbergeſchirr auf ungefähr eben ſoviel. Die Geiſtlichkeit, ſagt der Hr. v. Voltaire, iſt nicht ſo reich, als man ſie macht. Sie hat nur ungefähr 80 Millionen Einkünfte, und dieſes iſt für 250, 000 Geiſtliche nicht zu viel. Aber 250000 Geiſt-

liche sind zu viel für Frankreich, und der nichts beytragende Theil der Nation, ist zu reich gegen den Theil auf dem alle Lasten alleine liegen. Wir verwundern uns hiernächst über des Voltaire so gar unbillige Urtheile über die Protestanten. Es ist besonders, daß ein Freydenker die Päbste und Jesuiten durchgehends entschuldigt, und die Vertheidiger der Freyheit der Welt hingegen auf alle mögliche Weise verkleinert, ohne die längst eine Sklaverey in der Katholischen Kirche wäre, daß kein Freydenker nur athmen dürfte. Daß z. E. die protestantische Religion in freyen Ländern am leichtesten Eingang gefunden, kömmt gewiß nicht daher, daß sie untreue Untherthanen macht. Wer ist treuer, der niemand als Gott und seinen König ehrt, oder der, der einen Priester anbetet, dem er das Recht zugesteht seinen König abzusezen? Aber freylich konnte eine bessere Religion leichter durchdringen, wo ihr die Gewalt, die Inquisition und das Feuer weniger widerstand. Hundert Bullen sagt V. soll man lieber annehmen, als zugeben, daß Lärm und Zwietracht entstehe. Welche Sprache in dem Munde eines Mannes, der vorgiebt, er opfre der Wahrheit alle Vorurtheile auf! S. 273. Hat man den Jesuiten unrecht gethan, wenn man ihnen des Mariana, des du Perrou, der Päbste und der französischen Geistlichkeit und so vieler andern Meinungen zuschreibt, die sie niemals für unrecht erkennen wollen? Ists rühmlich am Voltaire zu ge-

stehn Quesnels Buch seye voll sichtbaren Gutes, und das Böse müsse man suchen, und dennoch ihn den Quesnel und die Jansenisten durchgehends bey ihrem vielen Leiden lächerlich zu machen. Hin und wieder entfahren indessen dem Verfasser grosse und nützliche Wahrheiten. Also bezeichnet er den Anfang der wahren Freyheit in Engelland mit der Ankunft des glorreichen Wilhelms.

Bey den historischen Nachrichten finden wir einige auch uns bekannte Unrichtigkeiten. Der Pabst hat S. 133. Kastro und Ronciglione dem Herzog von Parma nicht wiedergegeben, er besitzt es noch. Es ist nicht richtig S. 127. daß das Kapetingische Haus viele hundert Jahre eine Monarchie beherrscht habe, ehe ein einziges Haus, von den jetzt regierenden zu einiger Erhabenheit gekommen seye. Es läßt sich dieses weder von dem Bayerschen, noch vom Guelfischen sagen. Daß Ludwig der XV. im letzten Kriege überall, ausser in Italien glücklich gewesen sey (S. 486.) ist offenbar zu viel gesagt. Sind die französischen Lager nicht dreymal mit Verlust aus Deutschland getrieben worden? Und hat der Hr. v. V. vergessen, daß er gestanden, die Engelländer haben die französische Seemacht völlig zu Grunde gerichtet? Haben sie in Schottland etwas beständiges ausgerichtet? Ludwig des XV. Waffen sind eigentlich nirgens als in den Niederlanden glücklich zu nennen. Der Vorwurf, daß die deutschen Armeen erst im August

zu Felde gehn, ist alt und oft wiederholt. Fieng aber nicht Khevenhüller die Eroberung von Bayern am Neujahr an: und wurden nicht die Franzosen zum zweytenmal im April aus Bayern getrieben? Belagerten die Deutschen nicht Genua im Winter? und sollte ein Voltaire sich nach den Reden des Pöbels richten. Wir übergehn mehrere Stellen von eben der Art.

Noch können wir nicht unbemerkt lassen, daß es völlig unwahr ist, wenn Voltaire die Anzahl der im J. 1746 hingerichteten englischen Rebellen auf 800 rechnet. Eben so unphysisch ist es, wenn er sagt, Cordez habe in einem Vulkane den Salpeter zum Pulver machen gefunden, und eben so ungrammatisch erklärt er Statthouder durch teneur d'Etats, da es so deutlich Vicaire heißt. Es würde überhaupt eine gemeinnützige Arbeit seyn, wenn man diese Voltairische Geschichte mit nöthigen Anmerkungen versähe, da sonst diese und andere Unrichtigkeiten von den meisten Lesern, zumal in künftigen Zeiten, als richtige Denkmale der Geschichte angenommen werden könnten. *) — —

*) Der Hr. v. Voltaire hat eine sehr unvollkommene Uebersetzung unserer Beurtheilung des Siecle de Louis XIV erhalten, und auf dieselbe mit einem dutzend vous vous trompés geantwortet, die er dem Rezensenten entgegensetzt. Dieser hat auf französisch sich vertheidiget und alle Sylben seiner Rezension gerechtfertiget. Es scheint der Geschichtschreiber von Frankreich habe mehr Stärke, eine Geschichte angenehm vorzutragen, als genau nach der Wahrheit zu erforschen (Gött. Anz. 59. S. 781.)

XXXVIII.

Die Alpen.

Nach einer Schwedischen Probeschrift *) 1757. (S. 624. f.)

Der Verfasser versteht unter den Alpen solche Gebürge, die mit keiner Waldung wegen ihrer Höhe bewachsen sind. Sie sind, sagt er, bis zur sommerlichen Sonnenwende mit Schnee bedeckt, und in acht Tagen stehen an dessen statt blühende Kräuter da, die wieder in sechs Wochen reif werden müssen, wenn sie sich besaamen sollen. Zu den Alpen zählt er die Lappischen, die Oesterreichischen, Rhätischen, Italiänischen, Französischen, Pyrenäischen, Englischen, und Schweizerischen Gebürge. Diese haben durchaus einige Pflanzen mit einander gemein, und Sibirien hat ihrer viele, ob es gleich nicht so hoch liegt. — Wir wollen hierüber für diejenigen Leser, die fern von den Alpen leben, einige nicht undienliche Anmerkungen machen. Den Namen der Alpen bestimmen die Waldungen nicht, die auf gar vielen Gebürgen mangeln, es kömmt auf die fast beständige Dauer der Schnees an, deßwegen braucht es um eine Alpe auszumachen, unter der Linie ein entsetzlich hohes Gebürge, da in Kamtschaka, Nordsibirien, Grönland und Nova Zembla selbst die Flächen endlich zum beschneyten

*) N. Amman Flora Alpina Upf. 1756.

Striche gehören, und in allen Eigenschaften, insbesondere aber den Pflanzen den Alpen ähnlich sind. Die Schweizerischen und andern Europäischen Alpen haben keine Rennmooßfelder, und fast keine Flächen. Sie sind unten mit einem gähe genug wachsenden Walde umgürtet, obenher sind es gäh abhangende Weiden, und dann spitzige Pyramiden, aus Felsen aufgethürmt. Zwischen diesen Spitzen ziehen sich abhängende Thäler durch, in welchen die ersten Adern der Ströme nach den Thälern fliessen. Die höhern Alpen sind durchgehends gegen Norden mit einer Borke von Eiß überzogen, auf welcher erst der Schnee liegt, und wovon sie den Namen Gletscher bey den Anwohnern erhalten haben *). Diese Alpen nun haben sehr viele eigene Pflanzen, einige andere aber sind ihnen mit niedrigen und des Namens der Alpen unwürdigen Gebürgen gemein. — Es ist übrigens schwer ein Kräuterverzeichniß aus allen Alpen zu sammlen, und erfordert eine gar zu grosse Kenntniß der Pflanzen, und selbst der Geographie **). Die Berge Hauenstein z. E. und Wasserfall, der Turiberg bey Genf, sind alle des Titels der Alpen unwürdig, und nicht einmal

*) Der Hr. v. Haller sagt an einem andern Orte: "Freylich bedeutet das Wort Alpes nicht Schneegebürge. Unsre Helvetier, die am besten diese Worte kennen sollten, heißen die leztern Gletscher, und Alpen alle hohe Viehweiden." (Gött. Anz. 1771. S. 158.)

**) Ganz recht schreibt man den Alpenkräutern eine schwarze fruchtbare Erde zu. (Ebendas.)

Spitzen des von den Alpen wohl zu unterscheidenden und nirgends mit denselben vermischten Gebürges, das von Lyon über Genf bis nach Köllen hin sich erstreckt, und den Rhodan und Rhein gegen Morgen liegen hat, auch überhaupt fast in einer Linie von Süden nach Norden sich erstreckt. Der Schnee haftet auf denselben nirgends, es hat keine Pyramiden, und ein geringer Theil des Rückens ist ohne Waldung.

XXXIX.

Constantin der Grosse.

1758. (S. 256.)

Herr Le Beau in seiner Histoire du Bas Empire übernimmt zwar nicht die Erscheinung des Kreuzes, (die in Deutschland geschehen seyn soll) zu beweisen, aber man fühlt doch aus den weitläuftigen Gründen, und selbst aus der Ordnung in welcher er sie vorträgt, daß er dieses Wunder lieber beybehalten wollte. — Bey Constantin, ob er gleich viele Zeichen der Güte, auch zuweilen wider die Feinde von sich gegeben hat, war doch selbst die Grausamkeit der Zeiten nicht ausgerottet, die er wieder die gefangenen Franken, den unter gewissen Bedingungen sich ergebenden Licinius, als seinen Schwager, dessen Sohn und seinen eigenen tugendhaften Sohn den Crispus erwiesen hat. Seine Eitelkeit, die ihn bewog, die Ehe-

renmale seiner Vorfahren sich zuzueignen, und die selbst auf seinen Kleidern in den Münzen sich verewigt, seine Schwachheit gegen seine verdorbene Höflinge, sein wankelbarer Sinn selbst in Glaubenssachen, seine unbillige Erbitterung wider die Römer, blos weil sie seines Sohnes Mord mit Stichelschriften und einem vorrückenden Stillschweigen zu rächen schienen; der grosse Fehler einer zweyten seinen Namen tragenden Hauptstadt, (die unsägliche Kosten, und neue und drückende Auflagen erforderte, und doch endlich nur des Reichs Kräfte trennte und schwächte,) seine unpolitische Vertheilung des Reiches unter seine drey Söhne, und andere Fehler, mindern seinen Ruhm gar sehr. Zu welchem wir sonst gerne rechnen, daß er seine Halbbrüder wider die barbarischen Grundsätze der damaligen Staatsklugheit, doch leben lassen, und zum Theil auch zu ziemlichen Würden erhoben hat. Hr Le Beau legt dem Constantin den zweydeutigen Ruhm bey, daß er die ersten Klöster gestiftet, und deswegen die Gesetze wieder die Kinder und Eheloser theils gemildert, und theils abgeschaft habe. Unter ihm nahmen auch die neuen unrömischen Titel, und die den Kriegsleuten angewiesene Timars den Anfang; er nahm auch jemehr und mehr barbarische Völker in sein Heer auf, welches zu einer andern Ursache des Untergangs des Reichs erwuchs. Er gab, wiewohl seltener als seine Nachfolger, das erste Beyspiel der Verfolgung, indem er den Weltweisen Sopater hin-

richten lies, blos weil er ein Heide war. Den Persern überlies er selbst das Eisen, dessen sie wieder die Römer zu Kriegen benöthigt waren. Er war der Erste, der erlaubte, den weltlichen Richter auszuschlagen, und das Urtheil der Bischöffe anzurufen, dem er das Recht beylegte, daß man die Sache nicht mehr weiter ziehen konnte. Er war also, wie andre Menschen, ein Gemische von Tugenden und Schwachheiten. — — Hr. Le Beau führt eine Aufschrift an, die zu Pierre pertuis stehen soll, als einem in die Felsen gehauenen Durchgang, durch welchen Constantin sein Herr soll geführt haben. Die Unwahrheit dieses Vorgebens ist offenbar. Die Aufschrift über dem Klippengewölbe ist in der That weder in Versen, noch von Constantins Zeiten.

XL.

Von den Kometen.

1758. (S. 542.)

Die Kometen sind bekanntlich in ihrer grösten Entfernung viel weiter von der Sonne entfernt, als der weiteste von den Planeten Saturn, und kommen hingegen in dem mindesten Abstande der Sonne sehr nahe. Unter 40 sind Zehen näher als der Merkur an die Sonne gekommen, 26 aber näher als die Venus, und nur 6 haben der Erde Gleiß nicht erreicht. Sie sind also wechselsweise der grösten Kälte und Dunkelheit, und auch der grösten Wärme und Helle unter-

worfen. Ihre Lage weicht von der Ekliptik um 20. 40. 60. und endlich über 80. Grade ab. Die Hälfte derer, die wir kennen, geben der Ekliptik nach von Osten nach Westen, gerade dem Planetenlaufe zuwider. Einige andere, deren Neigung gegen die Ekliptik die gröste ist, gehen von Süden nach Norden, oder von Nord nach Süden. Die nach allen Richtungen gleich leichte Bewegung dieser Sternen, widerlegt des Carteſius ätheriſche, die Planeten fortſchleppende Ströme und Wirbel unwiderſprechlich. Ihre Kräfte, die ſie in ihrem Gleiſe fortraffen, ſind eben diejenigen, die alle himmliſche Körper regieren, die Schwungkraft (centrifuga) und die Sinkkraft (centripeta). Sie müſſen ſehr dichte Körper ſeyn, da ſie der erſtaunlichen Hitze der nahen Sonne widerſtehen. Die Anzahl der Kometen ſcheint groß, ob wohl ſie wegen ihrer langen Perioden, und der ſpät vorgenommenen Beobachtung derſelben unbekannt iſt; doch ſcheint ſie das Hundert zu überſteigen. Der Nutzen in Anſehung des Weltgebäudes iſt noch nicht bekannt, die wenigſten kommen jemals der Erde ſehr nahe, und die Gefahr, daß ſie auf dieſelbe ſtoſſen werden, iſt faſt unendlich klein.

XLI.

Vom Nationalstolze.

Von J. G. Zimmermann.

1758. (S. 588.)

Der erste Theil dieser Satyre beschreibt den lächerlichen Nationalstolz, zu welchem Hr. Z. nur allzuviele Urbilder findet, da wenige Völker von einigem Glücke und Ansehen sind, deren einzelne Bürger nicht, wegen der Vorzüge des ganzen Volkes, sich einen Vorzug vor andern Nationen zueignen. China ist eines der bekanntesten Beyspiele. Hr. Z. macht sich über das vermeinte Alterthum der Monarchie und ihre andern Nationaleinbildungen lustig, und widerlegt in einem Zusatze den P. du Halde, der die zahlreichen Jahrhunderte der Dauer ihrer Monarchie hat bestärken wollen. Die Tartaren, bey deren kleinen Fürsten die lächerlichste Art einer angemaßten Obermacht herrschet, und andere morgenländische Völker, erscheinen in ihrer Reyhe; doch giebt Europa eine zahlreiche Verschiedenheit von dieser, vielleicht doch ungemein nützlichen Thorheit. Mit Recht vertheidigt Hr. Z. die billigen Ansprüche aller Völker zum Wohldenken, wider die eigennützige Ausschliessung, die einige besondere Nationen unternommen haben. Der zweyte Theil soll den vernünftigen Stolz beschreiben, denn Hr. Z. glaubt, ein solcher Stolz sey als ein Gefühl der eigenen Würde möglich, wiewohl wir

immer fürchten, die groſſe Macht der Eigenliebe laſſe ſelten zu, daß wir unſere Vorzüge nach der Billigkeit ſchätzen, ſo bald wir nicht erröthen, ihnen ſelbſt einen Preiß zu geben, und uns kömmt vor, wenn ein ſolcher Stolz möglich wäre, ſo läge er in der Beſtrebung, uns unſrer Fehler zu entladen; doch kann man nach des Hrn. Z. Grundſätzen allerdings in tugendhaften Nationen ſich durch die Allgemeinheit der guten Eigenſchaften aufmuntern laſſen. Hier folgt alſo ein Verzeichniß der Völker, die was groſſes oder vorzügliches beſitzen, oder beſeſſen haben, der Nord iſt unvergeſſen, und Hr. Z. hält viel auf die Tartaren (wenn ja Länderverheeren etwas Ruhmwürdiges iſt.) Die Griechen und Römer ſind dienliche Beyſpiele ſolcher Nationen, die an groſſen Männern reich geweſen ſind; bey beyden hat auch die edle Leidenſchaft am meiſten geherrſcht, die man die Liebe zum Vaterlande nennt, und die mit einem rühmlichen Nationalſtolze eine gemeine Verwandtſchaft hat, von Hrn. Z. auch äuſſerſt angeprieſen wird; dem eben benannten Stolze aber zu Rom doch noch am nächſten kam, weil man einem jeden Bürger eine fanatiſche Einbildung von den Vorrechten und der unfehlbar zu erwartenden Gröſſe des ewigen Roms eingeprägt hatte. Hr. Z. lobt dieſen Eifer auch an kleinern freyen Staaten, widerlegt den dergleichen Regungen nicht fühlenden und verachtenden le Clerk, und entſchuldigt mit Recht dieſer Staaten mindere Achtung für die (gelehrten)

ten) Vorzüge einiger ihrer Bürger. Die jetzigen grossen Geister in Frankreich vertheidigt er wieder die Einbildung, daß unter Ludwig dem XIV. die Zeiten für die Wissenschaften glücklicher gewesen seyen. Die ziemlich nachtheilige Schilderung von Engelland hätte er billig aus einer andern Quelle, als aus dem Bullingbroke nehmen sollen, dem es unter allen Menschen am wenigsten anstehen konnte, patriotische Tugenden von seinen Mitbürgern zu fodern, und der sie vielleicht in einem verborgenen Hange zu dem verbanneten Hause gesucht hätte; wie ungerecht leugnet Bullingbroke die Bestrebungen des Parlements wider die Unterdrückungen der Freyheit, davon es unter Karl dem I. und dem II. so viele und für seine Mitglieder so gefährliche Proben gegeben hat. Russel, Sidney und andre haben ihr Leben und nicht blos eine erkaufte und eigentlich nichts einbringende Stelle auf die Spitze gesetzt. Die Vorzüge der Schweden erhebt Hr. Z. mit Recht, und sie lassen sich wohl durch vorübergehende minder glückliche Unternehmungen nicht gänzlich verdunkeln. Endlich schließt er mit einem satyrischen Zuge, in welchem er seine im zweyten Buche verschiedentlich ausgetheilten Lobsprüche wieder ziemlich empfindlich zurück nimmt. Das übrige machen einige hauptsächlich zur Geschichte von Japan und China gehörigen Zusätze aus, wobey wir eine gewisse Vergleichung der That des Gottes Isanagi lieber nicht lesen würden.

In der zweyten Ausgabe die zu Zürich 1760 erschienen ist, findet man die Satyre gegen die Republikaner nicht wieder, und Hr. Zimmermann erkennt vielmehr, die einigermassen gegründeten Vorzüge eines freygebohrnen Mitgliedes einer Republik, vor jenen die ihre Geburt zu Unterthanen macht. (G. Z. 1760. S. 838.)

Bey der vierten Auflage des Nationalstolzes fügte Hr. von Haller seiner Anzeige bey: „An den Nationen die der Hr. Leibmedikus in seine Musterung zieht, erkennt er auch, und zumal an den Franzosen, das Gute, das sie haben, und die vielen Belohnungen des Verdienstes. Die Chineser sind nicht vergessen, und zumal auch ihr eingebildetes und vielleicht von den Europäern aus eigennützigen Absichten zu hoch aufgemutztes Alterthum bestritten. Allerdings war Nian Hy Jao nicht nur ein Unterkönig, aber wer ihn gelesen hat, siehet, daß er mit einem gesunden Urtheile die wahren und falschen Quellen der Chinesischen Geschichte untersucht, und den lügenhaften Sematsien, den Urheber der von den Jesuiten wiederhohlten Fabeln, nicht ohne Ueberlegung verlassen hat. Der Aberglaube ist indessen in China vom Unglauben getrennt; jener wohnt beym Frauenzimmer und dem gemeinen Volke, und dieser bey den Gelehrten. (Gött. Z. 1768. S. 1240.)

XLII.

Ueber die Prachtgesetze im Norden.

Eine akademische Rede des schwedischen Reichsraths H. Henning Adolph Gillenborg.

1758. (S. 807.)

Der wohlgesinnte Hr. Graf zeigt, daß allerdings ein Reich durch die Ausfuhr der Baarschaft gegen entbehrliche Waaren geschwächt wird, und in Schulden, und in ein Untergewicht seiner Einnahme und Ausgabe geräth; daß auch die Kräfte des Leibes und Gemüthes durch die Ueppigkeit geschwächt werden; daß sie die Menschen von allen ernstlichen und gemeinnützigen Geschäften abzieht, und endlich nichts so schändlich ist, das ein Mensch nicht unternehmen sollte, wenn ihm die Mittel zum Ueberflusse entgehn, an welchen er gewöhnt ist (vielleicht hat auch der Pracht (Luxus) noch eine viel schädlichere Wirkung, auch bey seinem tugendhaftesten und unschuldigsten Gebrauche. Er macht den Unterschied zwischen dem Reichen und Armen zu sichtbar, er macht die leztern verächtlich, und setzt endlich zu den Beförderungen und zur Hochachtung der Menschen, an die Stelle der wahren Tugenden, die Kostbarkeit, den Geschmack, und allerley Geschicklichkeiten, die mit dem verderbtesten Herzen bestehen können. In Schweden waren die alten Zeiten hart und einfältig; auch die Könige

wohnten unter einem Dache, das einen einzigen Schuppen, wie in den westphälischen Häusern, bedeckte. Sie tranken Bier, das mit Porst gegohren hatte, und Meet war für die Domherren aufgehoben, Wein aber gänzlich unbekannt. Magnus Ladulos ist der Urheber des Prachts in Schweden. Dieser Krebs der Staaten stieg bald zu einem schädlichen Gipfel, und in Schonen sind auf einer Hochzeit 24 Ochsen und 80 Schaafe verzehrt worden. Magnus Smek führte die ersten Gesetze wider den Ueberfluß ein, und verbot über 80 Personen (ohne die Geistlichen) auf einmal zu bewirthen, nur wurde die erlaubte Anzahl der Gäste bey Hochzeiten bis auf 100 vermehrt. Man erlaubte nicht mehr als zwey Spielleute, und Sten Sture schafte die mit dem lächerlichsten Aufwande begleiteten zerschnittenen Kleider ab. K. Johann verbot A. 1585. das deutsche Bier, nicht ohne grosses Mißvergnügen der meisten. Der Hr. Graf endigt seinen Aufsatz mit sehr ernstlichen Anmerkungen. Er hält den Edelmann für wohlgesinnt, der seine Güter verbessert; und mit dieser Arbeit die nächstgelegenen Armen erhält, nicht aber denjenigen, der die Früchte des Schweißes seiner Mitbürger für Prachtwaaren in andre Länder schickt. Und unser erlauchter Hr. Verfasser zweifelt, ob der schändliche Brandtewein zu unsern Zeiten nicht mehr Schaden thue, als die ganze Verbesserung der Oekonomie Nutzen schaft, da wohl mehr Tonnen Korn dahin verschwendet werden, als

die Anzahl derſelben ſeyn mag, womit der Fleiß und die Geſchicklichkeit die Früchte der vorigen Zeiten vermehrt. Er geſteht endlich, man werde ſelbſt in Schweden, entweder bald eine neue Lebensart, oder neue Bücher einführen müſſen. (novas tabulas.)

XLIII.

Die Entvölkerung in Republiken.

Von D. Iſak Iſelin,
Rathſchreiber [Vicekanzler] in Baſel.
1758. (S. 1014.)

Freymüthige Gedanken über die Entvölkerung unſrer (Baſel) Vaterſtadt. Dieſe Schrift iſt nicht wie die meiſten Bücher, die Wirkung des Eifers eines von der Welt abgeſonderten Gelehrten, ſie iſt wirklich vor dem groſſen Rath der Republik den zwanzigſten Merz in Betrachtung gezogen und zur Bewerkſtelligung angenommen worden. Hr. Iſelin findet bey ſeiner an einem groſſen Strome zwiſchen zwey Reichen und einer wenig handelnden groſſen Republik, in einer geſegneten Gegend liegenden Vaterſtadt alles, was äuſſerlich der Handlung günſtig ſcheinen kann. Eine Stadt in dieſer Lage kann nie zu ſtark bevölkert werden, da ſie mit mehrern Bürgern immer mehr Manufakturen, und mehr Handelshäuſer hoffen kann. Dieſe Zunahme iſt faſt nicht einzuſchränken, und die allzugroſſe Bevölkerung, wenn ſie je möglich iſt, von

Basel noch sehr weit entfernt. Hingegen nimmt diese Stadt an Bürgern ab, die Preise der Häuser und die Miethen fallen, und die Anzahl der Armen nimmt, bey wenigen Reichen, zu, und hingegen verringert sich die nützlichste Art der Bürger, die bey dem Mittelmaas des Reichthums, ohne Ueberfluß arbeitsam sind. Die Armenanstalten sind, wie anderswo in Helvetien, nicht wider das Uebel eingerichtet, weil die verarmten Bürger zwar reichliche Allmosen geniesen, aber nicht genug zur Arbeit, zum Fleiße und zum eigenen Verdienste angeleitet werden. Das Münzwesen ist zu Basel (denn Bern hat noch immer dem Schwalle der schlimmen Münzen patriotisch und kräftig widerstanden) im größten Verfalle. Diesen Uebeln abzuhelfen räth unser Hr. Verfasser der hohen Schule wieder aufzuhelfen, die in der That bey allen den geschickten, und zum Theil berühmten Männern, dennoch zu Basel in einige Schlummersucht verfallen ist. Das vornehmste Mittel aber wäre von den Patrizischen Grundsätzen der Helvetischen Republiken abzugehen, und nützliche und bemittelte Bürger anzunehmen, und damit zugleich die Stadt mit Menschen und mit Geld zu verstärken, die ausgegangenen Stämme zu ersetzen, und sich dazu der jetzigen für manche deutsche Staaten unglücklichen, in der friedlichen Schweiz aber gesegneten Zeiten klüglich zu bedienen. Hr. J. will dabey die Einschränkung machen, daß bloße Kapitalisten nicht unter 40000 Rthl. eigener Mit-

tel, Fabrikanten aber, Handwerker und Gelehrte mit mindern Bedingungen angenommen, auch nicht alsofort, sondern theils erst ihre Kinder und theils die Kindeskinder in die wirkliche Regierung gewählt zu werden fähig seyn sollten.

XLIV.

Ueber die Sprachen in Helvetien.

Von Hrn. Bertrand. *)

1758. (S. 1470.)

Herr Bertrand hat wahrgenommen, daß Bochat bey der helvetischen Sprache, und den Namen der Oerter alles aus dem Celtischen, Hr. Altmann aus dem Griechischen, andre aus dem Deutschen herleiten. Er hat aber ganz wohl betrachtet, daß verschiedene Völker nach einander Helvetien bewohnt, und ihre Sprache in diesem Lande ausgebreitet haben, und daß man folglich nicht von einer Sprache allein den Ursprung aller Wörter herhohlen soll. Die ältesten Helvetier sind wohl Celten gewesen, und vielleicht waren die Deutschen und Celten Abkömmlinge eines nemlichen, in den ältesten Zeiten noch ungetrennten Volks. In der Celtischen Sprache bleiben, in dem sogenannten Welschen (Französisch sprechenden) Theile

*) Recherches sur les langues anciennes & modernes de la Suisse, & principalement du pays de Vaud. Geneve 1758.

der Eidgenoſſenſchaft viele Wörter, deren einige Hr. B. zur Probe anführt, und von andern weis man auſſer Helvetien ſelber keinen Urſprung, und keine Aehnlichkeit anzugeben. Vom Griechiſchen haben die Hrn. Altmann und Zehender mehrere Wörter abgeleitet, es mag auch einigermaſſen die Gelehrte und Staatsſprache geweſen ſeyn, in welcher man die Bünde und öffentliche Urkunden verfaßt hat, und vielleicht kommen die dem Griechiſchen ſich nähernden Wörter eher aus einer ältern Sprache, aus der auch die Griechiſche entſprungen iſt; wenigſtens iſt Corti, das Hr. B. von χορτος herleitet, dem Verſtande und Tone dem ſchwediſchen Gard und deutſchen Garten; und Schotta dem deutſchen Schutz eben ſo nahe, als dem Griechiſchen σκολος. Da die Römer mehrere Jahrhunderte durch Helvetien beherrſcht haben, ſo hat ihre Sprache nothwendig ſich in dieſen Ländern ausbreiten müſſen; ſie iſt auch unſtreitig der Grund des verdorbenen Romaniſchen oder Welſchen, das mit dem eigentlichen Lateiniſchen eben ſo viel Verwandtſchaft, als mit dem Franzöſiſchen hat. Das Deutſche drang zuerſt durch die Allemanniſchen Siege, nachwerts aber nach der Verſetzung der Sachſen unter Karl dem Groſſen, und unter den deutſchen Kayſern, nach dem Abſterben der letztern burgundiſchen Könige, in den öſtlichen Theil Helvetiens, weil der weſtliche, wegen der Nachbarſchaft des groſſen Galliens (auch wegen der groſſen Landſchaften, die dem Hauſe Savoyen zugehör-

ten) die verdorbene romaniſche Sprache, und ſelbſt den Namen Römer behielten (denn pays Roman iſt der Kanzleynamen des franzöſiſch ſprechenden Theils der Republik Bern). Aus der Verſchiedenheit der Gegenden, und der dieſelben bewohnenden Völker nun, ſoll man muthmaſſen, ob ein Namen einer Stadt oder eines Fluſſes eher aus dem Celtiſchen, Lateiniſchen oder Deutſchen herzuleiten ſeye, und diejenigen handeln übel, die eine einzige unter dieſen Sprachen zur allgemeinen Mutter aller Helvetiſchen Wörter machen.

XLV.

J. J. Rouſſeau.

1759. (S. 421. f.)

Da Hr. Dalembert in der Encyklopedie, beym Artikel Genf, theils die dortigen Gottesgelehrten einer allzugroſſen Lauichkeit beſchuldigt, und theils vorgegegeben hat, die Stadt würde durch eine gute Schauhühne weit blühender werden, ſo hat J. Jakob Rouſſeau, der bekannte Bürger zu Genf, hiervon Anlaß genommen, ein ziemliches Buch unter dem Titel: J. J. R. à Mr. Dalembert ſur ſon article Geneve dans le VII. tome de l'Encyclopédie, & particuliérement ſur le projet d'établir un Theatre de Comédiens en cette ville a. 1758. bey Rey abdrucken zu laſſen, das 264. S. in groß Oktav ausmacht, ohne die Vorrede. In

dieſer letztern giebt er ſich für einen durch Krankheiten ausgemergelten Mann aus, deſſen Geiſt mit dem Leibe abnimmt, (dies iſt von Montmorency aus geſchrieben), und Hr. R. zeiget an einer andern Stelle, eine rühmliche Sehnſucht nach dem Vaterlande, ohne daß wir wiſſen, warum ein ſo ſparſam lebender Philoſophe ſich des Vergnügens beraubet, im Vaterlande zu leben. Seine Vertheidigung der Gottesgelehrten iſt etwas ſchwach. Wir dulden gern alle mögliche Religionen, aber derjenige Gottesgelehrte, der ſich für einen Chriſten ausgiebt, auch die Stelle, die Würde und die Vortheile eines Lehrers in dieſer Kirche bezieht, ſollte billig entweder ein Chriſt ſeyn, oder kein Lehrer der chriſtlichen Kirche heiſſen wollen. Wie man aber ohne den Glauben an den Weltheiland, ein Chriſt ſeyn könne, ſehen wir in Aufrichtigkeit nicht ab. Was Hr. R. zur Entſchuldigung der ſogenannten Toleranz ſagt, dienet für den irrenden Bürger, nicht aber für den angeblichen Diener des göttlichen Wortes. Hr. R. meint die Vernunft habe kein unumſchränktes Maaß, und man könne von niemand eine Einſicht fordern, die die Summe ſeiner Kräfte übertreffe. Weitläuftiger, lebhafter und gründlicher iſt unſer Verfaſſer, wenn er von den Schauſpielen ſpricht. Er betrachtet ſie zuerſt überhaupt, und dann auch wie weit ſie ſich zu den Umſtänden der Stadt Genf ſchicken. Was er in dem erſten Theile ſagt, iſt durchgehends neu und leſenswerth. Die beſten Verfaſſer der Schauſpiele, ſagt er, folgen auch ge-

zwungen, den Sitten und Begriffen ihrer Mitbürger, sie können nicht den allgemeinen Regeln der Wahrheit und Vernunft nachgehen, es liegt nicht an ihnen, in Frankreich, die Versöhnung auf Beleidigungen rühmlich zu machen. Folglich lehren sie nicht eine wahre Sittenlehre, sie machen bloß die Leidenschaften lächerlich, die die Nation ohne dem, verlacht, und müssen hingegen denjenigen Lastern eine Würde beylegen, die in eben der Nation nach der Mode sind. Auch ist das Lächerliche, womit die Komedie straft, nicht das Gewehr der Tugend, es ist vielmehr ein gefährliches Werkzeug, womit das Laster die Tugend selbst verhaßt macht. Crebillon erhält hier einen Verweis, den wir uns erinnern, ihm vor manchen Jahren gegeben zu haben, weil er den Cato klein, und den abscheulichen Catilina, durch die glänzende Seite seines Muthes groß gemacht hat. Des Hrn. v. Voltaire Mahomet ist nicht besser und noch darüber glücklich, und bey dem Atreus kann niemand nach unsern Sitten begreifen, was für einen Nutzen die Vorstellung seiner gräßlichen That haben kann. In der Komedie hat Moliere selbst nicht das eigentliche Laster, sondern die äusserliche Larve desselben lächerlich gemacht. Sein Marquis, der den Jourdain bekriegt, ist niederträchtiger als dieser gemeine Bürger. Ueberall wirft er auch auf das Alter, auf die väterliche Würde, auf die Tugend selber die allergefährlichste Farbe des Lächerlichen. In seinem so gerühmten

Misanthrope findet Hr. R. keine geringe Anzahl Fehler. Die Liebe nimmt eben auch einen zu grossen Raum in den Schauspielen ein, und kann nicht anders als die Herzen der Jugend mit unnöthigen Flammen anstecken, bey welcher die Triebe der Natur ohnedem nur zu stark sind. Hr. R. findet dabey einen andern Fehler, dessen Beobachtung ihm ganz eigen ist. Man räumt, sagt er, in den Schauspielen dem Frauenzimmer zu viel Wissenschaft, und eine gewisse Oberstelle über unser Geschlecht ein, die wider die Natur ist, und uns verächtlich macht.

Hiernächst kömmt er auf das Verhältniß der Schauspiele gegen die kleinern Städte. Diese können erstlich keine Schaubühne ernähren, und zu Genf könnte eine sogenannte Bande nicht ohne eigene Auflagen unterhalten werden, dabey würden die allzu lebhaften Vergnügen die Lust zu ernsthaften Beschäftigungen wegnehmen. Hr. Rousseau giebt hier eine angenehme und wahrhafte Beschreibung von dem Berglande im Neufchatellischen, wo die Einwohner fast alle Künstler sind, und bey ihrer Arbeit das vergnügteste Leben führen. Eine Schaubühne in diesem Lande, sagt er mit Grunde, würde dessen Untergang seyn, den Fleiß vernichten, und zum Grundgeschäfte des Lebens anstatt des Nützlichen das Angenehme machen. Eben so würde es zu Genf, und an allen kleinen Orten gehn, wo die Anzahl der ohnedem müßigen reichen Leute viel zu klein ist, allein die Schau-

ſpiele zu erhalten. Er macht hier eine Ausſchweifung über das Unvermögen der Geſetze die Sitten zu bilden. Gelegentlich ſtimmt ſein Urtheil mit dem unſrigen überein; kein Roman iſt jemals geſchrieben worden, ſagt er, der der Clariſſa nur einigermaßen beykömmt. Des Hrn. R. Lobſprüche ſind ſelten, und daher kräftiger. Wiederum ſchweift er aber nützlich aus, zu beweiſen, daß die Schamhaftigkeit ein weſentlicher und unentbehrlicher Trieb bey dem weiblichen Geſchlecht iſt. Er beſchreibt mit liebenden Ausdrücken, den Fleiß, und die ruhige Lebensart der Genfer, ihre Kränzchen (cercles) und ihre Vermiſchung des wenigen ſtillen Vergnügens mit der vielen Arbeit. Ihm dringen faſt die Thränen aus den Augen, wenn er ſich gewiſſer Scenen gemeinſchaftlicher Liebe erinnert. Alle dieſe Vorzüge würde Genf verlieren, ſagt er, wenn es eine Schaubühne hätte. Die Verſammlungen ehrbarer Bürger würden verſchwinden, und die Jugend würde ſich nach dem Muſter beliebter Schauſpieler bilden; dieſe würden, ſagt der alles aufs höchſte treibende Hr. Rouſſeau, in dreyßig Jahren die Hauptfedern des Staats ſeyn. Schon ohnedem fängt die Jugend auch in Genf an, weibiſcher zu werden. Hier fällt er wieder mit Gewalt aufs Frauenzimmer, dem er faſt alle Vorzüge des Verſtandes abſpricht, und das Trinken noch für gemeinnützliger anſieht, als die Bedienung des ſchönen Geſchlechts. Wir erkennen hier den Verfaſſer des wilden Menſchen, dem

ein Weibchen genug war, die Perſon mochte dann ſeyn wie ſie wollte. Ueberall erkennt man aber auch die lebhafte Feder, und die paradoxe Stärke des Verfaſſers.

XLVI.

Patriotiſche Träume, von Iſ. Iſelin.

1759. (S. 574.)

Die Abſicht dieſes patriotiſchen Menſchenfreundes geht überall dahin, ſeine Mitbürger anzufeuren, ihre enge Neigungen und die kurzſichtige Eigenliebe, dem Vaterlande und ſich ſelbſt zum Preiſe, der allgemeinen Wohlfarth aufzuopfern. Der Mangel der auſſer ſich ſelbſt ſich ausbreitenden Liebe macht ihm alle Staatsverfaſſungen gleichgültig und unwerth, da in der That die Freyheit ſelbſt, ſo bald ſie nur eigennützigen Leuten die Hände frey macht, zum Glücke der Einwohner und Bürger wenig beyträgt. Unter dem Titel des Menſchenfreundes liefert er eine angenehme Abſchilderung der Homeriſchen Einfalt in den Sitten. Er folgt dieſen glücklichen Zeiten durch die verſchiedenen Staffeln der wachſenden Verſchlimmerung nach, und findet die Urſache des Uebels allemal im Böſen. Der Ehrgeitz, wie er zumal bey der einreiſſenden Ueppigkeit, und bey ärmern freyen Staaten ſich mit der Habſucht unglücklich verbindet, iſt die Hauptkrankheit

der Republiken, die noch für alle tödlich gewesen ist; (und wir finden in der Geschichte, daß der verfeinerte Geschmack, und die wollüstige Pracht des gemeinen Lebens, die vornehmste Triebfeder des Unglücks ist, indem sie auf einen äusserlichen, mit allen Lastern leicht bestehenden Anstand, die Vorzüge werfen, die der Tugend allein gehören, und ohne die selbst die Tugend lächerlich wird). Hr. J. der in einer Demokratie gebohren ist, äussert vielleicht aus Ueberdruß über das ihm bekannte Verderben seine Gedanken über die Vorzüge einer Aristokratie, in welcher diejenigen, die zum Herrschen gebohren sind, wenigstens eine der Gewalt mehr angemessene Auferziehung erhalten, und sich mit keinem andern Berufe abgeben, der ihre Seelen mehr verengert. Für eine Demokratie entwirft er hiernächst eine Einrichtung, in welcher (wie fast durchgehends in den Helvetischen Städten) ein zahlreicherer hoher Rath die wichtigsten Geschäfte entscheidet, die alltäglichen aber einem minder zahlreichen innern Rathe überlassen sind. Die Art, die Wahlen zu besorgen, und einige andere Gesetze sind dem Verfasser eigen. Daß kein Mitglied des hohen Raths mit seiner Meynung einen Entschluß bewürken könnte, scheint indessen der Freyheit gefährlich zu seyn. Der Handlung ist Hr. J. nicht übrig gewogen. Sie vermehrt die Mittel zur Pracht und zur Ueppigkeit. Die gar grossen Städte mißbilligt Hr. Iselin; und will deswegen, wie der Hr. v. Mirabeau, eine

Menge entbehrlicher Bürger wieder auf das Land weiſen.

XLVII.

Ueber Helvetius Werk vom Geiſte.

1759. (S. 1034.)

Je mehr Aufſehen in Frankreich des jüngern Hrn. Helvetius, geweſenen Maitre d'hotel de la Reine, Werk de l'Eſprit gemacht hat, und je nachdrücklicher die Ahndung geweſen iſt, die ſich der Verfaſſer von Seiten des Parlaments und des Hofes zugezogen, um ſo viel aufmerkſamer haben wir dieſes Werk geleſen, das ordentlich mit dem Königl. Privilegio, und mit des Cenſors Zeugniſſe bey David A. 1758. abgedruckt worden iſt. In der That findet man gleich anfangs einen äuſſerſten Mangel an Ordnung, indem der Verfaſſer theils ganz fremde, in die Sittenlehre und Staatsklugheit einſchlagende Materien abhandelt, und theils ſeinen Witz, um den es eigentlich zu thun iſt, erſt am Ende des zweyten Bandes berührt, auch da vielmehr metaphoriſche und witzige Klaſſen deſſelben auszeichnet, als deutliche Erklärungen, oder auf einander gegründete Schlüſſe liefert. Selbſt die Erklärung des Witzes iſt offenbar falſch, und an einem Mann zu bewundern, der den Loke mit ſo groſſem Beyfall geleſen hat. Hr. H. verſteht durch den Witz die Fähigkeit, Begriffe und Verbindungen

dungen zu sammlen. Doch dieses sind wohl nicht die Gründe, warum dieses Werk dem Scharfrichter unter die Hände gekommen ist. Wir finden zu dieser Verurtheilung zwey Haupturſachen: die vielen Klagen über die Geistlichkeit, und den deutlich hervorblickenden Hang zu dem neuen und äusserſten Grade des Unglaubens, der alles zur Materie und die zufälligen Entwickelung der verschiedenen Gestalten derselben zur Schöpferin aller Dinge macht. Dieser Hang zeigt sich fast auf allen Seiten. Gleich am Anfange des Werks setzt Hr. H. den Vorzug des Menschen vor den Thieren nicht in die Seele, auch nicht einmal in den Kopf, sondern bloß in die Hand. Da aber der Affe auch eine Hand hat, so bleibt dem H. nichts übrig als zu sagen, der Affe seye schwächer, er esse nur Früchte, er lebe kürzer, und sey endlich in einer viel zu starken Bewegung, die ihn vor der langen Weile, als einem Hauptgrund der Vollkommenheiten des Menschen, bewahre. Hierhächſt befleissiget sich Hr. H. aufs äusserſte, alle Gedancken, alle Vorstellungen, und alle Erinnerungen, auf ein bloſſes Gefühl zurückzubringen, so daß die Beurtheilung selber nichts anders als ein binomium von zweyen Gefühlen ist. Hierin unterscheidet sich, wie ehemals der groſſe Boerhaave wohl angemerkt hat, der Spinoziste vom Christen am allererſten und tiefſten. Hr. H. macht sogar ganze Reihen von Schlüſſen zu bloſſen Gefühlen, und ver-

gißt dabey das Vermögen anzuzeigen, daß dieß Schlüsse zusammenruft, gegen einander hält, und über ihre Verschiedenheiten, oder Aehnlichkeit abspricht. Die Aufmerksamkeit, die er so hoch schätzt, und mit recht für die Erfinderin der Wahrheit hält, vergißt er gleichfalls dabey zu erklären. Die Freyheit verläßt er, weil sie nicht zu erklären wäre, und zu einer Wirkung ohne Ursach würde. Aber was er hierauf von der Richtigkeit (probité) und der Tugend sagt, ist im höchsten Grade anstößig. Er versteht durch diese Tugend, die Gewohnheit Thaten zu verrichten, die der Gesellschaft nützlich sind. Aber bald darauf macht er das Maaß dieser Tugend völlig ungewiß. Dieses Maaß ist bloß der Nutzen; und da dieser nach den Umständen der Nationen und der Gesellschaften durch ganz entgegengesetzte Mittel kann befördert werden, so entsteht, was ehemals la Mothe le Vayer so oft wiederholt hat, der verschiedene Verstand des Namens der Tugend, den gewisse Nationen demjenigen beylegen, was uns bey andern verabscheuungswürdig vorkömmt. Hr. H. giebt sich hier alle Mühe zu zeigen, daß uns alles nur in so weit tugendhaft und ruhmwürdig vorkömmt, als es uns zum Vortheil dienen kann. Sparta wollte behende und kühne Streiter haben, und erlaubte den Diebstahl. Die Esquimaux ermordeten ihre Alten, wenn sie unvermögend sind, auf die Jagd zu gehen, u. s. f. Lauter Beyspiele, deren Ungrund im Augenblicke zu

entblöſſen iſt. Denn die Spartaner ſahen, wie wir den Schülern, ihrer Jugend einige Kleinigkeiten nach; ſie beſtraften aber allerdings den entdeckten Diebſtahl, und es iſt nur ein Spielgedanken zu ſagen, ſie haben dasjenige nicht beſtraft, was nicht entdeckt war. Wenn uns Hr. H. die abſcheulichen Giagas zu Muſtern der Sittenlehre anführt, ſo ſehen wir nichts, als ein Beyſpiel des äuſſerſten Verfalls, worein eine verwilderte Räubernation verfallen kann; wenn ja des P. Cavazzi von ferneem, und von der Giagas Feinden, vernommene Nachricht etwas wahres in ſich hat. Uns mißfallen hier gleichfalls die 210. und die folgenden Seiten, wo Hr. H. offenbare Laſter vertheidigt, wie die Falſchheit, die Afterrede, und die Unkeuſchheit; wenn er auch von den Stiftern aller Religionen, (die Katholiſche nimmt er in zweyen Linien aus), das härteſte Urtheil ſpricht, und durch eine Allegorie von den Biebern, die Religion als eine unnöthige Zugabe der Geſetze, und als eine Quelle vieler Laſter vorſtellt, ſo ſetzt er ſich wiederum dem Abſcheu aller Chriſten bloß. Er ſucht weiter die Tugenden zu einem wankenden Begriffe zu machen, indem er leugnet, daß eine Redlichkeit in Anſehung der ganzen Welt möglich ſey; gerade als wenn alle Völker in einer Feindſchaft lebten, und keinen gemeinen Nutzen haben könnten. Es kann auch anſtößig geweſen ſeyn, wenn eben aus dem allgemeinen Grundſatze des alles einzig bewirkenden Eigennutzes, Hr. H.

mit gänzlicher Uebergehung Gottes, unsere Leidenschaften zur einzigen Quelle unserer Tugenden macht, den Menschen, den sie nicht bewegen, als dumm ansieht, und um ja nichts unkörperliches im Menschen übrig zu lassen, sich äusserst bestrebt, selbst den Hochmuth und Ehrgeiz zur Erfüllung fleischlicher Lüste zurückzubringen, worinn Hr. H., in Ansehung des Hochmuths nicht nur der Wahrheit, sondern sich selbst, und seinen Lobeserhebungen der Wahrheit und ihrer Freunde widerspricht. Etwas neues ist, was er hierauf von der langen Weile, als einer Leidenschaft sagt, die in einer ruhigen Gesellschaft kleine Begierden und kleine Thaten bewirkt. Er fällt aber bald wieder in seinen grossen Hang zum Unglauben zurück, wenn er den Weisen rühmt, weil er in der Welt eine beständige Reyhe von Umstürzungen und Wiederbildungen sieht; und T. II. S. 3. ausdrücklich sagt: alles was ist und seyn werde, sey eine Folge der Nothwendigkeit, vermittelst der Empfindlichkeit sey der Mensch ein blindes Werkzeug, das diesem Vermögen folge, so wie die Elemente der Materie so lang herumgeirret haben, bis nach tausend verwirrten Chaos die jetzige Ordnung der Welt daraus entstanden seyn. Es wird auch dem Hr. H. schwer sey, zu zeigen, wie der Gelehrte, bey seiner Bestrebung zur obersten Stelle in der Kenntniß der Wahrheit, dennoch die von ihm verschmähete und nie genossenen Wollüste zur Absicht haben könne;

und wenn er den Hochmuth als eine erkünstelte Leidenschaft ansieht, die eine Vergleichung des Schönen und Vorzüglicheren zum Grunde habe. Wir haben diese ersten Leidenschaft der Seele bey dummen Menschen, und bey Kindern thätig angemerkt, und der erste unförmliche Strich eines Kindes ist bey ihm ein Grund zum Hochmuth, bloß weil es eine Thätigkeit bezeigt; so wie sich ein Dichter über seinem Gedichte, als ein vermeintlicher Schöpfer über sein vollkommenes Geschöpfe erhebt. Bey der Freundschaft verfällt der Verfasser wieder auf seine unangenehme Meinung, alles, und am meisten die Freundschaft, sey eine Frucht des Eigennutzes. Er erhebt bald darauf den Moralisten, der die Laster ohne Haß ansieht, da sie ja eben so natürlich seyen, als der Mord einer Taube für den Geyer ein ausdrücklicher Befehl der Natur ist. Wenn Hr. H. hiernächst die Tapferkeit zu einer Wirkung der Frauenliebe macht, so vergißt er die Römer, die gewiß am wenigsten unter allen Nationen diesen Trieb zum Grund hatten. Die Wiederstrebung des Verderbens gegen das Gewissen sieht Hr. H. blos als den Streit entgegengesezter Leidenschaften an: und der Tugendhafteste ist bey ihm derjenige, dessen Eigennutz am öftesten mit dem allgemeinen Nutzen übereinkömmt. Da Hr. H. durchgehends die Gesetze zur Quelle aller Tugenden und Lastern einer Nation macht, so sucht er zu zeigen, wie die römischen Gesetze (oder

vielmehr ihre Begriffe von der Ehre) den Regulus gezwungen haben, die vom Horaz besungene Heldentugend auszuüben. Denn Hr. H. setzt zum Zaume bloß die Gesetze, und folglich macht er den Henker zum Gewissen der Nation, wie ehemals la Mettrie; auch setzt er den Hobbes neben den Bakon, Deskartes und Locke unter die sogenannten Genies. Die Liebe der Eltern für die Kinder, die doch bey den Thieren so stark ist, und nicht aus diesen Quellen kommen kann, rechnet er entweder zur posteromanie, wie er es nennt, oder zur Begierde zu befehlen, oder zur Frucht der Eigenliebe. Aber was ist die Liebe zur Wahrheit, derer sich der Verfasser hin und wieder rühmt? und zu welcher Urquelle gehört sie? und ist denn die edle Ehrbegierde, die zur Tugend führt, auch eine Tochter der Wollust? Wir wollen nunmehr von den Stellen einige Proben geben, in welchen Hr. H. die besondere Kirche aufgebracht hat, in welcher er lebet. Fast im Anfang setzt er die Wunder in die äusserste Reyhe der Dinge, die man glauben kann, und obwohl er Mahomets Wunder nennt, so werden doch seine Geistlichen wohl erinnert haben, wie oft man zu Rom Heilige macht, und wie viele Wunder bey dieser Gelegenheit als erwiesen betheuret werden. Die Töchter ins Kloster zu verdammen ist schlimmer, sagt er geradezu, als der Chineser Verlassung (exposition) ihrer Kinder. Zu den Thaten, die das Vorurtheil zur

Tugend macht, gehört nach dem Hrn. H. das strenge Leben der Mönche. Die Verfolgungen sieht er, wie sie zwar auch sind, als abscheulich und für eine Schande des menschlichen Geschlechts an. Nur können wir nicht unbemerkt lassen, daß wir bey offenbaren Freygeistern einen eben so lebhaften Geist der Verfolgung vor uns sehen, als er bey einem Dominikaner seyn kann, ob jener wohl aus Mangel der Gelegenheit nur in Scheltworte ausbricht. Endlich folgt eine Stelle, in welcher Hr. H. ganz deutlich die Geistlichen für eben so tadelnswürdige Räuber ausgiebt, als diejenigen seyn können, die auf der Strase morden. Es ist also kein Wunder, wenn Hr. H. sich grosse Feindschaften zugezogen, und gezwungen gesehen hat, in der Vorrede ein elendes Bekenntniß seiner Unvorsichtigkeit zu thun.

Wir gehen zu andern Gedanken des Verfassers über, die zu keiner der vorigen Klassen gehören, aber doch besonders sind. Die Engelländer sind nicht tapfer, weil der Handlungsgeist überwiegt. (Haben aber ihre Schiffe nicht noch allemal stärkere und zahlreichere Schiffe ihrer Feinde bezwungen, und ist der Seedienst nicht von allen der Furchtbarste?) Sie sind im Ausdrucke kräftiger, fährt er fort, weil sie frey sind, und sich vor Niemanden zu scheuen haben. Die Macht des Zufalls sieht man am Newton, dem der Fall eines Apfels die Gelegenheit gegeben hat die Kräfte zu entdecken, durch welche die Welt zu

sammengehalten wird; Boileau wurde in der Jugend von einem Kalkun beschädigt, daher kommt seine Feindschaft wider die Weiber. (Er ist aber doch zu seiner Zeit wie ein anderer verliebt gewesen.) Eben sein Haß wider die Truthäne machte ihn zum Feinde der Jesuiten, die diese Thiere nach Frankreich gebracht haben. Gustav der I. wurde von den Dalekarlen unterstützt, weil eben der Nordwind wehte, den sie für ein Zeichen des Beyfalls von oben ansehen; (und vielmehr für eine Strafe des Himmels halten könnten.) Das Gedächtniß thut fast nichts zur Größe des Geistes; sondern das Nachdenken. Hr. H. hält sehr wenig auf den gesunden Verstand (bon sens.) und zeigt, daß die heftigen Leute allemal über diejenigen steigen, die nur diesen Vorzug besitzen. Wo hat wohl Tamerlan, der Beschützer der Griechen, die Europäischen Flotten durch Seedämme abgehalten? Doch Hr. H. hat hin und wieder gegen die Geschichte verstossen, und gewisse gemeine Erzählungen mit andern Namen wiederholt. Frankreich, sagt er, zeugt keine so tapfern Leute mehr, wie die zwölf hundert Schweizer, die vor Basel geblieben sind. Und keine Regierung würde mehr die wenig entkommenen als Verzagte bestrafen. Alle Thiere fechten aus Hunger tapfer, und setzen sich nicht mehr in Gefahr, wenn diese Triebe vorüber sind. (Aber es giebt doch Tieger und Affen, und selbst Katzen, die ohne Hunger schaden

und rauben.) Der Bau (organisation) zum Witze macht nicht den vornemsten Unterschied, sondern die Auferziehung. Genie ist bey dem Hr. H. der Geist der Empfindung, und auf diese Weise erklärt er Esprit de Lumiere durch die Deutlichkeit des Vortrages. Bel esprit besteht bey ihm bloß in den Ausdrücken, und er schätzt diesen Vorzug nicht hoch. Virgil ist, wie sein Held, ein im Tempel erzogener heuchlender Priester.

XLVIII.

Voltaire.

1759. (S. 1287.)

Kandide ist eine Frucht der fertigen Feder des Hr. v. V. worinn er zu zeigen sucht, die Welt sey voll Unordnung, und bey weitem nicht die beste. In einem ziemlich unordentlichen Romane bringt er also die Unglücke zusammen, die durch den Krieg, die Pest, das Erdbeben, den Aberglauben, und die Bosheit der Menschen bewirkt werden, und, wie er dichtet, der Tugend aufs wenigste so schwer fallen, als dem Laster. Wir haben wohl eher den Hr. v. V. hören beweisen, alles sey Gut, und selbst das Laster keine Quelle wahrer Uebel; wir sehen ihn auch täglich das Verderben der Menschen leugnen, und hier scheint er aller vorigen Vertheidigung

gen der verderbten Natur wieder zu vergessen. Kleine Ungerechtigkeiten entrinnen ihm noch immer aus der Feder. In Holland wird Kandide von einem Prediger übel abgewiesen, weil er den Pabst nicht für den Antichrist hält. Wo nimmt doch V. im Lande der freyesten Duldung diesen einer ganz andern Sekte eigenen Eifer? Des Admirals Bings Hinrichtung wird eben so ungegründet lächerlich gemacht, und die sechs zusammenkommenden Könige sind eine etwas kalte Erdichtung. Die Verachtung des Miltons und Homers, mahnt uns an die Sultane, die ihre Brüder erwürgeten und wenn Hr. v. V. der Canidia unreinliche Verse schilt, so ist ihm seine Pucelle entfallen. Eine Würze von Unzucht und Religionsspötterey ist reichlich über das Ganze ausgeschüttet. Was soll das Spielwerk über die Deutschen, oder vielmehr den Deutschen spöttisch nachgeahmte Namen?

An einem andern Orte zieht der Hr. v. Haller ein Parallele zwischen dem Kandide des Hr. v. Voltaire und einer seyn sollende Nachahmung eines Engländers. (*) Hr. Johnson ist ernsthaft, stark, voll überlegter Anmerkungen und Lebensregeln. Kandide besteht aus lauter, oft unanständigen Schildereyen. — Rasselas ehret die Tugend und Gott, und hält die Seele für einen Geist. Kandide ist geschrieben, die Tugend lächerlich zu machen; das einzige mögen sie

*) Hist. de Rasselas d'Abissinie p. Jonson.

beyde schon mit den Salomonischen Schriften gemein haben, daß auf Erden keine vollkommene Glückseeligkeit sey, und daß man dieselbe umsonst in allen äussern Vergnügungen, und ebenfalls vergebens in der Wissenschaft, und den sogenannten feinen Vergnügungen des Geistes suche. Johnsons Abschilderung ist ein ächtes Bild des Lebens, wie es unter den gesittetesten Völkern ein Gemische von wahren Uebeln und fast ungefühlten Gütern ist. *)

XLIX.

Sulzers Begriff der Wissenschaften.

1760. (S. 606.)

Man erschrickt, wenn man die unermeßliche Weite des Feldes übersieht, an welchem die Menschen gearbeitet haben, und dessen jede besondere Gegend fast eines ins Unendliche fortgehenden Anwachses fähig ist. Bey jeder Wissenschaft findet man hier die Erklärung derselben, den Nutzen, öfters auch die daran gewandte Mühe der ältern und neuern Gelehrten, und einige der vornehmsten Beförderer; was daran noch mangelt, und beyzufügen übrig ist. Unter den schönen Künsten hat Hr. S. auch der Tanzkunst eine Stelle eingeräumt. Bey seiner rühmlichen Unpartheylichkeit giebt er den meisten deutschen Liebhabern der

*) Gött. gel. Zeit. 1761. S. 95.

Tonkunst den Vorzug vor allen andern Völkern, und es ist allerdings in dieser Nation eine eigene ununterbrochene Beständigkeit, durch welche sie, wenn sie nur aufgemuntert würde, alle andre übertreffen müßte. Unter den Zeugnissen von der Möglichkeit der Verwandlung der Metalle hält Hr. S. noch des Böttgers von Berlin Geschichte für die wahrscheinlichste. Zur Anatomie der Pflanzen hat Hr. Duhamel doch auch das Seinige beygetragen. Bey der Physiologie sind wir etwas anderer Meynung, als Hr. S. Wir halten diese Wissenschaft noch für sehr unvollkommen, weil sie gutentheils auf dem feinsten und noch unbekannten Baue der Theile beruht, und weil die Zergliederung der Thiere noch nicht hoch genug getrieben ist, ihr die Hülfe zu leisten, die sie allerdings zu leisten fähig wäre. Alles, was man noch thun kann, ist in dem bekannten Theile nichts als das gewisse zu sagen, und die Muthmassungen, wie die mythischen Zeiten, als eine unbestimmte Gränze des Reiches der Wahrheit mit einem billigen Mißtrauen beyzufügen. Da es sehr gewöhnlich geworden ist, gegen die Verdienste des berühmten Wolfs unbillig zu seyn, so hat Hr. S. mit einer lobenswürdigen Beständigkeit, die Vorzüge dieses arbeitsamen Deutschen in der Philosophie, natürlichen Theologie und Sittenlehre, in ihr Licht gesetzt.

L.

Ueber einzelne Gegenstände der Moral und Philosophie.

Von Herrn Schmid von Auenstein. *)

1760. (S. 883. f.) 1763. (S. 1093. f.)

Der erste Aufsatz handelt von der Philosophie und den Philosophen. Hr. S. will die Sammler natürlicher Seltenheiten nicht für Philosophen gehalten wissen. Dieser Titel ist den Kennern der Metaphysik, der Sittenlehre und Staatskunst aufgehoben. In der Geschichte der Philosophie rühmt er die Epikuräer, die in Frankreich um 1700 gelebt haben; sie vereinigten, sagt er, die Anmuth der Sitten mit der heldenmäßigen Tugend. Die Auferziehung in den Schulen misbilligt er, und rühmt diejenige, die man von ansehnlichen Kriegsbedienten, und erfahrnen Hofleuten empfängt.

2. Von der Liebe und Eifersucht; Hr. S. merkt an, daß diese angenehme Triebfeder der Natur bey den Völkern zuerst barbarisch und blos thierisch ist; daß sie bey einem gesitteten Volke edler und reiner wird, und bey einem noch mehr geschliffnen, folglich aber verdorbnen Volke, wieder in die erste Sinnlichkeit zurückfällt. Eben zu unsern Zeiten ist

*) Essais sur divers sujets interessans de politique & de morale, 1760. und 1763. 2 Vol.

die Liebe eine Begierde, die aus Wollust und Eitelkeit zusammengesetzt ist. Hr. S. mißbilligt gar sehr die Anbetung des Frauenzimmers, die an einigen Höfen zur Gewohnheit worden ist. Er fällt hier auf die Bücher, worinn man die Sittenlehre vorträgt, und die er übertriebene Deklamationen nennt. Er tadelt doch auch den Helvetius, den er nicht nennt, wir aber an der Meynung erkennen, daß alle Leidenschaften nur ein Trieb zur Wollust seyen. Der Liebe will Hr. S. durch eine bessere Auferziehung aufhelfen. Die Eifersucht sieht er als eine Würze an, die die Liebe verbittert, wenn sie allzuhäufig ist, und ohne die, diese Leidenschaft zu abgeschmackt wird.

3. Die Projekten. Hr. S. redet den so genannten Projekten das Wort, die man zwar an den meisten Höfen (und Republiken) hasset, die aber doch auch der einzige Weg zur Verbesserung des Zustandes eines Volkes sind. Sie führen gar oft viel weiter als ihre Verfasser meinen, und Hr. S. merkt gar wohl an, daß Luther und Calvin durch die Folgen ihrer Glaubensläuterung selbst bey der feindlichsten Sekte ein neues Licht aufgestellt haben. Er billigt hier Cäsars Vorsatz, sein Vaterland zu unterjochen, bey welchem Manne man aber, zumal aus dem Cicero, bey der äussern Grösse sehr viel inwendig kleines antreffen wird, wie den Umgang mit den elendesten und verdorbensten Leuten, das Gefolge von Komedianten und Possenreissern, die nothwendige Dul-

dung der Unterdrückungen bey seinen Anhängern. Eben so vertheidigt Hr. S. die Gesellschaft der Jesuiten und ihr Königreich in Paragay. Daß Engelland seine Liebe zum Landbaue dem Hartlib schuldig sey, ist wohl oft gesagt. Aber Hartlib war mehr ein Kanal des fremden Lichtes, als ein Erfinder; die Lust zu den Erfahrungen ist man wohl dem Bakon schuldig. Kein Projekt kann gerathen, fährt er fort, wenn man die Leidenschaften der Menschen nicht aufbringt, und sie fanatisch zu machen weiß. Er zieht die vernünftigen und denkenden Projektenmacher den bloß unterschreibenden Ministern weit vor, und wünschte an den Höfen einen Rath von lauter dergleichen Männern. Die verbesserte Vernunft macht dazu fähig, und ohne den Locke, sagt er, wären die Münzsachen in Engelland nicht zu Stande gekommen.

4. Vom Landbaue. Hr. S. ist dieser Art Manufaktur überaus gewogen, und zieht sie allen andern weit vor. Er meint, man könne vom Pfluge den fünften Mann nicht wegnehmen, ohne das Land auszuhungern. Er steigt so gar insbesondere herab, und erzählt die Verbesserung eines Weinberges durch eine kieſichte Erde; daß aber das Eisen der Fruchtbarkeit entgegen sey, gesteht er, und will dieses feindselige Metall mit lebendigem Kalche ausrotten. Die schwarze und fruchtbare Sumpferde ist mit Eisen und Erdpech vermischt. Sollte es richtig seyn, daß in Engelland ein Bauer 6 bis 8 Morgen zu seiner

Nahrung nöthig habe? Hr. S. entschuldigt und billigt sogar die Weinkünste. Der Wein ist ja ein künstlicher und gebrauter Saft, sagt er. Er billigt gar sehr die langen Pachte; die Einzäunung der gemeinen Weiden; den Vorzug, den man demjenigen Gewächse giebt, das mit dem Grunde und der Luft eines Landes am besten übereinkommt, und die Aufmunterung zur Ausfuhr des Getreides.

5. Von der Handlung und dem Prachte (Luxus.) Hr. S. nennt das jetzige Jahrhundert die Zeit der Kaufleute, und ist diesem Hange nicht gewogen. Er glaubt, die Handlung dämpfe den kriegerischen Geist einer Nation (ob wohl Tyr und Engelland keine gar feige Leute hervorgebracht haben.) Er sieht leicht ein, daß die Handlung fremde Wollüste und Bequemlichkeiten, und folglich den Pracht nach sich zieht, und glaubt hier wohl ungerecht, eine handelnde und folglich dem Prachte ergebene Nation, verliere sogar die Vorzüge des Geistes und Witzes, ob er sich wohl gezwungen sieht, Engelland auszunehmen. Selbst die Entvölkerung schreibt er der Handlung zu, wobey wir anmerken müssen, daß der einmal bekannte Reichthum einer Nation unzählbare Fremde an sich lockt, und die Ehen erleichtert, weil die Handlung die Mittel zur Nahrung verschafft. Wir glauben Hr. S. gehe hier offenbar zu weit, wenn er sagt, Engelland sey minder bewohnt, als es im XV. Jahrhunderte gewesen sey. Was ist in Europa bewohnter als Holland? Der Pracht ist allerdings eine mögliche Folge,

die

die doch in Holland fast erst nach 150 Jahren wirklich auf die Handlung gefolgt hat. Was sonst Hr. S. zum Nachtheile des Prachtes sagt, nehmen wir gerne an, nur daß die Handlung ihn eben nicht in eine ganze Nation, sondern nur in den reichern Theil derselben einführt. Nichts ist wirklich sparsamer als ein Franzose überhaupt, der Holländer, Genueser und Chineser nicht zu gedenken. Es ist indessen unmöglich, wie jetzt Europa eingetheilt ist, daß eine Nation glücklich und frey seyn könne, wenn sie nicht durch die Handlung die Kräfte gewinnt, mächtigen Reichen zu widerstehen.

Der zweyte Theil behandelt: 1) les Passions. Hr. S. setzt sie auseinander, und rechnet unter die Triebe der Menschen den Ehrgeitz und die Nachahmung. Wir sehen mit Vergnügen bey Gelegenheit des Unterschiedes der Leidenschaften und ihrer Ursache, daß der Hr. Verf. sich vom Hrn. Helvetius und den neuern Philosophen entfernt, die keine andere Quellen der Leidenschaften, als das körperliche Gefühl annehmen. Hr. S. gesteht nicht einmal, daß der Eigennutz die Mutter aller Leidenschaften sey. Diese Leidenschaften sind freylich oft schädlich; doch sind sie eine Gabe Gottes, obwohl der Fall des Menschen diese Gabe verdorben hat. Er, Hr. S. hält diejenigen für die schlechtesten Menschen, die ohne Leidenschaft sind. Er betrachtet die Mittel, sie zu verbessern, und findet in unsern Schauspielen eine Hauptursache

ihrer Verschlimmerung, und des allzugrossen Hanges zu einer enthusiastischen Liebe. Er braucht auch die Leidenschaften widereinander, und weckt den Schläfrigen durch den Ehrgeiz auf. Doch setzt er am meisten Hoffnung auf die Religion, und eine darauf gegründete Sittenlehre. 2) Von der Auferziehung. Man findet hier keine, einander auf allen Seiten widersprechende Einfälle eines J. J. R. Hr. S. glaubt nicht, daß die Auferziehung allein den Unterschied der sogenannten Karaktere ausmache. Dieser Unterschied liegt tiefer im Baue der festen Theile des Körpers. Unter den Leidenschaften der Kinder ist die Langeweile eine der vornehmsten; aus dieser Quelle kann man viel Gutes, und hauptsächlich die Neugierigkeit, und aus dieser die Begierde zu lernen herleiten. Uns gefällt gar sehr, daß Hr. S. die Grausamkeit bey den Kindern ausgerottet haben will. Er rühmt den Gebrauch des Beyfalls und der Ehre, die den ganzen Geist, wie er sagt, einnimmt, und die man von der ersten Jugend auf den Kindern begierlich machen muß. Die Naturgeschichte will er ihnen frühzeitig bekannt und angenehm machen. Er ist dem Tanzen nicht gewogen; wie es im Brauche ist, so giebt es, sagt Hr. S. den jungen Leuten ein theatralisches Wesen, und einen leichtsinnigen äussern Anstand. Wegen der Seltenheit guter Hofmeister, gefällt dem Hr. S. eine öffentliche Auferziehung. Er unterscheidet die Erziehung unter einer monarchischen Regierung von der

jenigen; die in freyen Staaten sich am besten schickt: jene geht mehr aufs Angenehme und auf die Gaben; diese auf die Liebe zum Vaterlande. 3) Des Plaisirs. Die Wollust (oder die sinnliche Lust) ist wesentlich dem Eckel unterworfen, weil die Fasern nicht lange ohne Schmerzen und Ungelegenheit gespannt bleiben können. Und Hr. S. ist geneigt, sie für etwas geringes anzusehen. Er untersucht hiernächst die vermischten Arten von Vergnügungen, wie das Spatziergehen; die Jagd, ein Vergnügen der alten Gothen, dessen Vorzug hauptsächlich in der Ausfüllung der langen Stunden ist, die bey reichen und vornehmen Unbeschäftigten entstehen. Der Verfasser findet auch ein Gemische von Grausamkeit dabey. Das Tanzen scheint vornehmlich auf die Liebe sich zu gründen. Personen von einem Geschlechte werden bald aufhören zu tanzen. Das Spiel, das fast alle Geschäfte bey den gesittesten Völkern verdringt, ist etwas unbegreifliches. Hr. S. meint, es liege darunter eine Art Hochmuth verborgen, durch welchen man sich als einen Vorwurf der Aufsicht der Vorsehung ansieht. Die Musik ist wirklich ein sinnliches Vergnügen; die Schauspiele aber eines der gröbsten, dessen der Mensch ohne die Tugend fähig ist, weil es unsere Leidenschaften unschuldig erregt, und uns die Geschichte sinnlich macht. 4) Vom Negoziiren, oder der Art und Weise, wie zwischen den moralischen Personen der Staaten der Nutzen einer jeden behandelt wird. Wir

müſſen kurz ſeyn, nur finden wir Seite 399 eine gegründete Klage über die Schreibart. Wir haben von Staatsminiſtern mächtiger Kronen ſolche verwickelte und verkünſtelte Schreiben geſehen, daß ſie theils unbegreiflich, theils widerlich wurden.

Zwote Abtheilung.

LI.

J. J. Rouſſeau.

1762. (S. 673. f.)

Alles was aus des Hrn. J. Jaques Rouſſeau Feder kömmt, iſt von einem beſondern Geſchmacke, daß man es nothwendig kennen muß. Er hat ſich neulich auf die Fuſtapfen des von ihm geehrten Richardſons begeben, und einen Roman in ſechs Theilen geſchrieben, dem er den Titel gegeben hat: Julie, ou la nouvelle Heloiſe; weil es ein Frauenzimmer iſt, die von ihrem jungen, bürgerlichen, aber ſonſt artigen und geſchickten Lehrmeiſter ſich einnehmen läßt, und ſo weit, daß ſie ſchwanger zu ſeyn glaubet. Dieſe Anfänge des Werks werden manchem Leſer anſtößig ſeyn, da, zumal die beyden Verliebten und ſich vergehenden Perſonen, ſich gar viel mit ihrer Tugend wiſſen, und dasjenige, was man in Frankreich grands ſentimens heißt, den allgemeinen Text ihres Briefwechſels macht; doch widerlegt die Folge ziemlich den anſtößigen Anfang. Eine wahrhafte, und doch auf die Religion gegründete Tugend, gewinnt bey dem Frauenzimmer die Oberhand, obwohl dieſe Religion uns immer noch zu allgemein vorkömmt. Man kann indeſſen den kräftigen und emphatiſchen Ausdruck, und die Stärke der Farben nicht ungeprieſen laſſen, mit welchen Hr.

R. mahlt. Uns dünkt etwas zuviel Witz, zuviel Antitheſen und zu ſubtile Unterſcheide durch und durch zu herrſchen, und hierinn entfernt ſich Hr. R. von der Brittiſchen Einfalt. Man wird indeſſen die Beſchreibung des Wallis, einiger Gegenden am Genfer-See, der Pariſiſchen Sitten, einer Schifffahrt auf dem Genfer-See, die Beſchreibung der Weinleſe, und der Glückſeligkeit der Einwohner des Païs-de-Vaud, nicht ohne Vergnügen leſen. Am Erheben der Italiäniſchen Muſik, an der Verachtung der franzöſiſchen, und der Oper, und am Lobe der Patagonen, am Einfalle krumme Strahlen den geſtirnten Alleen zu geben, an der rühmlichen Beſchreibung ſeiner Vaterſtadt, erkennet man den Rouſſeau. Hin und wieder hat er ganze Abhandlungen über den Duell, den Selbſtmord, die innere Ordnung in einer vernünftigen Haushaltung, die natürliche Auszierung eines Luſtgartens, viele Gedanken über die Erziehung eingerükt. Sein großmüthiger Engelländer geht mit ſeiner Freygebigkeit zu weit, und wird romanenhaft. Die freywillige Annahme der Kinderpocken ſeiner Geliebten, iſt gleichfalls etwas übertrieben, aber doch noch eher in der Natur. Der Zurücktritt hingegen der fehlbaren Fräulein zur Tugend, bey Gelegenheit ihrer obwohl gezwungenen Ehe, iſt mehr in der Natur und rührend. Wir haben ſelbſt die tiefe Empfindung geſehen, die der ausgeſprochene unauflösliche Segen bey einer unwillig zur

Kirche getretenen, und nun auf ewig verbundenen Fräulein faſt noch merklicher und rührender gewirkt hat. Es iſt auch nicht nur recht und rühmlich, ſondern auch in der Natur, daß die von ihrem Geliebten getrennte zärtliche Julie ihren Troſt in der Religion ſucht, und ihrem vermeinten philoſophiſchen Liebhaber zeigt, wie übel ſie beyde auf dem Wege der Tugend von der bloſſen weltlichen Weisheit geleitet worden ſeyen. Doch ſind dieſe Briefe von einer geheyratheten Frau etwas zu oft und zu umſtändlich. Aus der Anſoniſchen Reiſe, die Hr. R. dem Liebhaber zuſchreibt, hätte er vielleicht mehr Vortheil ziehen können. Der Einfall des Ehemanns, den geweſenen Liebhaber und Verführer ſeiner Frau zu ſich ins Haus zu nehmen, iſt romanhaft, wider die Natur und die Klugheit, und eine ganz unnöthige Ausſetzung der äuſſerſten Verſuchung zweyer innig gerührten Liebhaber. Der gemiſchte Karakter dieſes vornehmen Ruſſen, und ſein Unglück unter der Laſt der troſtloſen Materialiſterey, iſt beſonder und neu; nur iſt er für einen Gottesleugner ſehr tugendhaft und ſehr liebreich. Der Gedanke über die Nutzbarkeit der geheiligten Bilder iſt nicht ſehr philoſophiſch. Es iſt wahr, ſie machen die Kirchen und den Gottesdienſt angenehm, ſie erwecken aber menſchliche Begriffe von dem oberſten Weſen. Man ſieht auch, daß Hr. R. gegen den Tod der Clariſſa hat kämpfen wollen. Aber die ſterbende Julie iſt eine

Deistin, die kein Gewissen, und kein Verderben fühlt und die Fröhlichkeit bis zur Ausschweifung treibt. Clarissa ist schon mehr eine Christin, minder witzig, und eben so getrost, ohne Uebermuth. Die Gedanken über das Gebet sind sehr unzureichend, und Hr. R. fühlt, wie die meisten Philosophen unserer Tage, das menschliche Verderben nicht. Auch die Entschuldigung der Ungläubigen ist nur alsdann gegründet, wenn es wahr wäre, daß sie alles aufrichtig gethan hätten, was erfordert ist, sich zu erleuchten. Der Ausdruck, Dieu même a voilé sa face, ist bey einem Schriftsteller mitten in der Christenheit, und den Mitteln zur Bekehrung hart, und der Heiland hat die Verhärtung der Pharisäer ihnen, und nicht Gott zugeschrieben: doch dieser grosse Namen fehlt im ganzen Buche.

Bey der neuen Ausgabe von 1763. hat Rousseau zu seinem Buche eine Vorrede geschrieben, die eine Schutzschrift seyn soll. Sie ist so künstlich eingewickelt, daß man fast weder die Einwürfe noch die Antworten erkennen kann. Doch sehen wir, daß er die Fanatisterey der Liebesbriefe und die Vergötterung der geliebten Person sinnreich entschuldigt; daß er die Fehler der Schreibart und die Sittenlehre der zwey Verliebten auf die Natur zurückwirft; daß er glaubt, er habe nützliche Lebensregeln unter einer gefallenden Dichtung verborgen; daß er erkennt, zu Paris möge sein Buch nicht so lehrreich seyn; aber in den Provinzen habe es seinen Nutzen; (wo-

bey unſer Koſmopolite keine andere Welt als Frankreich annimt) daß er den Zuſtand des Landlebens erträglich zu machen geſucht habe; daß es keine unbefleckte Tugend gebe, u. ſ. f. — —
(Gött. Anz. 1765. S. 448.)

LII.

Die göttliche Ordnung.

Von Hrn. Süßmilch. *)
1762. (S. 961. f.)

In dem zweyten Band fängt Hr. Süßmilch bey dem Nutzen kleiner Güter an, und rühmt die Ackergeſetze der Römer, die zwey bis ſieben ihrer Morgen für eine Familie genugſam ſchätzten. Alle Länder, die ſich bereichern, fehlen hierwider; England und ſelbſt Helvetien hat allzu groſſe Landgüter. Es iſt wahr, daß groſſe Güter beſſer nach einem gewiſſen Entwurfe eingerichtet werden können, und daß Sümpfe und dergleichen unfruchtbare Stellen ſich beſſer urbar machen laſſen, wenn man einen groſſen Strich Landes in ſeiner Macht hat. Aber dennoch entſteht in beyden eben benannten Ländern der groſſe Fehler daraus, den England jetzt ſchmerzlich fühlt: daß allzuviel Land zur Gräſerey gelaſſen wird, und man den Acker, der zu mühſam iſt,

*) Der Erſte Theil ward von einem andern Gelehrten beurtheilt.

faſt mit Widerwillen beybehält. Der Hauptfehler iſt aber, daß anſtatt zehen freyer ſtreitbarer Familien eine einzige für den Staat erwächſet, die ſich durch fremde und an den Staat nicht verpflichtete Taglöhner, wie in England durch die ihm nicht zugethanen Irren hilft. Es iſt auch ein Uebel, daß bey ſo groſſen Gütern die Beſitzer oder Pächter zu Gentlemen werden; da man bey kleinen Gütern Bauren behielte, die dem Staate nöthiger ſind. Die heutigen Europäer haben dieſem aus der Macht des Adels und der Geiſtlichkeit in den mittlern Zeiten entſtandenen Uebel noch mit keinem Geſetze abzuhelfen getrachtet. Die Fabriken ſieht Hr. S. in ihrer rechten Lage an. Sie bereichern ein Land geſchwinder, und bevölkern ſtark. Man könnte ausrechnen, wie viel Menſchen in einem Bergland, Graslande, Ackerlande, Weinlande leben können, und würde finden, daß ganze Meilen Bergland nicht mehr Leute nähren als eine Straſſe mit Seidenwebern. Aber Hr. S. und andere neuere haben auch den tiefliegenden Schaden dieſer einträglichen Lebensart ausgefunden. Ueberhaupt macht ſie ungeſunde, gebrechliche und zum Kriege untaugliche Bürger. Die Fabriken ſind groſſen Veränderungen unterworfen, und die Veränderungen der Mode, und ein glücklicher Nachbar kann tauſende von Fabrikanten zu Bettlern machen, oder gar in des Feindes Länder verſetzen. Eben ſo gründlich urtheilt Hr. S. von dem Schaden der Uep-

pigkeit (wie es auch die Schweden überſetzen.) Unſer Verfaſſer ſucht gewiſſe Mittel dagegen. Sie ſind wirklich ſchwer. Was er vom Uniform ſagt, haben zwar die helvetiſchen Republiken im gröſſern verſucht. Man weiß daß beſetzte Kleider, Edelſteine, theure Spitzen, fremder Wein, und mehrere Ueppigkeitswaaren daſelbſt unter einem Verbothe liegen, und allerdings ein groſſer Theil dieſer Waaren ungebraucht bleibt. Aber die Ueppigkeit hat tauſend Aeſte, in die ſie ſproſſet, wenn man einen abſchneidet: und es iſt faſt nicht möglich, ſie alle zurück zu halten. Und dennoch iſt dieſes Uebel das gröſte von allen, indem es bey einer ganzen Nation den Reichthum zum einzigen Adel, zum höchſten Gute und zum Mittel macht, ſeiner Mitbürger Verehrung zu erwerben; wogegen die arme Tugend lächerlich, und zum Pöbel wird. In Monarchien kann der Wille eines Königes, wenn er beſtändig iſt, ſehr viel ausrichten. Und andere Länder haben der Ueppigkeit bloß durch die harten Auflagen vorgebogen, wodurch der gemeine und ſelbſt der Mittelſtand wie in Frankreich, zur Sparſamkeit gezwungen wird. Ein Einfall des Montesquiou wird hiernächſt beleuchtet, daß nemlich die Welt ſeit Cäſars Zeiten unſäglich bevölkert, und die chriſtliche Religion viele Schuld daran habe, daß ſie nunmehr ſo leer an Menſchen iſt. Italien und das ganze römiſche Reich waren ſchon zu Auguſtus Zeiten entvölkert, und von der Chriſtlichen Religion iſt nur

die Ehlosigkeit der Geistlichen schädlich. Da hingegen die Treue der Ehen, und die verbotene Hurerey unfehlbar die Bevölkerung begünstigt. Die große Vernachläßigung der Kindererziehung ist ein unsägliches Uebel, und von der leichten Trennung der Ehen unabsonderlich. Der Versuch, die Einwohner der Erde zu zählen, ist freylich unmöglich; auch nicht in einem einzigen Reiche ist es noch mit einiger Zuverläßigkeit vollführt worden. Die Grösse des Landes in Meilen und Morgen thut fast nichts zur Sache. Wir glauben, Spanien und Portugal sehen zu reichlich mit 10 Millionen angesetzt, und eben so freygebig handle Hr. S. mit dem fast ohne Städte in Adelhöfe vertheilten Pohlen. Die grosse Bevölkerung entstehe von den vielen Städten. Aus der Berechnung des Elsaß muß das Breißgau ausgelassen werden, das nicht mehr unter Frankreich steht. Helvetien hat keine Million Einwohner. Man hat im Kanton Bern die Einwohner ziemlich genau gezählt; ihrer sind zwischen 3 und 400,000, und wir halten diese Republik für mehr als den dritten Theil Helvetiens; die Bergländer sind in der That fast öde und nur den Flüssen nach in den Thälern bewohnt. Das ganze Heer der Erdenbürger schätzt endlich Hr. S. auf 1080 Millionen." Hiernächst geräth er auf den Hauptsatz, daß durch und durch, ungeachtet der wenigen Ausnahmen, mehr Knaben als Mädchen gebohren werden. Wir haben das nem-

liche in Verzeichnissen gefunden, die Hr. S. nicht hat sehen können. Er zeigt sonst wieder einige Zweifler, daß auch in Ostindien, zu Batavia und auf Koromandel das nemliche Gesetz herrschet. Eben so wunderbar ist die Beständigkeit der Ordnung, nach welcher von gegebenen Altern und Jahren, das gleiche Verhältniß gegen die Ueberlebenden mit Tod abgeht. Mehr als der Drittel stirbt in den ersten zwey Jahren; vom 6. Jahre bis zum 20sten aber nur der Fünftel dieser Zahl. Ueber 90 gelangt nicht völlig der Hundertste. An den meisten Orten sterben mehr Leute in den Städten, nur ist Genf fast wie ein Dorf, und es sterben daselbst mehr Alte (vermuthlich von Fremden, die sich seit einigen Jahren in Menge daselbst niederlassen, und in Ruh absterben.) Man weiß, daß aus diesen Berechnungen die Wahrscheinlichkeit der noch zu erwartenden Jahre bestimmt werden kann, und daß darauf die Tontinen beruhen, worinne wir aber dem Hrn. V. nicht nachtreten können. Ueberhaupt leben die Weibspersonen auf gut Boerhaavisch länger; und unter diesen, zum Ruhm des eingezogenen Lebens, die Nonnen am längsten. (Die ungarischen 181- und 190 jährigen Leute sind nicht genug mit Zeugnissen unterstüzt.) Eine wichtige Abhandlung ist die, in welcher die verschiedenen Krankheiten nach ihrer Macht zu tödten betrachtet werden. Man bedient sich hierzu der Londonschen Tabellen hauptsächlich. Einige Krankheiten nehmen ab, wie die Gefahr der Niederkunft; die Kolik, die Skropheln;

andere steigen, wie die Zuckungen, Schlagflüsse. Hier bemerken wir (nebst dem Grif) daß Reumathism. und Cold nicht einerley ist: das letztere ist der Schnupfen samt dem Flußfieber, und das erstere sind die Gichtschmerzen. Diabetes ist eine allzuhäufige Absonderung des Harns, wenn man ihn schon halten kann. In Berlin ist der Schlag und die rothe Ruhr gemeiner und mörderischer. Hr. S. erklärt sich hier für Einpfropfen, und wiederlegt Hrn. de Haen, dessen Schrift er zuletzt wegen seiner Unbilligkeit nicht ohne Wiederwillen hat lesen können. In Paris wird die Einpfropfung seit einem Jahre bis zur Vermessenheit, und ohne die geringste Vorsorge getrieben, ohne daß man noch merkliche Klagen wider sie habe, da die natürlichen Pocken daselbst sehr mörderisch sind. Es ist einmal ausgemacht, daß die Gefahr der Einpfropfung bey guter Besorgung, und in einem gesunden Körper, als nichts anzusehen ist. Hr. S. läßt sich auch in die Berechnung der Städte ein; er zweifelt zwischen London und Paris, und ist fast dem leztern geneigter. Hier können wir ihm nicht beyfallen. Wir haben schon anderswo in der Anzeige einiger Englischer Werke gezeigt, wie viel zu den Londoner Gebohrnen und Absterbenden zuzusetzen sey: in Paris hingegen reibt das einzige Krankenhaus l'hotel-Dieu alle Jahr bey 5000 Menschen auf, die von allen Orten herkommen, und von denen ein grosser Theil aus Fremden besteht; und mit alledem übertreffen die

jezi-

jetzigen Jahre in London, so wie sie berechnet werden, die pariſiſchen ſehr weit, und eben a. 1764 um 5000. Darinn aber fallen wir dem Hrn. Gleicht bey, daß ſo ſehr groſſe Städte eben nicht zum Beſten eines Reichs dienen, und es glücklicher wäre, wenn es wie Holland, viele und volkreiche, aber nicht ſo ungeheure Städte hätte. Nur eine einzige Folge zu berühren: in groſſen Städten kommen die beſten und erfahrenſten Arbeiter eines Reichs zuſammen, da aber die Zufuhr theuer, und die Lebensmittel alſo im hohen Preiſe ſind, ſo werden dieſer Arbeiter Löhne zu groß, und ein Reich kann in einem Fremden Markte, gegen ein anders nicht aufkommen, deſſen Arbeiter in kleinen Städten wohnen. Die Einkünfte von England ſind ſeit Davenant's Zeiten, eines Jakobiten der zuweilen eigne Abſichten gehabt hat, in 60 Jahren allzu merklich geſtiegen, wie Codd, und andere gezeigt haben. Da die Landſteuer von 2. Millionen iſt, und zwar das Anſehen hat, als wenn ſie 20 im Hunderte wären, wegen der Aufnahme der Güter, und damals mit Unwillen bey vielen geſchehenen Berechnung der Einkünfte, aber nicht viel mehr als 10. iſt, ſo beläuft das einzige Einkommen, das vom Land erwächſet, in Engelland allein auf 20 Mill. Pfd. Sterlings, folglich doppelt ſo hoch als es Devenant geſetzt hat. Als ein Anhang folgen verſchiedene einzelne Abhandlungen. 1. Hr. Tiſſots über die Entvölkerung der Schweiz.

Dieſes Uebel iſt nur allzuwahr, und allzu empfindlich; da zumal die Bürgerrechte in Städten und Dörfern ſo ſchwer zu erhalten ſind, und deswegen der Zuwachs von Fremden, unter der mildeſten Regierung der Welt, die einzig keine Auflagen bezieht, dennoch ſehr klein iſt. 2 Beantwortung der Gründe des Hrn. v. Juſti, die er für den Vorzug der Fabriken über den Ackerbau angebracht hat.

LIII.

Ueber die Seelenkräfte.

Von A. Bonnet. *)

1763. (S. 25.)

Dieſes aus bloſſem Nachdenken erwachſene Werk iſt eine Frucht des Unglücks, und der geſchwächten Augen, die Hr. B. mit dem Vergröſſerungsglaſe zu ſehr ermüdet hatte. Da er zu ſeinen geliebten Erfahrungen ſich völlig untüchtig befand, ſo vertrieb er ſich die Zeit mit Nachdenken und mit Verſuchen über die Wirkungen ſeiner eigenen Seele, und fand in ſich ſelber ein weites Feld zu einem Theile der Naturgeſchichte, den man als den wichtigſten anſehen kann. In der Vorrede vertheidigt er ſich zum voraus wider diejenigen, die ihm eine Neigung zur Meynung der Materialiſten zuſchreiben möchten. Er iſt weit von derſelben entfernt. Die Ausdehnung, ſagt er, kann

*) Eſſai analytique ſur les facultés de l'ame. 1760.

nicht verschiedene Begriffe in einen Punkt zusammen bringen; sie kann nicht vergleichen, sie kann in kein Ich zusammen wachsen. Unser Auszug muß nun bey einem Werke, das selbst ein Auszug ist, und so wenig überflüßige Worte leidet, als die Mathematik, nicht leicht und nicht vollständig werden. Hr. B. hat von dem Abt de Condillac den Einfall geborgt, den Menschen als eine bloße Bildsäule anzusehen, die nur einen Sinn, und zwar den Geruch haben sollte, in allem übrigen ist er von diesem Abt abgegangen, weil er viel langsamer und bedächtlicher in seinem Nachdenken fortgeht. Diese Bildsäule riecht eine Rose, sie wird durch diese Empfindung verändert (modificirt), und ist selbst nunmehr ein Rosengeruch. Diese Empfindung nimmt ab, wenn man die Rose weggenommen hat, aber nicht auf einmal; sie wird schwächer; die Bildsäule, der dieser Geruch angenehm ist, fühlt ihn vermindern, und wünscht daß er nicht verminderm möchte. Hier hat man die Wurzeln von allem, die Aufmerksamkeit, den Willen, und endlich das Gedächtniß, das allerdings am Körper hängt. Nur wird keine Bildsäule ohne Seele begehren können. Man bringt der Bildsäule eine Nelke, ihr Geruch ist mit dem Geruche der Rose theils ähnlich, und theils von demselben unterschieden; er bewegt die Fasern des Sitzes der Seele im Gehirn in einer Mittelrichtung zwischen der Richtung die sie von der Rose allein behalten hat, und der Richtung die von

den riechenden Theilen der Nelke entsteht; auf diese Weise entsteht eine aus der Empfindung der Rose, und der Empfindung der Nelke, vermischte Empfindung. Unter diesen Empfindungen muß eine Verbindung seyn, weil die Erfahrung es beweiset, auch wenn sie von verschiedener Natur sind, und eine Empfindung wird durch eine andere, und neue, wieder hervorgerufen, doch ist sie in diesem Falle schwächer als wenn sie neu ist. Eine andere Art des Gedächtnisses ist die Erinnerung. Sie gehört zur Seele, die sich erinnert, daß gewisse Begriffe ihr gegenwärtig gewesen sind. Die Gewohnheit ist eine Wiederholung der Beugung einer Faser auf die nemliche Weise. Sie macht, daß diese Faser sich lieber dorthin als auf die entgegen gesetzte Seite beugen läßt. Die Personalität entsteht, wenn die Seele bey der Empfindung eines äussern Dinges sich mehrere ältere Eindrücke vorstellt, und mit allen diesen Eindrücken das nemliche wird (s'identie). Diese Personalität kann überlegt seyn (reflechie) wenn die Seele zugleich sich vorstellt, daß sie es ist, die diese Eindrücke hat. Die erstere Personalität hat bey der Bildsäule Platz, die letztere aber gehört zur Seele, und die Thiere haben sie nicht. Aus der Erinnerung einer vorigen Empfindung, und dem Vorzuge, den die Seele der erstern oder der letztern giebt, leitet Hr. B. das Vergnügen und Mißvergnügen her. Die angenehmste Empfindung ist die, die in der Faser die ge-

schwindesten, aber doch nicht allzugeschwinde Schwingungen erweckt; und der Schmerz entsteht, wenn sich die Theilchen der Fasern der Trennung nähern. Auf diesem Unterschiede der Empfindungen beruht die Thätigkeit der Seele. Doch ist zwischen der Empfindung und der That (action) keine mechanische Verbindung. Die Seele erweckt auf die erstere eine Bewegung in ihrem Leibe, doch nicht auf die Weise, wie die Körper eine Bewegung erregen. Die Aufmerksamkeit ist der erste Vorzug, den die Seele einer Empfindung vor der andern giebt. Hierdurch kann sie machen, daß der Eindruck einer Empfindung entweder schwächer, oder stärker wird. Hr. B. erklärt dieses mechanisch durch den mehrern Zufluß der Geister auf einige Fasern, dieweil andre minder Geister empfangen. Der Wille ist der Vorzug, den die Seele einer Art zu seyn, über andre Arten zu seyn giebt. Er ist die Frucht der Empfindung, aber selber, und zwar durch eine Bewegung des Körpers, thätig. Hier schränkt Hr. B. einige Sätze seines Freundes Hrn. Beaumont ein. Die Freyheit begreift nicht die Wahl zweyer Thaten, sondern die Kraft, eine That vor der andern zur Wirklichkeit zu bringen. Hr. Condillac gefällt Hrn. B. bey der Freyheit auch nicht. Sie besteht nicht darinn, auch dasjenige zu thun, was man nicht thut, sondern in der Macht dasjenige zu thun, was man wirklich thut. Es ist also eine Freyheit, worinn man dasjenige thut was uns gefällt. Gott

hat niemals unter mehrern Welten gewählt, sondern von Ewigkeit das bestmögliche eingesehn, und auch gewählt. Die Begierde entsteht, wenn eine angenehme Empfindung nach der Natur unsers Gehirnes nach und nach abnimmt. Man wünscht diese Empfindung nochmals eben so stark zu fühlen, als man sie im Anfange fühlte. Die Seele erweckt also den geschwächten Eindruck, und macht ihn stärker. Indem sie dieses thut, so wird ihre Begierde zum wirklichen Eindrucke immer grösser. Hr. B. zeigt hier, wie aus den unwillkührlichen Bewegungen und selber aus dem Kraislaufe, die Bewegung gewisser Fasern erweckt wird, die am kräftigsten vorher bewegt worden sind. Er beweiset auch, daß mehr als eine Empfindung auf einmal Platz habe, und ohne dieses keine Erinnerung seyn könnte; die Seele muß des gegenwärtigen und des vorherigen Eindrucks zugleich bewußt seyn. Hierauf unterscheidet H. B. die Empfindung von der bloßen Perception. Diese wird zu jener, wenn sie mit Lust oder Verdruß begleitet ist. Sie gehört zur Seele, und ist mit dem Bewustseyn begleitet, denn sie ist die Seele selbst, nur anders modificirt. Diese Perceptions kann die Seele, wenn sie zusammengesetzt sind, auseinander trennen, und durch ihre Aufmerksamkeit die Länge allein, oder den Geruch allein betrachten, und dieses heißt man abstrahiren. Aber es ist unter den Begriffen, die zusammen einen einzigen zusammengesetzten Begriff aus-

machen, ein natürliches Band; wenn der eine wieder hervorgebracht wird, so entstehen die andern alle auch wieder. Der Begriff ist ein Zeichen des äussern Körpers, aus welchem er entstanden ist, und es giebt auch andere willkührliche Zeichen, wie die Worte sind, die man mit einem Begriffe hat verbinden lernen. Diese Wörter sind Töne, und die Buchstaben und Schriften sind wieder Zeichen der Töne. Vermittelst dieser Zeichen kann die Seele die zusammengesetzten Begriffe noch besser sondern, und durch ihre Aufmerksamkeit entdecken was sie gemeines haben, woraus denn allgemeine Begriffe und Geschlechter entstehen. Die Begriffe, die aus dem Abstrahiren entstehen, heißt man Notionen; die keine einfachen Perceptionen sind, sondern nothwendig aus einer Arbeit der Seele entstehen müssen. Die Seele macht auch die Ichheit aus, indem sie sich ihrer selbst bewußt ist, denn der Sitz dieses Bewustseyns ist das Ich. Das Nachdenken wird durch die Seele ausgeübet, indem sie eine bewegende Kraft an die Fasern, die einem jeden sinnlichen Begriffe eigen sind, und an die Fasern anwendet, die zu den Zeichen dieser Begriffe gehören. Folglich entstehen auch die am meisten unkörperlichen Notionen doch aus den sinnlichen Begriffen. Aus Mangel der künstlichen Zeichen machen die wilden Völker wenig Abstractionen. Die Thiere können sich völlig keine allgemeinen Begriffe abstrahiren, ob sie wohl mit gewissen Tönen gewisse Begriffe verbinden lernen. Hr. B. glaubt hier, der Instinkt sey blos die

Wirkung (resultat) der äussern Dinge, auf die Maschine des Thieres. Es scheint die Aufmerksamkeit der Thiere und ihr Vergnügen zu abstrahiren, sey auf ihre Bedürfnisse eingeschränkt. Der Wille bestimmt sich in dem Menschen nicht nur auf Empfindungen hin, sondern auch auf Notionen, und hieraus entstehen die sittlichen, und einem Gesetze unterworfene Thaten. Die Thiere und Kinder urtheilen, sie machen aber keine Schlüsse (ils ne raisonnent pas), denn den Unterschied zwischen zweyen Empfindungen fühlen sie, sie haben aber keine Notionen, und machen keine abgezogenen allgemeinen Begriffe. Die Thiere haben nicht einmal eine Begierde, ihre Begriffe in Ordnung zu bringen. Wir übergehen hier den ganzen Abschnitt von den Quellen des Vergnügens, von der Schönheit und der Harmonie. Die Gemüthstriebe folgen. Die Eigenliebe ist die allgemeine Quelle derselben. Die Freyheit kömmt hier wieder zum Vorschein. Es ist eine Einschränkung bey derselben, daß zwar die Seele gewisse Begriffe vor andern hervorrufen kann, daß aber mit den geheissenen Begriffen auch andre mechanisch hervorkommen und sich als gegenwärtig darstellen, die die Seele nicht verlangt hat. Diese Verbindung, durch welche nebst dem gerufenen Begriffe auch andre erscheinen; ist mechanisch, und ein Band zwischen den Fasern selben. Hr. B. hat sich bemühet, die Art und Weise auszufinden, mit welcher die Seele die Begriffe zurück-

ruft. Er fährt fort mit dem Willen sich zu beschäftigen. Dieser ist allemal frey, denn die Seele lenket sich allemal auf die Fasern die sie bewegen will. Man kann die Freyheit zwingen, nicht aber den Willen, weil dieser blos unmerklich, und jene in den Thaten ist, und darinn besteht, daß wir thun, was wir wollen. Hr. B. wagt sich hier sehr weit hinaus. Er gesteht, daß unter gleichgültigen eine Wahl zu machen, keine Freyheit Platz habe. Die Freyheit ist die Macht seinen Willen auszuführen. Der Wille entsteht aus einem Beweggrunde, und dieser aus einer Empfindung, und diese wieder aus dem Eindrucke äusserer Dinge. Wenn wir das bestimmende zwischen zwey gleichgültig scheinenden Dingen nicht kennen, so liegt es in unserm Gehirne selber verborgen. Hr. B. kommt dann, wie andere, zu der Aufmerksamkeit zurück, die von der Seele abhängt, und die Tugend entsteht aus der öftern und stärkern Erweckung der mit den sittlichen Begriffen verbundenen Fasern, die dadurch beweglicher gemacht werden, als die Fasern, die von der Empfindung abhangen. Der reine Verstand erfindet nichts, er arbeitet nur an den Eindrücken der Sinne. Newton hat nichts erschaffen; die Umstände, in welchen er sich befunden hat, und die Staffel der Aufmerksamkeit, die ihm eigen war, haben ihn fähig gemacht, aus gewissen sinnlichen Begriffen Schlüsse zu ziehen, die andern Menschen verborgen geblieben waren. Die

Aufmerksamkeit ist die wahre Mutter des Vortreflichen im Verstande (du genie). Hierauf handelt Hr. B. von der Währung und der Folge. Er gesteht, daß wir nicht mehr als fünf Begriffe auf einmal uns deutlich vorstellen können. Da die Fasern mit einander vereinigt sind, und die Bewegung der einen, die andre erweckt, so entsteht aus der weitern Erweckung dieser vereinigten Fasern das Feuer, das man im Witze findet. Hr. B. glaubt dabey, es seyen in den fühlenden Fasern Klassen, die sich von einem Sinne leichter als von einem andern in Bewegung bringen lassen. Er kommt wieder zur Kraft der Gewohnheit. Wenn eine Reihe Fasern öfters die Bewegung einander in einer gewissen Ordnung mitgetheilt hat, so theilen sie sich einander ferner leichter in dieser Ordnung mit, weil sie so zu sagen schon auf diese Seite gebogen sind, und auf diese Weise lernt man durch öfteres Lesen Linien und Blattseiten auswendig. Hieraus entsteht auch die grosse Schwierigkeit, sich den Gewohnheiten zu widersetzen. Die Träume entstehen auch aus der von einer Reihe Fasern in die andre fortgesetzte Bewegung, die zuerst durch eine innere Bewegung veranlaßt wird. Hr. B. glaubt, die Bildsäule könne die Träume vom Wachen nicht unterscheiden. Er hat auch gefunden, daß die Fasern des Gesichts und Gehörs unter allen sinnlichen Fasern am leichtesten sich bewegen lassen. Er beschreibt dabey den Zustand eines seiner Freunde, der

Figuren von Menschen, Vögeln, Gebäuden u. d. gl. lebhaft vor sich sieht, diese innere Sicht betrügt ihn doch nicht, wie sie wohl andre Enthusiasten betrogen hat. Hr. B. glaubt nicht, daß bey der Meynung der körperlichen Natur der Seele für die Religion viel zu verlieren wäre. Er glaubt auch, es sey wahrscheinlich, daß die Thiere eine Seele haben, und es sey gar nicht gefährlich, sie unkörperlich anzunehmen. Er ist bey der Frage, wie die Seele ihre Ichheit bey der Verwandlung gewisser Thiere erhalte, der Meynung des Entwickelns, und das Gehirn des Papilions hat, nach Hrn. B. im Gehirne der Raupe gesteckt. Er glaubt ferner, die Seele könne ihre Kräfte ohne einen Leib nicht ausüben, und bringt seine Muthmassungen von dem verklärten Leibe nach der Auferstehung vor. Dieser Leib könnte den ganz kleinern Sitz der Seele zum Keime haben; in diesem Sitze können Werkzeuge verborgen liegen, die nicht auf Erden entwickelt werden können, und die Auferstehung kann durch eine Materie erregt werden, wie die Erzeugung. Im Menschen wohnt dieser Keim im Gehirne; in andern Thieren sind mehr dergleichen Keime durch den ganzen Leib zerstreut, und dahin gehören die Polypen. Hr. B. hält die Thaten der Thiere für blosse Folgen ihrer Bedürfnisse, und will keinen Zweck bey ihnen erkennen, der doch in der That beym Bau der Nester fast unmöglich zu leugnen ist. Denn sie werden vor dem Eyerlegen und

von dem Männchen in vielen Arten zugleich mit dem Weibchen gebaut. Hr. B. erzählt hier, wie seine Gewohnheit nachzudenken ihn dahin gebracht habe, daß er 25 bis 30 Seiten völlig in sein Gedächtniß einzubringen vermögs. Er endigt sein Werk mit einigen kritischen Anmerkungen über des Abts Condillac Werk, und mit andern über den Herrn von Montesquieu.

LIV.

Fontenelle. *)

1763. (S. 340.)

Dieser Mann besaß allerdings einen ausgebreiteten Witz, der sich über die Mathematik und die schönen Künste erstreckte. Sein Begriff war leicht, sein Vortrag einnehmend und reizend. Er hieß Bernard le Bouyer oder le Bouvier, ein sehr bukolischer Name, und er war ein Schwestersohn des grossen Corneille. Fontenelle mag ein Gut seyn, und sein Vater war ein Advokat bey dem Parlemente zu Rouen. Er fieng mit einer Art von Gedichten an, dazu er vermuthlich nicht Erhabenheit genug besaß, denn eine lächelnde Ironie ohne Bitterkeit, und ohne Burleske war doch die Nuance seines Witzes. Ihm mißlang also das Trauerspiel, auch sogar nachgehends

*) Mémoires pour servir à l'histoire de la Vie & des ouvrages de M. de Fontenelle par M. *Trublet* 1761.

das Lustspiel; worinn er für eine vermischte Menge Zuhörer zu philosophisch, und sein Witz zu fein war. Ihm gelang unsäglich besser, die Philosophie artig einzukleiden, und mit seinen Gesprächen über die Mehrheit der Welten und mit den Unterredungen berühmter Todten bahnte er den Weg zu seinem Ruhme, den hernach seine Auszüge und Lebensbeschreibungen aufs höchste setzten. Hr. T. gedenkt vieler wenig bekannter Schriften des Fontenelle, die zum Theil unter andern Namen erschienen sind; denn er war gefällig genug seinen Freunden mit Vorreden, Reden, Preißschriften, und sogar mit Lustspielen auszuhelfen, worunter hier der Komet analysirt wird; doch gab man ihm Schuld, er liebte nicht. Man sagt hier aber, er habe in Werken mehr als in Worten gedient, aber sich in der That nie so weit eingelassen, daß ihm die Freundschaft zur Beschwerde geworden. Er hatte dabey die gröste Geduld wider seine Gegner und Mißgünstige, und antwortete niemals. Ungeachtet des streitbaren P. Baltus liebte er die Jesuiten, und haßte die Jansenisten, worinn er ziemlich den heutigen Philosophen vorgieng. Er war scharf eine Handschrift zu beurtheilen, und tadelte hingegen niemals, was schon gedruckt war. Er verstund kein Englisch, nicht ohne sein Bedauren, und die Herrschaft der Newtonischen Entdeckungen war ihm beschwerlich, weil er gerne hätte ein Cartesianer bleiben wollen. Die Briefe des Chev. d'Her-

sind nur zu sehr von seiner Feder (denn so angenehm sie sind, so übertrieben ist öfters der Witz und der Scherz, und so fehlerhaft die Sittenlehre). Voltaire kommt hier oft vor, und T. vertheidigt mit aller Höflichkeit seinen Freund, den Voltaire nicht genug bewundert. Man vernimmt hier, daß er und F. zuweilen ungekrönte Preißschriften eingegeben haben. Lächerlich ists, daß F. eine nach Engelland reisende Tänzerin eben an den ehrlichen Locke empfohlen, und fast eben so lächerlich, daß der ernsthafte Philosoph sich diese entbehrliche Künstlerinn gar angelegen hat seyn lassen. Er schrieb, sagt man, ohne etwas zu ändern oder auszulöschen. Er war ausnehmend kaltsinnig über die gemeinen Zufälle des Lebens, wovon hier einige Beyspiele erzählt werden, und gegen die höchsten Häupter des Reichs sprach er sehr frey. Durfte er doch den Regenten fragen, ob er auch hoffe sich aus dem Gewirre zu wickeln, worein Law ihn verleitet hatte. Racine war nicht sein Freund, auch wird dessen eben nicht rühmlich gedacht, und wir finden diesen Dichter bey aller seiner Frömmigkeit sehr beissend und satyrisch. F. war sparsam aber gutthätig. Zwey Gaben, die sich oft verbinden, so wie der Pracht und bon ton das Herz nothwendig verhärten. Einige kleine Schreiben des Kard. Fleury sind von einer ungemeinen Kürze und Schönheit. Er lebte fast bis 100 Jahre, und hatte vor seinem Tode einige Zuckungen und Ohnmachten, verlohr auch das Gehör, und zum Theil das Gesicht. —

LV.

J. J. Rouſſeau.

1763. (S. 925.)

Unter dieſem ſonderbaren Titel: Jean Jacques Rouſſeau citoyen de Genéve à Chriſtophle de Beaumont Archevequo de Paris, haben wir ein klein Octavbändchen von 134 S. bey Rey gedruckt, erhalten. Rouſſeau lebt jetzt zu Motier im Thale Travers. Er hat neulich ſein Bürgerrecht zu Genf in einem Schreiben der Republik aufgeſagt, hier führt er den Titel noch, und beantwortet des Erzbiſchoffs wider ihn ergangenen Hirtenbrief. Er iſt des Leſens werth, wenn man auch nur ſehen will, wie eine abſcheuliche Sache mit dem ſtärkſten Witze verfochten werden kann. Gleich Anfangs beſchreibt er ſich ſelbſt als einen ſogenannten Miſanthrope, der einzig die Wahrheit ſucht. Le Sot public, ſagt er ohne alle Ehrfurcht gegen ſeinen Richter, hat ihn ohne Urſache geliebt und gehaßt. Er hat niemand beleidigt, (mit Namen neulich, denn ſonſt hat er die ganze Zahl der Geiſtlichen für Heuchler und Ungläubige, und alle Schriftſteller theils für Kinder, theils für Windmacher, ohne Ausnahme, ausgerufen; wobey wir bitten, daß man uns dieſen niedrigen, aber verſtändlichen Ausdruck zu gute halte.) Er glaubt dabey ſo viel mit ſeinem Emile verdient zu haben, daß man ihm Bildſäulen

aufrichten sollte, S. 127. und S. 56 hält er seine Rede des Savoyischen Vicaire für die beste Schrift dieses Jahrhunderts. Dieses übertrift den Præceptorem generis humani noch um ein grosses. Er glaubt sehr viel gegen die Religion gethan zu haben, weil er Zweifel wider sie vorgebracht hat, die er für unbeantwortlich ansieht. Er beharret darauf, ein Christ, ein recht guter Christ zu seyn, ob er wohl die Wunderwerke leugnet, die Jesus als Zeugniß seiner göttlichen Sendung angeführt hat; die Erlösung für wie null ansieht, S. 21 und endlich den höchstverwerflichen Gedanken äussert, man müsse den Urhebern der Religionen (Moses, Jesu und Mahomet) zu gute halten, wenn sie durch eine enthusiastische Liebe zur Tugend schwindlich und fanatisch geworden sind, denn so viel sagt der Verstand seiner eingewickelten Worte S. 84 und 85. Sonst besteht sein Christenthum darinn, daß er einen Schöpfer, eine unkörperliche Seele, und ein anderes Leben glaubt, auch die weisen Lehren Jesu bewundert, aber an den Sohn glauben, davon ist die Rede nicht. Er fordert auch diesen Glaubensartikel von den Anhängern seiner neuen, aus den eben benannten grossen Häuptern von Sekten zusammen getragenen Religion nicht. Man sieht sonst daß ein Prediger, wider den Rath ganzer Kirchen, ihn als einen Christen angenommen hat. Was will er doch sagen, S. 75, wenn er zu reden und zu schreiben verbietet. Und warum schreibt er denn selbst?

Ist

Ist er nicht Swists Dickbäuchicher, der in einer Menge Volks über den Raum klagt, den die andern einnehmen. Es ist S. 97 ungerecht, wenn er sagt, der Verfasser der vertheidigten Bluthochzeit sey ungestraft geblieben. Er ist des Landes verwiesen worden. Abscheulich ist auch wider die Offenbarung die Vergleichung mit den Vampiren, die eben auch mit allerley Zeugnissen bestätigt seyn sollen. Wie unbillig vergleicht er hier eine Handvoll ungeschickter Ungarischer Richter, die einen Theil der Wahrheit für sich haben, mit der Geschichte Jesu, die ihre Wurzeln in den alten Prophezeyungen, ihren Beweis in den niemals geläugneten Wunderwerken, und ihre Zeugen in einer Menge tugendhafter Märtyrer hat, die alle für dasjenige, was sie gesehen, ihr Leben tausenderley Leiden, und endlich dem schmerzhaftesten Tode hingegeben haben. Wie zänkisch (Chicaneus) ist der Unterschied? Zweifel aufwerfen, die keine Vernunft auflösen könne, S. 108, sey nicht läugnen. Und was kann denn ein Ungläubiger thun, als solche Schwierigkeiten aufwerfen? würde ohne dieselben sein blosses Läugnen einigen Eindruck machen? Allerley besondere Einfälle sind hin und wider zerstreut: wie die Vertheidigung der Jesuiten; und die Anmerkung, der erste König, den Frankreich gehabt habe, sey nicht von Priestern erzogen worden. Vermuthlich ists Heinrich der IV. Hat er aber nicht protestantische Geistliche zu Lehrern gehabt? Eine andere Stelle sagt: Frankreich habe

allein in Europa (dieſes Europa iſt das proteſtantiſche) keine Lehrer im Naturrechte. Sonſt giebt dem Hrn. R. die beſondere Sache der Römiſchen Kirche viele Vortheile wider ſeinen Gegner.

Auch ſind ganz neulich herausgekommen: Lettres ſur le Chriſtianisme de J. J. Rouſſeau; addreſſées à Mr. J. L. par Mr. Jacob Vernes, (Hr. Vernes iſt ein Prediger im Genfiſchen.) Er hat übernommen, mit einer faſt unnachahmlichen Gedult und Höflichkeit, des berüchtigten Rouſſeau (denn ſo kann er nach den von ſo vielen Tribunalien wider ihn ergangenen Urtheilen wohl heiſſen), ſpöttliche Anmaſſung des chriſtlichen Namens zu beleuchten. Mehrentheils iſt nichts weiter nothig, als den Mann ſich ſelber entgegen zu ſetzen. Rouſſeau findet Jeſu Lehren und Leben göttlich, und der nemliche Jeſus hat ſich auf Wunderwerke berufen, die niemals geſchehen ſind, und nicht haben geſchehen können; der nemliche Jeſus, denn was hilft es die abſcheulichſten Reden zu verheelen, die man in ſo vielen Sprachen begierig lieſet, hat ſich einer Begeiſterung von oben gerühmt, die blos die Folge einer allzugroſſen enthuſiaſtiſchen Liebe zur Tugend war. Eine Liebe zur Tugend, die Gott mit Unwahrheit zum Zeugen anrufen lehret! Kurz, Rouſſeau iſt offenbar ein Deiſte, der eine Offenbarung nur nicht für möglich anſieht, und doch bey der deutlichſten Ableugnung derſelben, und bey ſeinen läſterlichen Gedanken über den Stifter der

christlichen Religion, dennoch ein Christ heissen will. Er spielt dabey bloß mit dem Wort Offenbarung, wodurch er bald die wirklich von Gott in besondern Fällen gethane Bekanntmachung seines Willens, und dann wieder die Schlüsse der Vernunft versteht, die dieselbe im Buche der Natur lernt. Es ist dem Hrn. V. leicht zu zeigen, wie schwach des Hrn. R. Gründe wider die Wunder sind; wie bey seltenen Erscheinungen ein Zeuge, der gesehen hat, tausendmal mehr beweißt, als tausende die nicht gesehen haben, weil sie nicht bey dem seltenen Fall der Wunder gegenwärtig gewesen sind: wie nöthig diese Wunder zur Ueberzeugung der Juden gewesen sind; wie deutlich, wie ohne Ausnahme, diese Wunder von den Juden und den Heyden als wahr erkannt, und blos andern unvernünftigen, Ursachen zugeschrieben worden sind; wie leicht es den Anwesenden war, die Wahrheit dieser Wunder zu wissen; und wie richtig die Zeugen ein Wunder beweisen können, da es ja ein Vorwurf der Sinne ist; wie unmöglich es war, daß die Apostel dabey betrogen werden konnten: wie dieselbe sogar keine Gründe hatten, betrügen zu wollen; wie schwach bey dem ietzigen Lichte der Einwurf ist, man könne den Uebersetzungen nicht trauen; wie unweise bey einer so wichtigen Materie des Rousseau Entschluß ist, sich nicht darüber zu kümmern; wie dünne der Schleyer ist, den er über seine Ableugnung der Religion wirft, indem er ein ehrerbietiges Still-

ſchweigen vorwendet, nachdem er geſagt hat: eben dieſe Religion enthalte unvernünftige und unmögliche Dinge; wie R. ein Chriſt heiſſen, und doch Gott ins Angeſicht ſagen will, er wolle nicht beten, da des Heilandes ganzes Leben im Gebete beſtanden iſt; (und wie des R. Gründe wider das Gebet, das den Zuſtand der Dinge ändern will, eben ſo weiſe iſt, als wenn er das Pflügen verbieten wollte, das eben auch den Zuſammenhang der Dinge ſtört:) wie unbillig er dem Chriſtenthume vorwirft, es ſey dem geſelligen Leben zuwider: (Er R. der Häſſer dieſes geſelligen Lebens, der es als widernatürlich anſieht.) Wie fehlerlos und vollkommen heilig endlich das Leben des Heilandes geweſen iſt. In einem Geſpräche zwiſchen einem Chineſen, der gerne das Chriſtenthum annehmen wolte, und einem Chriſten wie Rouſſeau iſt, werden dieſe Gründe zuſammengebracht, und R. re ſcheint dabey in ſeinen wahren Gedanken. S. 1132 f.

LVI.

Jean Calas.

1763. (S. 853.)

Die Trauergeſchichte hat ſich zu Toulouſe im Anfange des vorigen, und Ende des 1761 Jahres begeben. Ein proteſtantiſcher Kaufmann, Johann Calas, lebte ruhig mit ſeinen ſchon erwachſenen Kindern. Der älteſte Sohn war ein Spieler und Müſſiggänger; er hatte

seinem Vater anvertrautes Geld entwendet und verspielt. Seine heftige Gemüthsart ließ ihm keine Macht über seine Affekten. Den 13. Octobr. 1761, dieweil seine Eltern und Geschwistr mit einigen Freunden zu Nacht essen, erhieng er sich aus Mißmuth im Kontoir. Nach einem langen Abendsitz kam man ins Kontoir, und fand das traurige Schauspiel. Der erschrockene Vater that allerley, die Leiche wieder aufzuwecken, ließ einen Wundarzt holen, und bezeugte, samt der ganzen Familie, seine Bestürzung. Ganz ungefehr und ohne sichtbaren Grund entstund ein Gerücht, der jüngere Calas habe den katholischen Glauben annehmen, und eben den folgenden Tag die Ketzerey abschwören wollen, der Vater habe ihn wegen dieses Abtritts vom protestantischen Glauben eigenhändig erwürgt. Die Sägen und Hörensagen schienen, wiewohl ein sehr kleines, dennoch einiges Gewicht der Nachrede zu geben; man zog das ganze Hausgesinde ein, und erhielt von der Geistlichkeit ein sogenanntes Monitorium, worinn allen denjenigen die etwas zur Bestärkung der Klage hatten, befohlen war, bey den Gerichten zu erscheinen. Es gieng endlich so weit, daß in der ersten und zweyten Instanz der Vater, Johann Calas, gerädert zu werden verurtheilt, auch das Urtheil an ihm vollzogen wurde, dazu ein unglückliches Fest etwas beytrug, an welchem man zu Toulouse die vor 200 Jahren geschehene Ermordung einiger Protestanten jährlich

feyerk. Kaum war der Vater unschuldig und unerschrocken gestorben, so giengen den Richtern die Augen auf. Sie setzten mit einem unbegreiflichen Widerspruche das ganze Hausgesinde in Freyheit, so daß nach ihrem eigenen Urtheil der Vater, der doch allen Aussagen nach, den ganzen Abend über seine Kinder und den unverdächtigen Fremden nicht verlassen hatte, müßte allein einen starken und rüstigen Sohn erdrosselt haben. Doch vergaß die herrschende Kirche ihre Grundsätze nicht; der eine Sohn, Pierre, wurde zum Abschwören mit Drohung gezwungen, zwey Töchter steckte man ins Kloster, und nur die Mutter blieb frey. Diese grausame Geschichte machte nun alle Protestanten rege, sowohl in Frankreich als zu Genf, wo man mit öffentlichen Urkunden die häßliche Nachrede widerlegte, daß die reformirte Lehre, und zumal Calvin in seinen Institutionen, erlaubte einen Reformirten, der abfallen wollte, hinzurichten. Voltaire, der zu Ferney nahe bey Genf wohnt, fieng dabey Feuer, und gab sich ungemein Mühe, die nöthige Schriften der unterdrückten Unschuld herbey zu bringen, welches sehr schwer war, da man nunmehr zu Toulouse den Fehler empfand, und gerne unterdrückt hätte. Doch gewann er so viel Licht, daß man nothwendig die häufigen Fehler in der Prozedur, und die Nichtigkeit der ganzen Anklage, erkennen mußte, als wohin die zwey ersten von uns angezeigten, und von Pariſischen Advokaten verfertigten Schriften schlies-

sen. Es fand sich, daß der Vater ein gelinder und schwacher Mann gewesen, der den Abfall des andern Sohnes nie geahndet, und daß der Selbstmörder keine auch nicht die allergeringste Neigung zur katholischen Lehre gegeben hätte; daß kein Geistlicher in Toulouse auftreten konnte, mit dem er sollte gesprochen haben; daß der Vater und die ganze Familie ruhig gegessen und geschwatzt, dieweil das Unglück vorgegangen, und daß alle Aussagen nur Hörensagen, und Wiederholungen von Hörensagen, ohne einen einzigen ächten Zeugen waren. Auch warf sich nunmehr die Witwe dem Könige zu Füssen; der oberste Rath hat den Bericht von Toulouse eingefordert, und man ist in grosser Erwartung eines Urtheils, in welchem die Blutgierigkeit ungeschickter Richter eingeschränkt werden wird. Besonders ist aus diesen Schriften zu ersehen, daß in Frankreich die Todesurtheile nicht an den König geschickt werden. Die ziemlich dreiste Schutzschrift des Doyat Calas, und die Vergleichung der Geschichte der Canning und des Jean Calas, scheinen von Voltaires Hand zu seyn. In der letztern sind viele Fehler. Es ist nie bewiesen, daß die Canning eines Kindes sich entlediget habe. Krisp Gaskoign, ein Aldermann von London, hat sich der angeklagten Zigeunerin angenommen, und die junge Canning wurde nach Amerika transportiert, weil sie in einigen Umständen sich wiedersprochen hatte, obwohl die Richter dabey sie der Gnade des Königs

empfohlen, und den Meineid nicht für boshaft hielten. Dennoch ist in so weit zwischen beyden Fällen eine Aehnlichkeit, daß die Zigeunerin in grosser Gefahr gestanden ist, gehangen zu werden. Kurz, die Erzählung ist poetisch, und der Grund dazu wahr.

LVII.

D'Aguesseau.

Heinrich Franz D'Aguesseau, Kanzler von Frankreich, der gelehrte, zu Zeiten verwiesene und dann wiedererhobene Minister (72. Z. 354.) scheint überhaupt ein ernsthafter, ordentlicher, arbeitsamer gelehrter und der Kirche zugethaner Mann gewesen zu seyn. Insbesondere schreibt man ihm viele gute Gesetze und Verordnungen zu, und irgendwo sagt einer seiner Lobredner gerade heraus, das Friederichsche (Preußische) Gesetzbuch sey nach D'Aguesseaus Gerichtsprocesse eingerichtet. Ist es aber wirklich wahr, daß die Rechtsstreite in Frankreich so sehr verkürzt worden sind? — Alles was wir von ihm lesen, ist schön geschrieben, und bis in seine kleinsten Glieder ausgemahlt; nur ist eine gewisse Manier darinn, die man gar bald fühlt: unzählige Antitheſen, und eine gewisse fast immer ähnliche Abründung der Perioden, bildet diese Manier. Man bemerkt in seinen Reden durch und durch eine grosse Achtung für die Gerechtigkeit und ihre Diener, und einen Trieb für die Tu-

gend, welche auch den Monarchen geziemt. Auch scheint dem Hrn. D'Agueſſeau nichts gröſſers in der Welt als ein guter (rechtſchaffener) Advokate. (1763. S. 1052. f.)

D'Agueſſeau war nicht ein bloſſer Staatsmann oder Magiſtrat; er liebte die ſchönen Wiſſenſchaften, und war darinn ſelbſt bewandert. Auch die morgenländiſchen Sprachen waren ihm nicht fremde. Obgleich D'Agueſſeau ganz für die Religion war, ſo räth er doch ſeinem Sohn an über dieſelbe nicht zu ſtreiten, und ihre Gegner blos durch Stillſchweigen zu erniedrigen. Er ſcheute ſich auch nicht ihm den Grotius und Abbadie zu empfehlen, ob er gleich des Erſtern Behauptung von der Abhängigkeit der geiſtlichen Macht von der Weltlichen gar ſehr mißbilligte. Der beſte Rath an deſſen Sohn war die heil. Schrift fleißig zu leſen. Es iſt faſt lächerlich, daß der gute Malebranche, da er bey dem noch jungen D'Agueſſeau den Thucydides antraf, darüber alle Gunſt gegen ihn hat fallen laſſen. Malebranche meinte, man müſſe nichts wiſſen, als die Metaphyſik. Aber D'Agueſſeau denkt ganz anders, und findet in der Geſchichte die Kenntniß der Menſchen. — — Der Herr Kanzler geſtehet doch, daß in ihrem Urſprunge alle Monarchien in Europa gemäßigt geweſen ſind, und noch jetzt viele Spuren der alten Freyheit beybehalten haben. (64. S. 254.) Seine Gedanken über das Natur- und Völkerrecht, ſind voll Frömmigkeit

und Menschenliebe. Er gründet sein Recht der Natur auf Gottes allgemeines Recht über seine Geschöpfe, und auf seinen höchsten Willen, daß sie einander lieben sollen. Er will gar nicht die Furcht als die Quelle des gesellschaftlichen Lebens ansehen, und ist darinn in soweit begründet, da unfehlbar dieses Leben von einer Republik der Anfang ist, worinn der oberste Befehlshaber der Vater, nächst ihm die Mutter, und wo die Unterthanen ihre Kinder gewesen sind, deren aller Band die Liebe war. ꝛc.*)

Der gröste Theil der D'Aguesseauschen Werke enthalten sogenannte Plaidoyers oder rechtliche Sprüche über allerhand Fragen; zuweilen zwar ohne eine Ausführung der Gründe und Gegengründe; andremale aber mit einer überaus hellen Entwickelung der verwirrtesten Fragen. (1764. S. 984.) Hr. D'Aguesseau ist von Jahr 1691. an (damals nur 23 Jahr alt) einige Jahre der grosse Anwald des Königs gewesen, dessen Amt es erfordert, die wesentlichen Gründe beyder Theile gegen einander zu halten, und wohin das Recht sich lenkt in seinen Conclusions zu zeigen. — Herr D'Aguesseau habe auch mit Feuer geredet, das in seinen gedruckten Aufsätzen mangele. (64. 735.) — Wir sagen noch ein Bonmot von ihm nach: der dreiste La Pyronie forderte ihn auf, eine eherne Mauer zwischen der Arzney und Wundarzney aufzuführen; auf

*) 1764. S. 360.

welcher Seite soll der Kranke seyn? sagte der Kanzler. (72. B. 354.)

LVIII.

Adanson. *)

Herr Adanson war ein Schüler des Hrn. von Jussieu, er legte sich aber auch auf andre Theile der Naturgeschichte und die Astronomie mit grossem Erfolge. Er lernte Jagen und Zeichnen, und machte sich auf alle Weise zu den Reisen in fremde Länder, geschickt. Er gieng den 3. März 1749. nach Senegal ab **). Er maß die Höhe des berühmten Pico auf Tenerifhöhe, und fand sie über 12000 Schuhe; eine Höhe, die zwar den Alpen und Andes nicht gleich kömmt, aber an einem Berge der aus dem Meere selbst hervorragt, ganz beträchtlich scheinen muß. Ueberall fand Hr. A. Zeichen eines ehemaligen Brandes in den Gebürgen. — In Afrika scheint die Natur alles ins Grosse zu arbeiten, und dies ist kein Wunder, da die Triebe der Natur in ihren Wirkungen immer fortgehen. — Der überall bemerkbare Ueberfluß des Feuers zeigt sich hier auch in den feurigen Wasserhosen, deren eine dem Verfasser begegnet, und über 50 Grade Hitze gehabt haben muß. In einer

*) Gött. Zeit. 1756. S. 1429. 1757. 494. f. 1757. 876—79. 940, 1773. S. 696.

**) Voyage en Sénégal.

groſſen Hitze, da zugleich der gewaltig austrocknende Oſtwind wehete, hat Hr. Adanſon wirklich Blut geſchwizt. Eben da er nach Frankreich zurückgehen wollte, traf ihn ein heiſſer Sonnenblick ſo heftig, daß er im Augenblicke in ein hizziges Fieber verfiel, und zwar nicht, wie ſonſt wohl geſchiehet, in zwey Tagen ſtarb, dennoch aber lang kränkelte, und noch mit einer ſchlechten Geſundheit den 4. Jenner 1754. in Breſt anlangte. Seine Arbeit iſt voll beträchtlicher Wahrnehmungen und ganz neuen Nachrichten. In Abſicht der Muſcheln hat Hr. Adanſon auch ein ganz neues Werk in ſo weit geliefert, als es nicht nur die afrikaniſchen neuen Muſcheln, und nach veränderter Ordnung, ſondern auch insbeſondere, weil er allemal das Thier zugleich beſchreibt, das in der Schaale wohnet. Eine Arbeit die allerdings von den europäiſchen Muſchelliebhabern nicht hat verrichtet werden können, und auf der Stelle am noch friſchen und lebenden Thiere geſchehen muß. — Herr Adanſon zeigt, wie alle Muſchelgeſchlechter nur eine Kette ausmachen, und durch faſt unbemerkbare Unterſchiede nach und nach von einander abgehen.

In dem Journal de Rozier März 1776. iſt ein Verzeichniß von des Herrn Adanſon unglaublich groſſen Arbeiten. Zuerſt eine Handſchrift von 27 dicken Oktavbänden, unterm Titel: Méthode naturelle contenant tous les êtres, leurs qualités connues. &c. Die Naturgeſchichte des Senegals in funfzehn Bän-

den in Folio. Wiederum eine Handschrift unter dem Titel: Methode naturelle des êtres, oder die Kennzeichen, die alle körperlichen Dinge von einander unterscheiden, die Thiere, die Gewächse, und die Körper die keinen innern Bau haben. Dann ein cours d'hiſtoire naturelle über die Körper der drey Reiche. Ein Wörterbuch über die Naturgeſchichte. Vierzig tauſend Abzeichnungen von Thieren, Gewächſen oder gegrabenen Dingen. Und vier und dreyßig Tauſend Gattungen derſelben, die in Hrn. Adanſons Sammlung aufbehalten ſind. *)

LIX.

Ueber den Nationalunterricht.

Von Hrn. Car. de Chalotais. **)

1764. (S. 186.)

Die Art die Jugend zu unterrichten iſt in den dunkeln Zeiten entſtanden, da niemand als die Geiſtlichen leſen konnte; auch nachdem die Wiſſenſchaften gemeiner worden ſind, blieb die Unterweiſung dennoch den Geiſtlichen, die folglich einen künftigen General oder Magiſtrat unterrichten, und von Dingen reden mußten, von denen ſie ſelbſt keinen Begriff hatten. Kleine

(* Götting. Zeit. 1776. Zugabe 146.) In dem Maymonat des Journal de Rozier ſtehet das Zeugniß der franz. Akademie über die Arbeiten des Hrn. Adanſon.

**) Eſſai d'Educat. nationale. 1763.

äuſſere Zeichen der Andacht (S. 26.) ſind an die Stelle der Religion getreten u. ſ. f. *). Der Hr. v. C. will alſo erſtlich die Schulen Weltmännern übergeben, die den Kindern eine Auferziehung beybringen, in welcher ſie in der Welt fortleben können, da ſie in den Schulhäuſern (Colléges) eine annehmen, die ſie in der Welt nothwendig ablegen müſſen. Er will auch weniger Schulanſtalten haben. Der gemeinſte Mann lernt nur allzuviel, zu ſeinem und des Staates Schaden, Leſen und Schreiben, der blos ſeine Hände brauchen ſollte, und in den Seehäfen findet man faſt niemand mehr, der Schiffsjunge ſeyn wolle. (Wir kennen ein Land, wo die unüberlegte Erhöhung des niedrigſten Standes noch viel ſchwerere Folgen hat). Wir haben hier nicht ohne Vergnügen geleſen, daß unſer Göttingen, nebſt Leiden, hierſeits des Meeres wegen ſeiner beſſern Unterweiſung, und zumal ſeiner Leſebücher angerühmt, und dem ſonſt ſo eifrig von den Deutſchen nachgeahmten Frankreiche vorgezogen wird. Die Geſchichte, die Rouſſeau vor den Kindern verbergen will, findet Hr. v. C. dem Alter und den Begierden der Kinder am meiſten angemeſſen, (und wir glauben angemerkt zu haben, daß aus den groſſen Beyſpielen der Tugend, und zumal der Liebe des Vaterlandes, patriotiſche Geſinnungen für das ganze übrige Leben entſtanden ſind, die aus dem bloſſen Umgange mit der überhaupt klein den-

*) Der Verfaſſer zielt auf die Jeſuiterkollegien.

kenden, und Geld und Beförderungen zum Zwecke der Arbeit nehmenden Welt nicht entstanden wären). Auch mit Recht überläßt der Hr. Verfasser den Kindern einen Antheil an der Naturgeschichte, die ihrer Neugierigkeit so angemessen ist. Er glaubt sogar die Mechanik, und selbst die Geometrie seyen ihnen anzuvertrauen, weil die Menschen gerne Schöpfer sind, und sie es hier durch die Auflösung der Aufgaben einigermassen werden. Nach dem zehnten Jahre fängt unser Herr Verfasser die Sprachen an, und will, wider die eingerissene Gewohnheit seiner Nation, gerne nebst dem Lateinischen auch das Griechische beybehalten haben. Zugleich läßt er sie das Französische lernen. Den Geschmack will er mehr durch das Lesen der besten Werke als durch Regeln bilden. Anstatt der elenden Chrien will er, daß junge Leute Auszüge, Lebensbeschreibungen, wirkliche Briefe, und dergleichen brauchbare Arbeiten übernehmen sollen. Und nun bey mehrern Jahren steigen sie in der Geschichte. Mit Vergnügen finden wir, daß unser angesehene Hr. Verfasser eben die geringe Hoffnung von der Schullogik hat, die wir immer davon gehabt haben. Sie war bloß fürs Disputiren erfunden, und giebt denen, die sie wissen, im wirklichen Schliessen und Urtheilen nicht den geringsten Vorzug. Der Methaphysik und der Lehre von dem Wahrscheinlichen schreibt Hr. C. mehr Nutzen zu, und dringt auf die Sittenlehre, die ein allgemeines Gesetz für alle Nationen ausmacht,

auf welches ſie ſich alle im Nothfall berufen. Er will die Sittenlehre nicht zu ſehr von der Religion abhängend habe, und ſieht dennoch die Religion als den Grund eines glücklichen Staates an. Er wünſcht, daß der Hof bey der Ausarbeitung guter klaſſiſcher Leſebücher anfangen, und dieſelben durch Preiſe beſchleünigen, in ſeiner eigenen Druckerey aber verlegen laſſen möge.

LX.

Ueber die Duldung.

Von Voltaire.

1764. (S. 697. f.)

Tr. de la Tolerance iſt eine neue Arbeit des Hrn. v. Voltaire, wozu das wider die Familie Calas vollzogene Urtheil den Anlaß gegeben hat. Wir unterſcheiden in dieſem Werke zweyerley Abſichten des Verfaſſers. Die erſte iſt eigentlich dahin gerichtet, ſeine Landsleute zur Duldung anderer Religionsverwandten, und zumal der reformirten Franzoſen, zu gewinnen. Schon die Geſchichte des Calas zielt dahin, und der Hr. v. V. erzählt verſchiedene ſich ſelbſt widerlegende Legenden. Er zeigt den Mißbrauch der Brüderſchaften, entſchuldiget ganz deutlich die Reformation des ſechszehnden Jahrhunderts, wozu das groſſe Verderben Anlaß gegeben habe; findet der

Re-

Reformirten Grundsätze im H. Justinus, und beym Vigilantius, sagt gerade heraus, sie haben die erste Kirche vor sich, giebt den Verfolgern die Schuld der bürgerlichen Kriege, macht ein gräuliches Gemälde von dem irrländischen Mordjahre 1640, zeigt aus der Erfahrung den grossen Vortheil, den andere Staaten aus der Duldung anderer Religionen ziehen, und aus des Boulainville Etat de la France, und des Grafen d'Avaux Schreiben, die schädlichen Folgen des Widerrufs der nantischen Freyheiten. Er räth hiernächst ganz mässig, die Protestanten ohne Vorrechte, und ohne Wählbarkeit zu den Ehrenstellen anzunehmen, aber ihre Ehen doch zu rechtfertigen, und sie ihre Eltern erben zu lassen. Mit recht giebt er der Engelländer Aufführung zum Muster, die doch bey der Furcht einer römisch gesinnten Familie mehr Ursache zum Verfolgen hätten. Er greift hiernächst die sogenannte Intoleranz aus allerley Gründen an. Sie ist wider das Recht der Natur, sagt er, und erregt einen allgemeinen Krieg unter den Menschen. Kein altes Volk hat jemals diese Furie gekannt. Sokrates wurde eigentlich durch eine Faktion verurtheilt. (Hier erinnert sich B. nicht, was wider den Anaxagoras, Diagoras und andere Verläugner der Landesgötter geschehen ist.) Die Römer duldeten alle Religionen. Er kömmt wieder zu den Franzosen, und wirft ihnen das noch immer fortdaurende, mit keinen rechtlichen Formen begleitete Hinrichten der reformir-

ten Prediger vor; ſagt ihnen ins Geſicht, ſie ſeyen die einzigen Barbaren, und die Letzten, die anderer Nationen vernünftige Exempel befolgen; und verfällt auf den Königsmord, den einerſeits die Jeſuiten noch ſo neulich vertheidigt, und anderſeits St Thomas von Aquino und alle andere Gottesgelehrte eben auch empfohlen haben. Die Apoſtel, ſagt er, waren nicht allemal einig, verfolgten aber einander nicht. Die erſten fünfzehn Biſchöffe von Jeruſalem waren alle beſchnittene Juden, und wären dem auto da Fé nicht entgangen. Die Päbſte haben die Mordthaten des 24 Auguſt gebilligt. Und dennoch waren die Juden eigentlich keine Verfolger. (Aber anſtatt dieſes durch die Geſetze zu Gunſten der Fremden und der Aegyptier zu beweiſen, verfällt er auf ganz andere Reden, die zum zweyten Theile ſeines Werkes gehören.) Er fährt endlich wieder fort, zu zeigen, daß der Heiland und eine lange Reyhe von Kirchenvätern, und andere weiſe Männer die Duldung anderer Religionen gelehrt haben. Er macht eine fürchterliche Erzählung von einem Geiſtlichen, der einem Sterbenden das Unterſchreiben der fünf Propoſitionen aufdringen will, bringt einen zum Scherz erdichteten Brief an den P. le Tellier an, worinn man ihm vorſchlägt, die Ketzer und Janſeniſten auszurotten; ſucht das Gezänk über die Religion durch eine Unterredung zwiſchen den drey chriſtlichen Religionen abzumahlen, die in Gegenwart eines Mandarins vorgegangen ſeyn ſoll; verſichert, das Licht ſey in Frankreich ſo weit

durchgedrungen, daß man des Aberglaubens nicht mehr bedürfe, und nicht mehr glaube die H. Genoveva gebe oder nehme den Regen. (Es dünckt uns, doch nicht lange, daß ihr Sarg in dieser Absicht zu Paris herumgetragen worden ist.) Aus dem Gesetze, daß ausser der Kirche kein Heil sey, ists ihm schwer sich herauszuschwingen; er möchte gar zu gern den Sokrates, Titus, Epiktetus und andere weise Heiden retten. Endlich macht er ein neues Buch lächerlich, das mit dem Verfolgungsgeiste angefüllt ist, l'accord de la Religion & de l'humanité, worinn der Verfasser die strafbarsten Mordgedanken hat blicken lassen, und endigt mit seiner bezeugten Freude, daß der höchste Königl. Rath die Calasische Sache vor sich gefordert, und dem Parlamente zu Toulouse seine Rechtsgründe abgefordert hat. Bis hieher wird ein jeder der Wahrheit und Menschenliebe zugethaner Leser sich über die Lebhaftigkeit freuen, womit so wichtige Wahrheiten vorgetragen worden sind. Aber eine zweyte Absicht ist viel zu deutlich, daß wir ihrer nicht gedenken müßten. Es ist allzu handgreiflich, daß der Verfasser den christlichen Glauben, mit der Römischen Kirche gleich hält, und beyde zu untergraben sucht; und daß seine Duldung Hansens List ist, der dem Martin seinen Freybrief stahl. Wir können Barnevelts Hinrichtung übergehen, ob sie wohl mit Unrecht der Kirche zugeschrieben wird. Aber was bewegt den Hr. v. Voltaire zu beweisen, es seyen nur wenige Christen

zu Märtyrer gemacht worden? Wir geben zwar gerne zu, daß viel fabelhaftes hier erzählt wird, und daß keine Legion thebaniſch genennt worden ſeyn mag, es auch ein allzugroſſer Marſch ſcheint, aus Oberägypten nach den helvetiſchen Gebürgen Legionen zu führen, die ſchon ſelbſt an den Gränzen des Reiches zerſtreut lagen. Aber man hat offenbare Beweisthümer der Vielheit der Märtyrer ſchon im Tacitus, und in Diokletians Exſtincto nomine Chriſtianorum; und was die Geſchichte der Theodora betrifft, ſo war ſie völlig nach den Sitten der Römer. Hat V. nicht geleſen, was nach den Geſetzen der Tochter des Sejanus wiederfahren iſt? Voltaire hat auch ſeine Urſachen, warum er die Weisheit der Aegypter gering ſchätzt. Weiß er denn nicht, daß die Griechen ihre Weisheit daſelbſt geholt, daß Aegypten die Wiege der Künſte, und zumal des Feldmeſſens, und daß zuerſt daſelbſt mit groſſen Werken den Mängeln der Natur begegnet worden iſt? Weit ärger iſt, was er wider die moſaiſchen Erzählungen ſagt. Das goldene Kalb, ſagt er, konnte nicht minder als in drey Monathen fertig werden. Man kann das Gold nicht trinkbar machen. Man hat in der Wüſte keine Künſtler gehabt, Buchſtaben in Tafeln zu ſchreiben. Die Bücher Moſes ſind in ſpätern Zeiten geſchrieben worden. Midian iſt nur 8. Stunden ins Gevierte, und hat eine ſo groſſe Menge Einwohner und Vieh nicht erhalten können. Jephtha hat den Gott Chemos einiger-

massen in eine Linie mit dem wahren Gott gesetzt. Die Juden haben nebst dem Jehovah beständig Götzen angebetet. Die alte Welt hat Zauberer, in Ochsen verwandelte Menschen, Riesen und andre Dinge gehabt, wovon keine Spur mehr da ist. Ezechiel hat dem Moses widersprochen, und die göttlichen Gebothe nicht gut genannt. Ein grosser Theil der Juden hat kein künftiges Leben geglaubt, und die Unkörperlichkeit der Seele ist lange unbekannt gewesen. Wir übergehen die nicht schwere Widerlegung dieser Vorwürfe. Auch hätte V. den Zank zwischen zwey protestantischen Geistlichen weglassen können. Viele tausend Thaler sind von reformirten Händen zur Aufnahme der Dänischen Lutherischen Missionen geflossen. Die Hälfte derselben wird in Engelland bestbet, und ist also dieses Gezänke völlig ohne Grund zum Unglimpf der Protestanten erdichtet.

LXI.

J. J. Rousseau.

1764. (S. 719.)

Die Nachahmung der Schaubühne behandelte Hr. Rousseau in einer besondern Schrift, und er ist noch immer ein Gegner derselben. Sie gefällt blos durch die Nachahmung des empfindlichen Theils des Gemüthes, sagt er, wie durch den geschickten Ausdruk der Liebe, des Schmerzens und anderer weich-

lichen Gemüthsbewegungen. Dieſe Nachahmung wird anſteckend, und öfnet das Herz der Zuſchauer wiederum eben ſolchen ſchwachen und das Gemüth entnervenden Trieben. Einen geſetzten Weiſen würde, ſagt Hr. R., auf der Scene wenig rühren. Hr. R. muß Addiſons Kato nie geleſen haben. Er iſt ſonſt gewiß an eigenen Gedanken reich. Warum, ſagt er, macht der Mahler aus flachen Brettern anſcheinend runde Säulen, und warum verſucht niemand, wirklich runde Körper durch eine geſchickte Schattirung flach ſcheinend zu machen? Er bringt alle Nachahmung in drey Klaſſen. Ein Pallaſt, ſo wie ihn ein geſchickter Baumeiſter zeichnet, iſt die Nachahmung eines in Gott ſelbſt liegenden Modells. Der Pallaſt iſt eine Nachahmung dieſes Grundriſſes, und der Mahler ahmt den Pallaſt nach. Dieſe Stufen dünken uns unrichtig: der erſte Pallaſt iſt nur eine Abſtraktion, die der Baumeiſter von den vorher erfundenen, und ihm bekannten Palläſten macht, und bekannte Theile etwas anders in der Ordnung zuſammenſetzt. Ein jeder Pallaſt iſt alſo eine Nachahmung eines vorhergehenden, woran man einige Theile verändert, und von der Hütte des Adams bis zum Tempel zu St. Peter iſt immer nach und nach der vorhergehende Grundriß ſtufenweiſe um etwas verbeſſert worden. Wir verdanken dem Kenner der Muſik Rouſſeau, daß er uns verſichert, die Verhältniſſe der Schwünge ſeyen nicht die Quelle des Anmuthigen, und ſelbſt

die Quinte entſtehe nicht richtig aus dem Verhältniſſe von 2 und 3, ſondern nur aus einer Annäherung zu demſelben. Uns hat längſt befremdet, daß man der Seele einer Nachtigall zumuthen wolle, ein feines Verhältniß der Schwünge von dem um eine Einheit abweichenden Mißton durchs Zählen zu erkennen, da die Vögel nicht einmal die Anzahl ihrer Eyer und Jungen kennen, und wenn ſie nur welche finden, die andern, die ſie verlohren haben, nicht miſſen, und nicht aufſuchen.

LXII.

J. J. Rouſſeau.

1764. (S. 745. f.)

Hr. Rouſſeau hat an dem Pat. Gerdil *), Barnabite zu Turin einen Gegner gefunden, der ihm an Stärke des Schlieſſens weit überlegen iſt; nur hätten wir, aus wirklich guter Abſicht, gewünſcht es möchte weniger durch die Schreibart durchſcheinen, daß der Verfaſſer ein Geiſtlicher, und ein katholiſcher Geiſtlicher iſt. Eingenommene Gemüther machen ſich daraus gar bald eine Urſache, einer Schrift ihr Zutrauen zu entziehen, wo nach ihrem Begriffe, der Verfaſſer ſeines Standes wegen ſpricht. An Scharfſinnigkeit im Entdecken des mit Glimmer beſtreuten Falſchen,

*) Reflexions ſur l'éducat. contre les principes de J. J. Rouſſeau.

mangelt es ihm gewißlich nicht. Er prüft zuerst den Grundsatz, der Mensch werde ohne wesentliche Bosheit gebohren. Dieser bey den heutigen Philosophen so beliebte Satz, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Der Mensch wird mit Trieben gebohren, die ihm selbst alles zueignen, was seinem Willen gefällt. Hieraus entsteht nichts minder, als der Kriegsstand unter allen Menschen. Man sieht dieses Verderben sehr bald an den Kindern, die man zusammenbringt. Sie fangen mit Liebkosen an, und hören mit Keiffen und Schlagen auf. Aber vielleicht sieht dieses Rousseau für Vollkommenheiten an; denn sein Mensch ist nicht gebohren ein Bürger, folglich gesellig, gerecht und liebreich zu seyn. Diese noch niemand entfallene Grillen beleuchtet der P. Der Mensch ist niemals ohne Gesellschaft gewesen, er ist zu schwach, ohne vereinigte Kräfte dem Ungemache dieses Lebens zu widerstehen. Am nächsten kömmt dem Rousseauischen Menschen der Peruvianer, der ohne Leidenschaften blos das Sinnliche genießt, ohne es mit Mühe zu suchen, (der Patagonier kömmt dem Menschen des R. noch näher, weil er wirklich keine Obrigkeit kennt,) sie thun aber beyde seinem Philosophen wenig Ehre an. Der P. zeigt auch leicht, daß der Mensch nicht blos sinnliche Begierden hat, und daß eine innere Würde in dem Guten und Rechten ist. Ein wunderlicher Gedanke des Musikanten von Genf ists, der Mensch werde durch die Gesetze und die Gesellschaft wieder zum

Kinde. Er wird im Gegentheile durch dieselbe mächtiger, klüger, glücklicher, und entgeht dem beständigen Mangel der ersten Nothwendigkeiten zum Leben. Den Tod fürchten in der That die Thiere, und die ihnen am nächsten kommende Menschen nicht. Aber der Christ gelangt viel weiter; er stirbt mit Hoffnung. Es fehlt auch weit, daß die Gesellschaft die Menschen so böse mache. Die Werke der Liebe und Geselligkeit sind weit häufiger, als die ihnen entgegengesetzten Bosheiten; sie sind aber wegen ihrer Gemeinheit minder merklich. Der P. zeigt hiernächst, wie möglich es sey, ein Kind zum Begriff eines unkörperlichen Wesens, und zumal der Gottheit zu bringen. Er widerlegt den widersinnigen Grundsatz der Vater könne dem Kinde nichts befehlen, was nicht zu des Kindes eigenem Nutzen diene. Er beweiset daß die Kinder, blos durch die Zueignung auf sich selbst, gar wohl begreiffen, daß Lügen unrecht sey, und daß man diesen Satz, ohne im Kreise herum zu laufen, erweisen könne. Er zeigt den Nutzen der Fabeln wider den Umstürzer von Genf, der es sich zum Ruhme macht, alles zu erniedrigen was andere gerühmt haben. Daß die Kinder keine Sprachen lernen sollen, gehört auch dahin. Und dennoch hat blos die mehrere Kenntniß der todten Sprachen aus den dunkeln mittlern Zeiten die jetzigen gemacht. Es ist dem P. auch leicht, die Erlernung der Geschichte, und der Weltbeschreibung zu rechtfertigen. Er nimmt das dunkle Wesen

eines Kindes nicht für das Zeichen künftiger Grösse an. Die Vorzüge des Himmelsstrichs verwirft er. Unsere Voreltern, sagt er, hielten die Schweizer für unfähig, in einigen zum Geschmacke gehörigen Künsten groß zu werden. Aber jetzt, und er nennt sie, haben sie Dichter, die in ganz Europa bewundert werden. Der P. zeigt die Grausamkeit des Rousseau, der ein kränkliches Kind nicht erziehen will; der die reichen Müssiggänger für Spitzbuben erklärt, und dem Beleidigten erlaubet, sich mit dem Stilet zu rächen; und er sagt ihm endlich derb heraus, sein Lehrgebäude sey eine Trompete, die das ganze menschliche Geschlecht zum Aufruhr wider Gott und alle Obrigkeit zusammen riefe.

In dem gleichen Jahre ist eine scharfe Ironie wider Rousseau erschienen: Profession de foi Philosophique. Sie besteht in einem Auszuge seiner einander widersprechenden Lehrsätze, die allemal paar und paar an einander gekuppelt sind, und das wunderlichste sich entgegenziehende Gespann ausmachen. Es ist im Namen eines Franzosen geschrieben. Der Mann, der seinen Heiland für einen Enthusiasten ausgiebt; der die im Namen Gottes gethanen Wunder für widersprechend erklärt; der alle Schriftsteller, denn er nimmt niemand aus, für Kinder oder Betrüger ansieht; der von keinem Menschen gut spricht; der alle Obrigkeiten zu unrechtmässigen Bedrückern der Freyheit der Menschen macht; der endlich dem Publiko, nem-

lich dem gesittesten Theile von Europa, gerade ins Gesicht sagt, qu'il est un Sot, dieser Mann muß sich nicht wundern, wenn er Leute findet, die gegen ihn einen Theil der Freyheiten sich erlauben, die er so ungebunden sich selber giebt. Doch ist die Ironie nicht genugsam durch und durch beybehalten, und der Verfasser ist hin und wieder ins Ernstliche verfallen. (G. Z. 1764. S. 48.)

LXIII.

Ueber den Geist der Regierung. *)

1764. (S. 378.)

Die Unruhe und die Zwietracht ist von freyen Staaten schwer zu trennen, die Geschichte macht eine Ausnahme in der Republik Venedig, die aber eine wahre Monarchie ist. Das Volk ist zwar überhaupt tugendhaft, hat aber auch seine Leidenschaften, und läßt sich von Schmeichlern verführen. Eben aber durch seine Unruhen kömmt es um seine Freyheit, und giebt sich so viele Meister, als es mächtige Häupter hat. Ohnedem ist ein freyer Staat der Sitz des Neides, der Eifersucht, und der Mitbuhlerschaft. Eine Faktion fängt an, sobald als die Bürger sich allzunah verbinden. Die Quelle ist oft (in Genf zumal), eine Enthusiasterey; sie mag nun die Freyheit, oder die Religion ansehen. Die letztere ist das Band

*) Discours de M. Tronchin de Genève.

der Regierung, und die Japoneſer müſſen eben deswegen ſo grauſame Geſetze haben, weil dieſelben von der Religion nicht unterſtützt ſind. Man muß alſo die Regierung beſchützen, doch ohne Bitterkeit und Heftigkeit; ſonſt kann der Eifer wohlgemeinter Bürger zum Umſturze des Staates gereichen, wie in England zu Karl des Erſten Zeiten. Die Freyheit und Regierungsform erweckt eine eben ſo heftige Eiferſucht als die Religion, zumal bey Demokratien, die faſt bloß durch ein Wunderwerk der Unruhe ſich entziehen. Nichts kann die Demokratie erhalten als die Tugend. Auch iſt die erweiterte Erkenntniß nützlich; derſelben hat England ſeine jetzige Ruhe zu danken, (wir finden dieſe Ruhe unter dem Beſten der Fürſten eben nicht ſehr vollkommen). Und die Häupter des Staates müſſen durch ihre Liebe zu den Geſetzen, und zum gemeinen Beſten das Beyſpiel geben.

Eine Demokratie iſt doch allemal eine ſtürmiſche Regierungsform. In einer Republik muß eine negative Macht ſeyn, und ohne ſie kann keine beſtehen. Das war der Fehler zu Rom und Athen; und iſt hingegen eine der Vollkommenheiten der Brittiſchen Regierungsform, die ſich nicht geſcheuet hat, dem Könige, als der ausführenden Macht, das Negativ anzuvertrauen. (Gött. Z. 1764. S. 203.) Eine ſouveraine Bürgerſchaft würde bald wie zu Athen über tauſenderley Vorſtellungen und Sachen Berichte anhören, darüber richten und entſcheiden wollen, und

dabey theils ihren Beruf verabsäumen, theils in die hitzigsten innerlichen Unruhen gerathen. Durfte doch zu Rom nicht jedermann dem Volke etwas vortragen, und muste er einen Tribun, oder noch höhern Magistrat haben, der ihm den Zutritt erlaubte. (1764. S. 318.)

Das Beyspiel liegt vor Augen; weder die Künste, noch die Wissenschaften, noch die reinere Lehre haben in gewissen Demokratien einen Fußbreit Land gewinnen können. Ein Bürger einer dieser Länder zu seyn, wäre für einen Rousseau, der den Demokratien so günstig ist, eine genugsame Strafe. (Gött. Z. 1766. S. 60.)

LXIV.

Grundsätze der Kritik,

von H. Home. *)

(Lord Kaym.)

1765. (S. 89. f. S. 113. f.)

Hr. H. hat sich vorgenommen, die Quellen des Gefallens aus den innersten Gründen der Beschaffenheit unsers Gemüthes und unserer Empfindungen herzuleiten, und er hat auf diesem Wege viel neues gesagt, es auch mit vielen Exempeln aus englischen, römischen, französischen und italiänischen Dichtern erläutert. Er beobachtet bey seinen Beurtheilungen eine

*) Elements of Criticism. Edimb. 1762. in 3 Bänden.

Strenge, die uns zuweilen selbst etwas zu groß vorgekommen ist, und worüber insbesondere die Franzosen klagen, deren Sprache er für schwach und monotonisch, und deren beste Dichter und Schauspieler er für allzukalt ansieht, und selbst des Corneille Schilderung der Leidenschaften für eben so frostig erklärt, als wenn nicht die bewegte Person spräche, sondern ein Anwesender die Bewegungen beschriebe, die er an der bewegten Person wahrgenommen hätte. Lord K. ist sonst voll richtiger Sätze in Ansehung der Sittenlehre und der Religion. Er entdeckt in gar vielen Exempeln bey unsern Trieben die geheime Uebereinstimmung, die sie selbst bey ihrer anscheinenden Unordnung mit unserer Erhaltung und unserm Glücke haben; welche Anmerkungen dann zu den Endursachen gehören, die unsern heutigen Weisen, und nicht ohne Ursache, so sehr zuwider sind.

Wir wollen nur den ersten Band etwas genauer anzeigen. Hr. H. beschreibt richtig die Reihe der Begriffe, die vor der Seele vortreten, und worinn das Denken besteht. Die Gesetze der Verwandtschaft bestimmen, wie beym Gedächtnisse, ihre Ordnung. Er unterscheidet hiernächst die Bewegungen von den Leidenschaften. Die letztern sind mit einer Begierde begleitet, und die erstern nicht. Er unterscheidet auch unter den letztern die Leidenschaften, die unser eigenes Vergnügen einzig zum Vorwurfe haben, und jene, die gesellschaftlich sind; denn diese letztern nimmt er wi-

der die heutigen Weiſen an, die aus Stolz ſich zu Thieren machen. Das Anſchauen des Leidens eines andern würde uns bloß bewegen, uns von dieſem Anblicke zu entfernen, wenn wir nicht eine gemeinſchaftliche Liebe fühlten, die uns zwingt, bey dem Leidenden zu bleiben, und ihm auch mit unſrer Unbequemlichkeit, oder mit unſerm Schaden zu helfen. Die Leidenſchaft folgt, wie die einfachen Begriffe, dem Geſetze der Verwantſchaft, und unſre Liebe zu einem Freunde dehnt ſich auf ſeine Kinder, ja ſogar auf ſeine Sitten und angewöhnten Ausdrücke aus; der Haß breitet ſich nach den nemlichen Geſetzen aus. Uns zu rühren, müſſen aber die Vorwürfe entweder wirklich gegenwärtig ſeyn, oder wenigſtens durch das Gedächtniß, oder durch eine Beſchreibung, wie gegenwärtig gemacht werden, welches Hr. H. ideal preſence nennt. Hieraus folget ganz wohl die Urſache, warum eine Clariſſa rührt, und warum die meiſten franzöſiſchen Romane nicht rühren; warum auch die ſchäferiſchen Schilderungen der Schweizer mehr rühren, als die witzigen Reden der Fontenelliſchen Hirten. Die Umſtände der Geſchichte machen ſie gegenwärtig, und die abſtracten Anführungen allgemeiner Ausdrücke abweſend. Hr. H. unterſcheidet hiernächſt zwiſchen angenehm und fröhlich. Denn eine nemliche Empfindung kann angenehm und doch ſchmerzhaft ſeyn; das erſtere bezieht ſich auf den äuſſern Vorwurf, und das zweyte auf unſer Gefühl. Er unterſucht weitläuftig,

wie und warum entgegengesetzte Leidenschaften zugleich bey uns herrschen können, wie unser Herz den Verstand betrügt, und die Leidenschaften ihre eigenen Advokaten werden. Etwas ausser der Ordnung untersucht er das Maaß der Zeit, das zwar überhaupt von der Anzahl unserer Gedanken abhängt, aber durch Begierde und Furcht ungemein verwirrt wird, davon jene die Zeit verlängert und diese verkürzt. Er kömmt wieder zu den Ursachen der Leidenschaften und Bewegungen, und zumal zu der ansteckenden Kraft der Freude, der Traurigkeit u. s. w. Er betrachtet was Schönheit ist; das innere Schöne, und das relative Schöne, das durch eine Verknüpfung oder ein Verhältniß schön wird, wohin er vielleicht nicht völlig mit Grund die Nutzbarkeit rechnet, und glaubt, ein Gothisches Gebäude könne uns schön dünken, weil es die Feinde abzuhalten dient. Beym innern Schönen hat die Ordnung einen großen Antheil (doch sind helle Farben, echtes Blau, lebhaftes Grün, hohes Roth, auch ohne die Ordnung schön). Das Einfache, sagt Hr. H. ist schön, und der Zirkel die schönste der Figuren. Ein Mahler wird eine Ovalfigur vorziehen, und Hogart hat bekanntlich eine wechselsweise Krümmung der einfach gebogenen vorgezogen. Die Größe, sagt Hr. H. ist schön, und ein hoher Berg ist schön, weil er groß ist. Vermischt er hier nicht die Verwunderung mit dem eigentlichen Gefühle der Schönheit? Das Erhabene und Große entsteht ursprünglich aus

der

der wirklichen Größe, die eine mehrere Bewegung (Emotion) bey uns verursacht. Von der natürlichen Größe und Höhe ist die sittliche Größe und Höhe entstanden. Die Umständlichkeit in geringen Sachen ist die Feindinn des Erhabenen, und Hr. H. findet sie oft beym Homer und Virgil. Hingegen ist die Kürze eine Eigenschaft derselben; wie des sterbenden Warwiks why, then I would not fly, das Hr. H. dem berühmten Qu'il mourut weit vorzieht, und mit Recht. Denn Warwik zieht seine Ehre der so natürlichen Sehnsucht nach dem Leben vor; und hingegen zieht Horatius seinen Ruhm dem Leben seines Sohnes vor, welches eigentlich eine eigennützige Empfindung ist. Des Moses: und es ward Licht, ist in Ansehung Gottes, sagt Lord K. erhaben, aber in Ansehung des Menschen erniedrigend. Diese Vertheidigung des Hüets dünkt uns zu fein; denn hier ist vom Menschen keine Rede, der nicht einmal erschaffen war. Vom aufgedunsenen hat Hr. K. viele Beyspiels, und es ist der Fehler seiner Landsleute. Die Bewegung ist angenehmer als die Ruhe. Selbst in einer Landschaft ist ein in die Höhe steigender Rauch schön, und wird von den Mahlern nie verabsäumt. Das neue ist eine Quelle der Verwunderung, und das ganz Unerwartete setzt uns in grosse Bewegung, ist aber angenehm oder unangenehm, nachdem seine Ursache eines von beyden ist. Umständlich handelt L. K. vom Lächerlichen; bey welchem er aber das risible vom ridiculo

unterscheidet. Das Letztere ist mehr sittlich, und mit einer Verachtung begleitet, da des guten Alten die Früchte fressender Esel, und sein dabey angebrachtes Scherzwort nichts verächtliches hat, und ihn doch sich in den Tod lachen machte. Gleichheit und Widerspiel (Contraste) beschäftigt unsern Weisen hiernächst. Das Letztere dient sehr zum Erhöhen und zum Verkleinern, und Hr. H. findet das eingemischte Kleine beym Virgil und beym Homer sehr unepisch. Das Ungleichförmige und die Verschiedenheit in der Reihe unserer Gedanken ist eine neue Betrachtung. Wir haben auf dieselbe wenig Macht, wenn wir uns nicht durch die Gewohnheit verstärken, die uns hingegen eine ungemeine Fertigkeit giebt, die Kette der Begriffe in den verschiedensten Geschäften beyzubehalten, eine Kraft, die L. K. am verstorbenen Kanzler Hardwick rühmt. Dieser ganze Abschnitt ist sehr wichtig.

Der zweyte Band kömmt der Kritik immer näher. Er fängt bey dem Angemessenen und Anständigen an, (congruity and propriety) und fordert dieses Kostume der Seele von unsern Dichtern. Hier tadelt er die Emilie des Corneille, die mitten unter den Gutthaten des Fürsten ihren Liebhaber fast zwingt, sich wider ihn zu verschweren. Aber unstreitig ist der Rodogune Feilbietung ihrer Hand an denjenigen von zwey Brüdern, der seine Mutter ermorden würde, noch viel abscheulicher. Hieher gehört die Stelle des 3ten Bandes auch, wo er das not a mouse stirring rühmt,

worüber ihn Voltaire tadelt. Herr Home rühmt den niedrigen Eindruck, weil er von einem gemeinen Mann kömmt. Tout dort, & les vents & l'armée & neptune ist dem Agamemnon anständiger. Der nächste Abschnitt handelt von der Würde und Niederträchtigkeit, und dann kömmt das Lächerliche wieder. Dann der Witz, von welchem Hr. H. die Lockische Erklärung giebt, nur daß die Aehnlichkeit unerwartet seyn muß. Der falsche Witz wird mit Beyspielen verächtlich gemacht. Die Sitten und Gewohnheiten kommen hierauf, von deren letztern L. H. bemerkt, wie sie zu den strengsten Nothwendigkeiten werden können. Er nähert sich den schönen Künsten durch die äusserlichen Zeichen der Bewegungen und Leidenschaften; die Geberden kommen hier vor, und der ganze Abschnitt ist sehr lesenswürdig, da diese die eigentliche Sprache der Natur sind, die auch die Thiere verstehn, und worinn der Schöpfer es fast unmöglich gemacht hat, zu lügen. (Sie sind auch ein Beweis, daß der Mensch zur Gesellschaft gemacht ist, denn für ihn selber haben sie keinen Nutzen). Sentiments heißt L. K. die Gedanken, die durch eine Bewegung oder durch eine Leidenschaft erweckt werden. Hier ists, wo Hr. H. der Franzosen Unwillen sich zugezogen hat, indem er ihnen eine allgemeine Kälte in ihrer Abmahlung der Leidenschaften, und sogar in ihrer Aussprache zuschreibt. Bey Ueberlegung seiner Kritik haben wir gefunden, daß die Franzosen Fürsten

und Könige in ihren Tragödien reden lassen, daß diese vornehme Personen von Jugend auf lernen, ihre Leidenschaften im Zaume zu halten, und weder Zorn noch andere heftige Affekten zum Ausbruche zu lassen; daß folglich die Franzosen die Leidenschaften dieser erhabenen Menschen nur durch einen Schleyer zeigen, und daß die Gewohnheit dennoch dieselben dem Leser und dem Zuschauer eben so begreiflich macht, als wenn sie sich, wie die alten Griechen, dem Ach und Wehe überliessen. Rendez grace au seul noeud qui retient ma colere, ist ein eben so starkes Gemählde eines wohlgezogenen aber aufgebrachten Achilles, als wenn ihn Shakespear hätte toben lassen, und dieser letztere, und durchgehends die Engländer haben auf ihrer Seite durch die Figuren eben so sehr gefehlt, die sie in der höchsten Leidenschaft sich erlauben. Ein anders ists, wenn Hr. H. die Galanterie der französischen Dichter tadelt, die allerdings eine schwache Abbildung der Liebe ist. Des Raphaels vom Pope nachgeahmte Grabschrift ist nicht nur grossprecherisch, sie ist auch zu witzig. Die Sprache der Leidenschaften ist mit dem vorigen Abschnitte nahe verbunden. Hier tadelt Hr. H. mit vielen andern, des Theramenes beredtsame Erzählung einer für seinen Zuhörer so entsetzlichen Geschichte. Die Schönheit der Sprache betrachtet Hr K. sehr philosophisch. Wie hat er aber finden können, daß die Oeffnungen des Mundes in der Ordnung i, e, a, o, u fortgehe, daß oi oder ai ange-

nehmer als e oder a seye, und daß detektè (denn man sagt nicht detetè) unangenehm töne. Im folgenden Abschnitte finden wir eine sehr feine und ächte Kritik und eine Regel, wider die sehr oft angestossen wird. Die Vortheile des Versetzens kommen hiernächst. (Sie bestehen mehrentheils in der staffelweisen Erhöhung der Rede zu nähern oder kräftigern Bildern). L. K. findet viele Fehler im Bollingbrok. Sehr umständlich ist auch der Abschnitt von der Aehnlichkeit des Schalles in den Worten und der Dinge, die damit bedeutet werden. Er findet viele Schönheiten von dieser Art im Pope. Die Mechanik der Verse ist gleichfalls sehr umständlich, und die Franzosen würden dabey viel zu lernen finden. Hingegen würde Hr. H. wenn er deutsch verstünde, vieles leichter gefunden haben. Wir lernen von unserm Ohre, daß bey den zehnsilbigen Versen der Abschnitt allemal auf die vierte Silbe fallen sollte, und daß es eine Freyheit ist, wenn er auf die fünfte fällt. Was L. K. von den Reimen sagt, ist nicht ohne Grund, doch finden wir Exempel genug, wo nicht nur im Angenehmen, sondern auch im Erhabenen, die Reime keinen Uebelstand machen, und es bleibt ihnen allemal die Schönheit, die von der überwundenen Schwierigkeit entsteht. Am allerwenigsten aber finden wir auch nur die geringste Gleichheit in der Schönheit des zehnsilbigen reimlosen Verses der Engländer, und der Melodie des alten Hexameters.

Der dritte Band beſchließt dieſes merkwürdige Buch. Er geht noch tiefer in das beſondere der freyen Künſte. Von den Gleichniſſen handelt Hr. Home umſtändlich, einer Figur, die mit keiner Gemüthsbewegung nach unſerm Begriffe beſtehen kann, und überhaupt ſehr ſparſam gebraucht werden muß, und niemals anders, als vom Dichter ſelbſt mit einigem Anſtande kommen kann. Doch finden wir, aus der nemlichen Urſache, Popens Gleichniß aus dem Rape of the Lock ſchön, weil es eine ſcherzhafte Nachahmung des Engliſchen iſt. Die Figuren haben die Namen oft aus der Quelle der Leidenſchaften. Nachahmung unbeſeelter Dinge nennt unſer L. K. eine Verſifikation. Sie belebt überhaupt ein Gedicht gegen den Kunſtgriff der Alten, den zumal die Franzoſen ſehr verabſäumet haben. Die Hyperbole iſt gleichfalls die Sprache der Furcht, auch wohl des Zornes und der Liebe, und bey den Alten ſehr gemein, aber verdient, wie unſer Verfaſſer wohl lehrt, mancherley Einſchränkung. Im folgenden Exempel wird nach der Verwandtſchaft der Begriffe ein Beywort gebraucht, das nicht unmittelbar dem Vorwurfe ſelbſt zugehört, wie fröhlicher Wein; eine Figur, die gemein iſt, aber eine Mäßigung erfordert. Wir übergehen die noch ſparſamer zu gebrauchende Allegorie, und die weit natürlichere Metapher. Von dieſer letztern ſondert unſer Verfaſſer den Figurative ſenſe, der eben dahin gehört, wie der Morgen des Lebens für die

Jugend, und alle folgende Exempel, in welchen durch, und durch ein verwandter Begriff für den andern gebraucht wird, und wobey Hr. K. verschiedene Stellen recht beurtheilt, in welchen die Verwandtschaft zu weit gedehnt worden ist. Die Beschreibungen folgen hiernächst. Hier ists, wo Hr. H. mit größtem Recht Voltairens und der andern Franzosen allgemeine abstrakte Beschreibungen tadelt, da doch nur die Umstände eine Beschreibung einwirkend machen, worinn niemand den Richardson übertrifft; und auch die grossen Alten entrinnen der gerechten Kritik nicht: Unser Lord rechnet es dem Virgil zum Fehler, daß er niemals sinkt, sondern in einer prächtigen Schreibart vom Anfange des Werks bis zum Ende sich erhält. Wenn dieser Vorzug wahr wäre, wie wir ihn nicht durchgehends wahr finden, so finden wir ihn den größten, dessen ein Dichter fähig ist. Selbst der Name des Heldengedichts fordert diese Pracht, und schließt das Kalte und Gemeine aus, in welches Homer so oft versinkt, und welches bloß durchs Kostüme entschuldiget werden kann. L. K. unterscheidet im folgenden Kapitel die epische Schreibart von der dramatischen. Er wünscht, daß das letztere im epischen selber den größten Antheil haben möchte. In beyden Arten ist der Hauptzweck den Leser wie zu bereden, daß die Geschichte wahr seye, auf daß er daran theilnehmen, und die Leidenschaften fühlen möge, die die spielenden Personen leiden; deswegen verwirft der

Verfaſſer auch der franzöſiſchen Heldendichter moraliſche Perſonen, die uns alle Augenblicke erinnern, wir haben eine bloße Fabel vor uns. Bey den drey Einheiten denkt er etwas frey und brittiſch. Nur eine Fabel zu verfolgen findet er recht, aber weder die genaue Beybehaltung der Zeit noch des Ortes ſo nöthig, wenn nur das Letztere mit einem neuen Aufzug ſich verändert, und die Erſte nicht ſo ungeheuer lang iſt. Dieſe zwey Einheiten haben ihre Quelle aus Griechenland, weil daſelbſt das Chor niemals von der Schaubühne abtrat, und folglich eine ununterbrochene Zeit und einen unveränderten Platz erforderte. Gewiß iſts, daß dieſe Regeln die meiſten franzöſiſchen Schauſpiele verunſtalten. Lange Kriege haben zu plötzlichen Aufruhren gemacht werden müſſen, und Emilie verſchwört ſich wider den Auguſt in eben dem Zimmer, in welchem dieſer mit ſich ſelber ſich unterredet, und ſich ſelbſt das Urtheil ſpricht. Die beſonderſten und eigenſten Gedanken, zumal für einen Leſer, der kein Britte iſt, folgen zuletzt in der Abhandlung von den zierlichen Gärten und der Baukunſt. Beyde ſind auf die erſten Grundſätze zurück gebracht, und die Quellen des Gefallens metaphyſiſch entdeckt. Wir können aber dieſe Abhandlungen nicht weiter verfolgen.

LXV.

Oſſian.

1765. (S. 129 f.)

Fingal an Antient epic poem with other Poeſies by Oſſian ſon of Fingal translated from the Gallic language by James Macpherſon. — Wir müſſen zuerſt den Verdacht ablehnen, den wir in franzöſiſchen Monatſchriften geleſen haben, die dieſe Gedichte für eine Arbeit des Herausgebers, und folglich für unterſchoben angeben. Wir finden an hundert Orten Beweiſe, die dieſen Argwohn widerlegen, der übrigens in keinem engliſchen Journale uns vorgekommen iſt. Der Herausgeber beruft ſich auf die in Händen habende Handſchrift, die er habe herausgeben wollen. An vielen Orten ſagt er, dieſes und jenes Gedicht werde noch in Schottland zur Harfe geſungen; das eine ſey im Lyriſchen Silbenmaße aufgeſetzt, auch ſey ſeit mehr als bey Menſchenalter auf dieſe Gedichte ſehr oft angeſpielt worden. Der Ungenannte, der über dieſe Gedichte Vorleſungen gehalten hat, zeigt nicht den geringſten Verdacht, und findet dieſe Gedichte den Zeiten angemeſſen, in welchen ſie aufgeſetzt ſeyn ſollen. Wir haben ſelbſt das Koſtume eines nördlichen Landes, und eines noch in der Barbarey lebenden Volks in allem beybehalten gefunden, es müßte dann des Cuchullins mit koſtbaren Steinen gezierter

Wagen, eine sonst alte britische Erfindung, etwas zu kostbar seyn. Die Sitten und die Religion sind auch so uralt, daß er zwar unerwartet ist, im dritten Jahrhunderte ein so beträchtliches Gedicht zu finden, aber noch weit wunderbarer uns vorkäme, wenn ein heutiger Britte die Sitten der alten Welt so genau abzuschildern wüßte. Denn wir finden in diesen Gedichten eine Schreibart, die aus den biblischen Schriften, aus dem Homer, und aus den Reden der Irokesen zusammengesetzt ist, und dennoch ihr eigenes hat. Minder geschwätzig als der griechische Barde, ernsthaft und traurig wie der Irokese, voller Bilder und Gleichnisse wie die Schriftsteller des alten Testamentes, mahlt uns Ossian, uralte Menschen ohne Schriften und Wissenschaften, und ohne Künste, bloße Jäger und Krieger, die aber ein unendlich zärtliches Gefühl von der Ehre, und zum einzigen Zwecke ihrer Thaten haben, das Lob der Nachwelt zu verdienen. Das blinde Alter des Verfassers dämpft den Ton seiner Muse, und überstreuet alles mit einer gelinden Schwermuth, so wie auch fast alle Begebenheiten traurig sind. Freylich sind die Gleichnisse zu häufig, und die Schreibart etwas zu Monotonisch; aber sie ist dennoch voll Feuer, Empfindung und Leben, ohne Witz und ohne Epigramma. Die Sitten sind sonst vollkommen, und Fingal ein Muster eines großmüthigen Retters der Unterdrückten; durch und durch sind auch Ossians Helden weit freygebiger, be-

ſcheidener, und gütiger als Homers ſeine, blos durch die Stärke ſich erhebende Räuber. Das vornehmſte Gedichte beſchreibt einen Sieg des Fingals, der noch wider den Caracalla Krieg geführt hat, und das Gedicht ſoll gegen das Ende des dritten Jahrhunderts von dem nunmehro alten Sohne des Helden, dem Sänger Oſſian, der ſelbſt ein Held war, gedichtet worden ſeyn. Fingal war ein Celte, der in den weſtlichen Hochländern herrſchte, da ſchon damals die nemliche Sprache, und das nemliche Volk wohnte, das auch Irrland beſaß. Das Gedicht ſelbſt iſt kurz, und hat eine vollkommene Einheit ſogar in der Zeit, da es nur ſechs Tage dauert. Es endigt ſich durch Fingals Großmuth ſehr angenehm. Angenehm iſt es auch, wie der Held jüngern Helden die Gelegenheit gönnt, ſelbſt auch Ruhm zu verdienen, und aus der Schlacht tritt, hernach aber zu rechter Zeit wiederkömmt, und ſeine nothleidenden Freunde rettet. Die übrigen Gedichte ſind kürzer, und mehrentheils Erzählungen des Todes zweyer Verliebten. Das tadelhafteſte möchte wohl der Streit des Fingals mit dem Schutzgeiſt der Mitternacht (Loda) ſeyn, den Fingal mit ſeinem Schwerde entzweygehauen haben ſoll. Hingegen kömmt der Widerwille Gauls, die Feinde im Schlafe zu überfallen, vollkommen mit den Begriffen der Nordländer überein. Nacht und Tag wollte auch den damaligen Thronfolger Chriſtiern nicht ungewarnet überfallen, und ließ alle Trompeten

blasen, wie hier Ossian an seinen Schild stieß. Gaul hielt den tödlichen Streich seines Freundes auf, und rettete dem Lathmon das Leben, der auch diese Großmuth als ein Held erkannte.

Die Critical dissertation on the poems of Ossian son of Fingal müssen wir bey unserer Kürze übergehen. Der Ungenannte vergleicht die Schönheiten dieser Gedichte mit dem Homer, dem Virgil, den Biblischen Büchern, und auch mit andern alten nordischen Liedern, die Ossian dennoch weit übertrift.

Anmerkung.

Wir haben wegen der Gedichte des Ossians in Engelland Nachfrage gehalten, und so viel vernommen, daß über deren uraltes Herkommen kein Zweifel sey; daß in den vornehmsten Häusern in Schottland noch im Anfange dieses Jahrhunderts, Barden gehalten worden, deren Vorzug größtentheils darinn bestund die Lieder Ossians auswendig zu wissen, und daß man sie auch geschrieben aufbehalten habe. Von allem diesen hat man die vollkommenste Gewißheit und werden die erregten Zweifel über die Aechtheit dieser Gedichte, als völlig ungegründet angesehen.

LXVI.

Voltaire.

Voltaire legt der Encyclopedie ein grosses Lob bey, und sie hat nicht einmal das Verdienst der Erfindung, da sie eine blosse Erweiterung des Entwurfes des

Chambers ist. — Der Geist des alten Dichters herrscht, wie in allen seinen Schriften, so in gedoppeltem Masse in den Questions sur l'Encyclopédie, Witz, Ironie, flüchtige Gelehrsamkeit, herzhafte Bejahung ohne Beweise, und ein ewig brennender Haß gegen die Offenbarung: dünn verschleiert mit einiger Achtung für die Tugend und den allgemeinen Glauben an Gott. Ueberall sprüen Funken von dem verzehrenden Feuer dieses Skeptikers. — Er bringt tausend Einwürfe zum tausendstenmale in Wurf — die tausendmal beantwortet sind, aber für Voltaire immer unbeantwortet bleiben. Voltaire ist doch darinn unpartheyisch; so wie er die geoffenbarte Geschichte nicht glaubt, so glaubt er auch die bürgerliche nicht. Seine Regel scheint zu seyn, was unwahrscheinlich ist, das ist unwahr; und diese Unwahrscheinlichkeit mißt er nach unsern Sitten. (Gött. Z. 1771. S. 629.) — — Die Anzahl der bösen Menschen ist bey ihm geringe, und er rechnet die Summe höchstens auf eine Million. Es ist wahr, Haß, Neid, Rache, Meyneyd, Hochmuth, Hurerey, Ehebruch, Geiz, Lügen und dergleichen, sind ihm keine Laster. Seine Wage ist sehr unempfindlich; ein Mord kann sie kaum in Bewegung bringen. So sagt z. B. dieser Kasuiste: ein Mensch, der für sich selbst allein verbotene Wollüste treibt, ist ein häßlicher Mensch, aber nicht eigentlich böse. (Gött. Z. 1764. S. 1096.) — Sehr karakteristisch sind die Pieces fugitives de Mr. de Voltaire *) so in

*) Götting. gel. Zeitung. 1766. S. 14. 15.

der Reihe seiner Werke stehen. Es sind lauter Briefe, die von Circy aus, und aus den Niederlanden, an einen Freund, der des Hr. v. Voltaire Aufträge in Paris besorgt, und bey vielen M. Berger genennt wird. Diese wohl geschriebene Briefe sind unsers Erachtens eine bittre Satire wider ihren Verfasser. Es sind lauter kleine Bemühungen, seine Werke ansehnlich drucken, neu auflegen, sich selbst mahlen, zu Dutzend in Stein schneiden zu lassen: es sind auch schon Ableugnungen wirklich Voltairischer Schriften, die der V. auch seitdem für die seinige erkannt hat, und wobey er seinen Freund bittet, allenfalls zu schwören, sie seyen nicht die seinigen; es sind Nachrichten von Ehrenbezeugungen die ihm widerfahren sind, und von Beschimpfungen, die seine Feinde erduldet haben; es sind Klagen über seine Verleger; es sind Zumuthungen an Freunde und Fremde, gewisse ihnen vorgelegte Zeugnisse zu unterschreiben, und wenn sie es abschlagen, die ärgsten und härtesten Lästerungen, wie wider den Hrn. de St. Hyacinthe, dem hier der Mathanasius abgesprochen, und denen Hrn. Salengre und S. Garvezande zugeschrieben wird, von welchem letztern wir in der That nicht einen komischen Kommentar über ein höchst elendes Lied erwartet hätten. Es sind endlich die heftigsten, und uneingeschränktesten Schmähworte wider den alten Rousseau, der um Frieden bat, und den des Fontaines; es sind Vorrückungen an den letzten und an

Hrn. de S. Hyacinthe, sie haben von seinem Allmosen gelebt. ꝛc. ꝛc. — —

LXVII.

Voltaire und Nonnotte. *)

1766. (S. 771. f.)

Nonnotte hat zur Hauptabsicht, die Religion wider den eben benannten Dichter zu vertheidigen. Wie leid ist es uns aber zu finden, daß nicht das Christenthum überhaupt zu retten, sondern die Römische Kirche zu rechtfertigen, die wahre Absicht des Verfassers ist, der dabey die Bitterkeit und die Unbilligkeit eines Kontroversisten zeigt, und dem Voltaire am meisten zur Last legt, daß er weder ein Katholike, noch ein genugsam eifriger Franzose sey. Diese engherzige und eigennützige Absicht nimmt dem Guten vieles, was hier der Religion überhaupt zum besten gesagt worden ist. Wir finden ihn sonst in vielem begründet. Voltaire hat allerdings die Zahl der Märtyrer zu klein, und den Julian zu groß gemacht. Hingegen billigt unser Verfasser schon zu sehr den blutigen Eifer Karls des Grossen; er hält zur Ungebür die englischen Gesetze für schärfer, die gegen die Katholiken so milde sind, daß man ihnen einen grossen Einfluß in die Parlamentswahlen, ihre Meßhäuser, unzählbare Priester und Mis-

*) Nonnotte ein katholischer Priester, ist der Verfasser der Irrthümer des Hr. v. Voltaire.

ſtanden, und die Freyheit läßt, Proſelyten zu machen. Noch mehr verräth er den Prieſter, wenn er zu beweiſen unternimmt, das Abendmahl mit dem Kelche ſey allzeit ſeltener geweſen, als ohne den Kelch. Unhiſtoriſch will er die Eroberungen der Muſelmannen verkleinern. Von den Säulen des Herkules bis an den Ganges gieng ihr Reich, und wiederum von den Küſten von Zangebar bis in Sibirien, und ſo groß iſt das römiſche Gebiet niemals geweſen. Natrams Geſtändniß ſagt unſer Verfaſſer, kann ein jeder Gläubiger bejaen. Mit vielen Verwahrungen vielleicht, aber die Worte ſind Worte eines Reformirten. Mit Wunder ſehen wir die Kreuzzüge vertheidigen, weil ſie den Adel erniedrigt, und auch überhaupt nur zwey Millionen ſtreitbare Männer gekoſtet haben. Meleſala, wie er den Sultan von Aegypten verdorben nennt, hatte ja ſein Reich von Eltern und Voreltern geerbt, was kann man mehr thun, ein rechtmäßiger Beſitzer zu ſeyn. Den Albigenſen werden die unnatürlichſten Irrthümer vorgeworfen, und damit ihre Verfolgung gerechtfertiget. Eben ſo begegnet man den Waldenſern, und giebt dem guten Huſſen Schuld, daß ſeine Nachfolger nach ſeinem Tode ſich wieder ihre Unterdrücker mit den Waffen vertheidigt haben. Julians unglücklicher Rath, mit Amurath dem II. den Frieden zu brechen, wird gleichfalls entſchuldigt, und mit einer eiſernen Stirne die Beyſchläferinnen der Prieſter geleugnet, wider welche die Deutſche Nation ihre Klagen authentiſch angebracht

hat.

hat. Falsch ists, und wider die Akten, wenn man sagt, zu Bern und Genf haben die Katholiken keine Freyheit gehabt, in den bekannten Disputationen die Sätze ihrer Kirche zu verfechten. Die Verfolgung der Königin Maria, und die Scheiterhaufen in Smithfield, werden gleichfalls gerechtfertigt, und ihr unendlich mehrere Katholiken entgegengesetzt, die Elisabeth habe hinrichten lassen. Auch ein Einziger ist zu viel; die wenigen, die durch Urtheil und Recht unter dieser grossen Königin hingerichtet worden, waren zusammenverschworne Feinde des Staates; und die Königin von Schottland war stufenweise genugsam gewarnet worden, von ihren Bemühungen wider die Königin abzustehen, ohne daß sie jemals aufgehört hätte, in Verschwörungen gegen sie Theil zu nehmen. Die Ehen der protestantischen Geistlichen werden ihnen auf eine lächerliche Weise eben so bitter vorgerückt, als wenn es Hurereyen wären, da sie doch so offenbar Gotteswort, und die ersten Kirchenversammlungen für sich haben. Der Unbekannte führt den bekannten Verläumder Sander als einen annehmlichen Zeugen an. Daß der Pabst, oder vielmehr die päbstliche Verfassung, der Antichrist sey, haben viele, auch Katholiken geglaubt, die Protestanten aber niemals zu einem Glaubensartikel gemacht. Wir sehen mit Unwillen die Inquisition aus dem unzuverläßigen Vayrac vertheidigen, den Grausamkeiten der Spanier zu Harlem und in den Niederlanden das Wort

leben, und die pariſiſche offenbar zubereitete Mordnacht einer plötzlichen Wuth Karl des XI. zuſchreiben, da eben dieſe Wuth augenſcheinlich ſo viele tauſend Menſchen beſeelet hat. Tauſend unbewieſene Vorrückungen werden den franzöſiſchen Proteſtanten gemacht, die doch den von ihnen abgefallenen Henrich IV. allemal geliebt und beſchützt haben, da in der Kirche, zu der er übergetreten war, immer ein Mörder nach dem andern wider ihn den Dolch gezückt hat. Eben mit dem nemlichen Eifer rühmt der Ungenannte die Aufhebung des nantiſchen Edikts; darf ſchreiben: Jakob der II. habe die engliſche Kirche unverrückt beſchützt; heißt dieſen ſeine Augen an den Foltern der Elenden weidenden Fürſten gut, und giebt ſeiner Mäſſigung die Schuld ſeines Unglücks. Wir wiſſen nicht, wen wir von beyden vorziehen müſſen, ob den duldenden und etwas billigen Deiſten, oder den verfolgenden und blutgierigen Prieſter.

Nonnote betrachtet im zweyten Theile ſeiner Widerlegung, die in die Religion einſchlagenden irrigen Meinungen des Dichters. Er iſt, wie im erſten Bande, dem Dulden zuwider, und vertheidigt alle Einrichtungen der römiſchen Kirche, ſo gar auch die Klöſter, reichen Abteyen und Biſtümer, weil doch Almoſen in jenen ausgetheilt werden, dieſe aber dem Adel zur Belohnung und Unterhalt dienen; wobey er vergißt, daß eben dieſe Güter, wenn ſie des Adels Eigenthum geblieben wären, ihm unfehlbar noch beſſer

gedient hätten. Die Klage wider den Bayle S. 52. ist zum lachen; er beschuldigt ihn blos, er hätte die katholische Kirche mit Geschichten und Scheingründen zu schwärzen gesucht. War dieß des Bayle einzige und gröste Sünde? Mehr zur Sache dient, was er von verschiedenen von der Schrift abführenden Lehrsätzen des deistischen Dichters sagt; nur verfolgt er ihn zu weit, und geräth darüber selbst ins Gedränge. Dürftig ist die Entschuldigung des Pabsts Honorius. Er läugnete zwey Willen im Heilande, aber nicht den göttlichen und menschlichen Willen, sondern den guten und bösen, die im Menschen sind, und wovon der letztere in Jesu keinen Platz hatte. Wider alle Texte der Geschichte sagt er: die katholische Religion sey in Schweden, Dännemark, Engelland und Deutschland ärger verfolgt worden, als die Protestantische in Frankreich. Hierzu gehört eine eiserne Stirne; und hingegen ist es lächerlich, wenn er den Protestanten vorhält, sie haben doch keine so ehrwürdige, nehmlich aus dem hohen Adel genommene Geistliche. Freylich war Julius Cäsar ein vornehmerer Hoherpriester, als Petrus und Johannes. Wiederum ist der Verfasser der bekantesten Geschichte untreu, wenn er die Verfolgungen in Frankreich der Unternehmung von Amboise zuschreibt. Er thut was jener Wolf. War nicht lange vorher Dubourg verbrannt, Merindol und Cambrieres durch einen allgemeinen Mord ausgerottet, und die Scheiterhaufen zu Paris angezündet.

Dieſes war der erſte Theil dieſes Bändes. Der zweyte beſteht in Rückantworten auf einige Antworten des Dichters wider 32. Anklagen des Ungenannten. Uns dünkt, er habe oft mit Vortheil geantwortet, denn Voltaire iſt nicht genau in ſeinen hiſtoriſchen Sätzen, und dabey gegen ſeine Gegner ſehr ſchimpfreich. Eine unrichtig angeführte Stelle aus dem V. geſteht doch Nonnotte, und wirft die Schuld auf den Drucker. Daß die Meſſe bald nach dem Frieden der Kirche (nach Conſtantins Zeiten) geweſen ſey, was jetzt, iſt eine dreiſte Bejahung, und rabuliſtiſch, was er zur Entſchuldigung des Sündentarifs der Datarie ſagt. Wo hat er gefunden, daß Engelland minder bewohnt ſey als Frankreich? Es iſt um einen Drittel mehr. Wir haben wiederum Urſache zu bedauren, daß der Mann die gute Sache des Chriſtenthums überhaupt mit der ganz anders begründeten Sache einer zwar mächtigen, aber allzu viele Blöße gebenden Kirche vermiſcht.

LXVIII.

Laokoon.

von G. E. Leſſing.

1766. (S. 903.)

Hr. L. hat die urkundlichen Schriften der Alten in ihrer Grundſprache mit forſchenden Augen geleſen, und dadurch ein Uebergewicht über die vorigen Kunſt-

richter, und selbst über Hrn. Winkelmann erhalten; der zwar die gemahlten und geschnitzten Alterthümer vortreflich kennt, sonst aber mehr die neuern Bücher gelesen hat. Die Hauptabsicht des Hrn. Verfassers ist zu zeigen, daß die Poesie eigentlich das Fortschreitende, und die Mahlerey das zugleich Gegenwärtige abmahlt; daß diese nur in sehr wenigen Fällen einigen Begriff vom Successiven geben kann, und die Dichtkunst hingegen das Gegenwärtige nicht so vorzustellen vermögend ist, wie es nöthig wäre, sich einen Begriff von dem Ganzen zu machen; darum eben, fährt er fort, hat Homer keine Schönheit jemals nach ihren Zügen beschrieben. Hr. L. giebt für seine Meinung ein Beyspiel aus des Hrn. v. Haller Beschreibung der Kräuter; niemand kann sie, sagt er, aus diesen Gemälden erkennen, wer sie nicht vorher gesehen hat; wohl aber in einem Gemälde. Uns dünkt aber, Hr. L. verfehlt hier des Zwecks, den ein Dichter bey solchen Gemälden sich vorgesetzt hat. Er will blos einige merkwürdige Eigenschaften des Krautes bekannt machen, und dieses kann er besser als der Mahler: denn er kann die Eigenschaften ausdrücken, die inwendig liegen, die durch die übrigen Sinne erkannt, oder durch Versuche entdeckt werden, und dieses ist dem Mahler verboten. Selbst das von Hrn. L. angebrachte Beyspiel aus dem Virgil gehet eben dahin, und doch kann der Dichter selbst sichtbare Schönheiten mahlen, die einem Mahler unbekannt

bleiben. Dahin gehört der bunte Blitz vom feuchten Diamant, oder die Regenbogenfarben des Thaues, der in den glatten Blättern des Enzians ſich ſammelt; und von dieſer Art iſt die Perle, die von einer Feze an das Ohr einer jeden Schlüſſelblume beym Shakeſpear angehängt wird. Man wird ſonſt mit Vergnügen und Hochachtung die Subtilität der Anmerkungen des Hrn. L. leſen. Die Griechen hatten einen Abſcheu vor dem flammändiſchen Geſchmacke niedere Vorzüge zu ſchildern (und wir wären von eben dem Geſchmacke mit ihnen.) Den Laokoon prüft Hr. L. aufs genaueſte. Die Griechen drückten in ihren Bildſäulen nur einen gemäßigten Schmerz aus, weil ein gröſſerer den Mund verſtellt hätte. Hr. L. verweißt dem Hrn. de Chateaubrun, daß er dem Elende des Philoktetes ſeine wahre Gröſſe entzogen habe, nemlich die Einſamkeit. Er widerlegt den Cicero, der die tragiſchen Helden der Griechen gering ſchäzte, weil ſie nicht ſo unempfindlich waren, als die römiſchen Fechter. Eben wegen dieſer Heldenmäßigen Unempfindlichkeit meint Hr. L. ſchreiben die Römer ſchlechte Trauerſpiele. Des Spence Polymetis wird oft beleuchtet. Von abgezogenen Begriffen haben die Dichter ein ſehr groſſes Vorrecht vor den Mahlern, denn der Pinſel ſtellt Körper, und die Worte Abſtraktionen vor. Homer hat nichts als fortſchreitende Handlungen abgemahlt. Sehr viele ſchöne Bildſäulen ſind unter den Cäſarn ver-

fertigt, und das [illegible] bezeichnet niemals einen sehr alten Meister.

LXIX.

Theologie der Braminen.

Nach Hollwell. *)

1767. (S. 213. f.)

Herr Hollwell, ehemal. Präsident der Engländer zu Calcutta, behandelt in seinem Werke die Theologie der Braminen, so, wie sie nicht im verdorbenen Wiedam, noch in dem indischen Talmud, Antowah Bade Schasta, sondern in den ältesten Schriften, Tscharta Bade enthalten ist. Gott, sagt dieses Buch, erschuf zuerst die drey Engel, Birnah, Bistnu, (Vistnu) und Sieb (Ruttiren); er erschuf nachher auch mehrere Engel. Ein Theil davon fielen durch Stolz verführt, und wurden in die Hölle gestossen, Gott erbarmte sich aber ihrer, und gab durch Vorbitte der getreuen Engel so viel nach, daß die gefallenen Engel in menschliche Körper verbannt, eine Zeit der Reinigung und Prüfung ausstehen, durch eine Menge Verwandlungen und durch fünfzehn Welten nach und nach empor steigen, und wieder zu der Gegenwart Gottes gelangen sollten; doch so, daß hinwiederum sie zurück fallen, und in gewissen schweren Fällen, auch ohne weitere Hoffnung verdammt

*) Interesting historical events relative to Bengal.

werden sollten, wenn sie sich in ihrer Prüfungszeit nicht besserten. Diese Prüfungszeit ist in vier Weltalter eingetheilt, wovon das vierte läuft. Einige verzweifelt böse Engel hindern indessen die Bekehrung der übrigen auf alle Weise, und haben im jetzigen Alter die Oberhand. Verschiedene gute Engel, und zumal auch Bistnu, sind indessen von Zeit zu Zeit, in der Absicht ihre Brüder zu bekehren, auf die Erde gekommen, und haben ein büssendes und frommes Leben geführet, und einer davon, Brama, der Vater der Braminen, den man vom Erzengel Birma unterscheiden muß, hat das Tscharta Bade geschrieben. Die übrige Götzengeschichte der Braminen ist mehrentheils allegorisch, wie sie Hr. H. ziemlich auch wahrscheinlich erkläret. Das Verbrennen, wovon er selbst ein heldenmäßiges Beyspiel gesehen, kömmt vom freywilligen Tode des Weibes des Propheten Bramah her, das andere Weiber aus Ehrbegierde nachgeahmet haben. Es ist eigentlich nicht vorgeschrieben, geschiehet aber hauptsächlich in der Absicht, die hinterlassenen Kinder geehrt und glücklich zu machen. Hr. H. ist von dem braminischen Glauben gar sehr eingenommen, hält das geheiligte Buch für überaus alt, und versichert, bey einigen Braminen wohne noch die vollkommenste Frömmigkeit, die auf Erden übrig bleibe. Uns macht aber Hr. Anquetil scheu, der aus eigener Einsicht versichert, das Sanserit sey die alte Sprache der Perser, und die ältesten Bücher der Braminen seyen aus Persien gekommen.

LXX.

Ueber Griechenlands Wachsthum und Verfall.

Nach dem Abt Mably. *)

1767. (S. 1017. f.)

Herr Mably sieht die alten Verbindungen der Griechen, die Spiele, und die Amphiktyonen als den Grund der Glückseligkeit dieses Volkes an. Er hat zwar einen etwas zu allgemeinen Satz, wenn er sagt, es sey ein Glück für sie gewesen, daß man sie bewedet, sie haben einen gemeinschaftlichen Stammvater. Die Griechen waren aufs allerwenigste in Jonier und in Dorier geheilt, deren Sprache verschieden war, und deren Haß gegen einander, niemals recht ausgelöschen ist. Er rühmt gar sehr des Lykurgus Gesetze; hat sich aber Hr. M. nicht erinnert, daß Athen, dessen Regierungsform er so weit herunterseţt, tausend Jahre lang noch eine grosse und schöne Stadt war, nachdem Sparta schon in seinem Schutte lag. Des Lykurgus Gesetze waren so hart, daß sie nur auf einer Insel, oder in einer armen Stadt bestehen konnten. Da aber eben die kriegerische Einrichtung dieses Staates ihm zur Macht verhalf, so war es keinem Gesetze möglich, einen Spartanischen Feldherren zu zwingen, in einem Hause zu wohnen, dessen hölzerne Säulen keinen Hobel gefühlt hätten. Auch waren

*) Observat. sur l'hist. de la Gréce. 1767.

Spartens Gesetze so offenbar eigennützig, und gegen alle Nachbarn feindselig, daß sie nichts anders als den allgemeinen Haß gegen diese Stadt bewirken konnten. Ihnen fehlte die Bürgerannahme der Römer, und das Einverleiben überwundener Nationen; und Sparta riß, wider den Geschmack der Griechen, an allen Orten, wo es Meister war, die Vorzüge des Volkes um. Der Demokratie und der Regierungsform zu Athen ist Hr. M. sehr entgegen, ungeachtet der Aehnlichkeit, die sie mit dem siegreichen Rom hatte, dessen Rath in eben der Abhängigkeit vom Volke stund, die der Rath zu Athen dulden mußte. Es war aber in Athen eine griechische Leichtsinnigkeit, die die gesetztern Römer gar wohl zu unterscheiden wußten, und der hauptsächlich die Absprünge der Athenienser zuzuschreiben sind. Nicht jedermann konnte zu Rom das Volk anreden, aber es war nicht schwer, eine obrigkeitliche Person zu finden, die es erlaubte, und das athenienssische Gesetz, das dem funfzigsten Jahre erst die Erlaubniß zu reden gab, scheint noch viel stärker den Ehrgeitz der Redsüchtigen eingeschränkt zu haben. Perikles wird hier hart gerichtet; wir finden aber bey Sparta eben so viele Proben seines Ehrgeitzes, seiner Begierde zum Kriege, wozu es ja geschaffen war, und selbst seines Uebermuthes, und seiner Ungerechtigkeit. Daß es die jonischen Städte den Persern aufopferte, war eine häßliche That, zu der Athen sich niemals würde haben

bereden laſſen. Athens Untergang war der Geſchmack an Feyerlichkeiten, und zumal an Schauſpielen; es opferte dieſen Thorheiten alle die Einkünfte auf, aus denen es den Krieg hätte beſtreiten können. Bey den Kindereyen der Athenienſer blieb aber allemal etwas Liebenswürdiges, und alle Sieger verſchoneten dieſer Stadt, da man Sparta wie ein Neſt von Wölfen haſſete und unbereut ausrotten ließ. M. richtet den Demoſthenes aus dem Ausgange. Aber bloß die Stärke des Phalanx, und der Vorzug der theſſaliſchen Reuterey, überwog den wirklichen Heldenmuth der damaligen Athenienſer; und hätte man ſeinem Rath früher gefolget, ſo wäre vielleicht niemals die dritte Monarchie entſtanden. Das Bündniß der Achäer hat zu kurz gedauert, und iſt durch die grauſame Hinterliſt der Römer, die nothwendig dieſe Republik in Wuth und Verzweifelung bringen mußte, mit unverantwortlicher Grauſamkeit geſtürzt worden. Alle die Geſchichtſchreiber, die wie unſer Abbe den Erfolg der Begebenheiten aus den erſten Urſachen herleiten, und dieſe in den Sitten und den Geſetzen der Völker einzig ſuchen wollen, vergeſſen die allgemeine Verbindung der Welt, als wodurch Begebenheiten beſtimmt worden, deren Urſache in einem entfernten Theile der Welt, oder in der Zuſammenſtimmung verſchiedener äuſſerer Urſachen liegen, denen keine innere Einrichtung eines kleinen Staates widerſtehen kann. Und ſehr oft entſcheidet die Vorſehung die größten Bege-

henheiten durch die kleinsten Ursachen. Wie nahe war es, daß Rom frey geworden wäre? Mußte nicht ein Freund des Caßius unrecht sehen, und dieser verzweifeln, da er einige Minuten später würde gefunden haben, daß der Sieg auf seiner Seite war? Und was hieng nicht von diesem Irrthum, und dem Siege der Triumphirs ab.

LXXI.

Mich. von Hopital,

Kanzler von Frankreich. *)

1767. (S. 1098.)

Man lehrt bey dem Leben dieses rechtschaffenen Mannes Geduld; da er selbst in einem ewigen Streite mit übelgesinnten Grossen, verfolgerischen Geistlichen, und sehr widrigdenkenden Obrigkeiten gelebt, und den Stein des gemeinen Bestens mit Unvermögen gewälzt hat. Sein Vater war ein Arzt, der als ein Anhänger des Connetable von Bourbon nach Italien entweichen mußte. Der Kanzler Olivier war einer seiner ersten Gönner, ein Mann der lang das gemeine Beste gesucht hat, dabey unglücklich geworden, und ein trauriges Beyspiel ist, wie man in ältern Jahren von seinen Grundsätzen abweichen, und ein Werkzeug böser Grossen werden kann. L'Hopital kam ins Parlement zu Paris, wurde nach Trident zur Kirchenver-

*) Vie de M. de l'Hopital, Chancellier de France.

ſammlung geſchickt, lernte Rom in ſeiner Blöße, ſeiner Habſucht, ſeinem Verderben, und ſeiner Tyranney kennen; wurde Surintendant der Finances, widerſtund mit einer eiſernen Stirn den Räubern des königlichen Geldes; arbeitete an der Abſchaffung der Sporteln, und half hingegen zu der Einführung der Abtheilung des Parlements in zwey Sechsmonatliche Gerichtshöfe, die das Anſehn deſſelben völlig geſchwächt haben würden; und blieb bey der Aufſicht der Finanzen ſo exemplariſch arm, daß der König ſeine einzige Tochter ausſteuren, und hernach derſelben zahlreiche Kinder verſorgen mußte. Er blieb eine Zeitlang als Kanzler bey der Herzogin von Savoyen, und kam Ao. 1560. wieder auch als Kanzler nach Frankreich; in den Zeiten, da die Guiſiſchen Fürſten allmächtig waren. Er wandte die Einführung der Inquiſition zwar ab, mußte ſie aber mit der Vergröſſerung der Gewalt der Biſchöffe abkaufen, und mißfiel damit dem Parlemente. Er war in dieſen blutdürſtigen Zeiten der Beſchützer der Duldung, und den Proteſtanten ſo wenig ungewogen, daß ſeine Frau und Tochter zu ihrem Glauben übergiengen; brachte es auch dahin, daß ein Proteſtante eine Unterbedienung beym Parlemente erhalten ſollte, wogegen aber dieſer damals anders als jetzt denkende Gerichtshof ſich ſetzte. Er mißfiel dadurch dem römiſchen Hof, wo Paul der IV. ein fanatiſcher Hildebrand war. Man verſichert hier, Franz II. habe übernommen, ſeinen

Vetter, den schwachen Anton von Navarra selbst zu ermorden, und die Guisischen Brüder haben des Königs Feigheit bescholten, da er den armen Anton unverletzt von sich gelassen hatte. Es war eben daran, daß der Prinz von Conde auf dem Halsgerüste sterben sollte, da der junge König starb. L'Hopital gab unter dem neuen Könige eine neue weit ausgedehnte Verordnung, die das Volk glücklich gemacht hätte, wenn sie hätte bewerkstelligt werden können. Er brauchte es indessen zum Frieden, aber eben diesem heilsamen Werke widerstund das Parlament, und L'Hopital griff zum gefährlichen Mittel, das Friedensinstrument ohne Vermittlung dieses Gerichtshofes in die Provinzen zu schicken. Er bezwang die Geistlichkeit, und sie mußte zu zweyenmalen von ihrem Reichthum etwas zum Besten des Staates beytragen. Man versichert, zu Poissy haben die Häupter der protestantischen Kirche sich zur Einigkeit mit Rom geneigt, die Bischöffe aber die Konferenz abgebrochen. L'Hopital hatte den Muth einen gewissen Tenquerel zu verurtheilen, der des Pabstes Macht, Könige abzusetzen, in einem Buch vertheidigt hatte. Noch An. 1562. widerstund L'H. dem Religionskriege, und ertheilte ein die Protestanten duldendes Edikt, das die reformirten Prediger den ihrigen zum Gehorsam anbefohlen die eifrigen Katholiken aber verabscheuten, als die nichts als die Ausrottung der Ketzer vergnügen konnte. Daß die Guisischen Bedienten zu Vassy das

Unheil angefangen, das der Anfang der bürgerlichen Kriege gewesen ist, wird hier geradezu behauptet; und Ao. 1562. wurde der König von eben diesen Fürsten mit Gewalt entführt; welches eben die Absicht der Unternehmung von Amboise gewesen war, wegen welcher die Guisen selbst den Stammvater der ersten Prinzen vom Geblüte hinrichten wollten. Es kam also zum Kriege, der Pabst schrieb die Ermordung der Protestanten seye der nächste Weg zum Himmel, und diesen leichten Weg wählten allzuviele. Nach dem Tode des Herzogs von Guise brachte L'Hopital, der immer viel Ansehen bey der Königin hatte, einen billigen Frieden zuwege. Er hintertrieb auch die Gebräuche der Kirchenversammlung von Trident anzunehmen und brach darüber mit dem Kardinal von Lothringen. Wider die Pracht gab er ohnmächtige aber wohlgemeinte Gesetze, und andere, die den Sitten vortheilhaft waren. Er bewog den König zu reisen, und sein Reich sich selbst bekannt zu machen. Er trieb einen unterdrückenden und gewaltthätigen Marquis de Truans zu Paaren. Aber Ao. 1565. nahm Katharina des Herzogs von Alba blutdürstige Grundsätze gänzlich an; und der Krieg brach unmittelbar wieder aus. L'Hopital vertheidigte die Duldung der Protestanten in einer Schrift, und Jesu Statthalter ermahnte und trieb den Hof zum Kriege. Dieses mal ließ sich endlich Katharina gänzlich gewinnen, und L'Hopital mußte den Hof verlassen. Er

begab sich aufs Land nach Vignay, las, schrieb und dichtete. Der König selbst rief Ao. 1572. bey der allgemeinen Ermordung der Protestanten, die schon in das Haus des Kanzlers eingedrungenen Mörder ab. Er überlebte aber diese unglückliche Begebenheit nicht lange.

LXXII.

Ossian.

1767. (S. 1132. f.) (S. 1137. f.)

In der Vorrede zu der neuen Ausgabe, finden wir verschiedenes, das zur Geschichte der Caledonier gehört. Der Druiden Macht gieng im zweyten Jahrhunderte zu Grunde. Denn Ossian gedenkt ihrer und überhaupt der Religion gar wenig, oder völlig nicht. Noch zu Ossians Zeiten kamen christliche Priester nach Schottland, und vermuthlich flüchteten wegen Verfolgung viele Christen nach Britannien, und unter den Schutz des milden Constantins. An einige dieser Priester richtet Ossian seine Gedichte. Oscar, Ossians Sohn, hat wider den Carausius am Ufer des Caruns einen Sieg erhalten, so wie Fingal wider den Caracalla. Hierdurch wird die Zeit bestimmt, worinn sie beyde gelebt haben. Fingal soll im Jahre 283. und Ossian Ao. 296 gestorben seyn. Die Gedichte dieses letztern er-

*) Works of Ossian the son of Fingal translated by J. Macpherson.

erhielten sich bey den Barden, die ein eigenes Amt bey den Grossen von Schottland ausmachten. Lange glaubte Hrn. Macpherson selber nicht, daß diese mündlich oder schriftlich erhaltenen Gedichte sich übersetzen liessen. Er unternahm aber selbst eine Reise in die Hochländer, und in die westlichen Inseln, und fand noch eine beträchtliche Nachlese von Werken des Ossians. Wir wollen von der Dichtkunst dieses Helden nicht wiederholen, was wir oben S. 265. angemerkt haben, aber von den Sitten der damaligen Schotten wollen wir einen kurzen Auszug mittheilen, wie sie von diesem Dichter beschrieben werden. Sie lebten zerstreut, Fingal wird oft ein König der Wüste genannt, sein Volk aber wird von hundert Strömen zusammengerufen, und dessen Nahrung kam von der Jagd; welches allemal eine sehr schlechte Bevölkerung anzeigt. Sie hatten Pferde; man gedenkt aber keiner Schääfe, und ein einzigmal eines Ochsen. Vom Pfluge ist nichts zu gedenken. Die Großen hatten Schlösser, und in denselben grosse Säle, wo man sich beym Feuer versammelte, aus Muscheln trank, und von den Barden die Thaten der Helden in der Harfe besingen hörte. Wir finden nichts vom Tanze. Sonst war die Jagd und der Krieg der Männer Geschäfte. Sie kannten die Waffen, Harnische, Schwerdter und Speere. Ihre Kriege entstunden wegen entführter Schönen, auch oft aus blosser Begierde sich einen Namen zu machen, selten aber zur Bezwingung

fremder Länder. Swaran foderte vom Cuchullin zur Erkaufung des Friedens seine Frau, seinen Hund und ein Stück Landes. Sie glaubten ihre Ehre sey blos auf den kriegerischen Ruhm eingeschränkt, fürchteten sich vor dem Tode, wenn er sie eher überfallen wollte, als sie sich durch Heldenthaten berühmt gemacht hätten, und hofften nach dem Tode eine Art Glückseligkeit von den Liedern der Barden. Diese dachten sie auf den Wolken anzuhören, auf denen sie herumfahren, zuweilen den Lebenden erscheinen, und auch wohl Stürme erregen sollten. Ihr Heldenmuth gieng aufs alleräusserste; einer, zwey oder drey, widerstunden ganzen Heeren, oder wagten sich in die Hallen ihrer Feinde, und starben gerne, wenn sie dabey Ruhm erwerben konnten. Lamor tödtete seinen Sohn, weil ihn Fingal von seinem Heere verjagt hatte. Die Helden waren gegen ihre Feinde sehr großmüthig, weinten ohne Scheu, trösteten sie in ihrem Unglücke, und ersparten ihnen selbst die Beschämung; doch gab es auch schon damals Ungerechte und Mörder. Schwarze Haare und blaue Augen hielt man für schön, rothe Haare aber waren verhaßt. Das Frauenzimmer wohnte von den Männern abgesondert, gieng aber auch auf die Jagd mit; die Liebe hatte sehr viele Macht auf diese Halbwilden; sie war zärtlich, und sehr oft starb die Schöne bey dem Grabe ihres Geliebten. Sie kannten die Ehe; und hatten nur eine Frau, zuweilen aber ließ sich

auch eine Verheyrathete entführen; eine That die Fingal mißbilligte. Die Nation glaubte an Vorboten des Todes, zumal wenn man jemand seiner Ahnen sah. Gaul, einer der vornehmsten Helden Fingals, und Fingal selbst, verstund die Kräfte der Kräuter, und heilte die Wunden. Nach dem Tode des Fingals nahm der Heldenmuth bey den Schotten ab, und Ossian heißt das neue Geschlecht seiner Landesleute, die Söhne kleiner Männer. Schon nahm die Pracht zu, und die Hallen wurden durch Wachslichter erleuchtet, die man bey den Britten erbeutete. In einigen Anmerkungen behauptet Hr. M. Jerne sey nicht Irrland, sondern Schottland jenseits des Foeth's. Er warnet vor den Gedichten der Irrländer, die voller Schwulst und Unsinn seyen. Er findet, Ossian habe selbst den Schall der Verse vortreflich nach den Bildern abgewechselt, die sie abmahlen sollten. Er beantwortet einige Vorwürfe des D. Warner's, der Fingals Gedichte den Irrländern zuschreibt.

Der zweyte Band der Works of Ossian ist für uns ganz neu, und die in demselben enthaltenen Gedichte befinden sich nicht in der Auflage, die wir oben S. 265. angesagt haben. Es war auch das beträchtliche Heldengedicht Temora damals noch nicht in des Herausgebers Händen. In der Vorrede beschreibt Herr Macpherson die älteste Geschichte von Irrland. Die Insel wurde von zwey Orten aus bevölkert. Die

nordliche Gegend, und zumal Ulster, hatten die Galen (Wahlen) inne, woher Celten, oder Caledonier, (von Cael ein Celte, und der Hügel) sie waren dahin aus Nordschottland gekommen. Die südliche Gegend bewohnten die Belgen aus dem westlichen und südwestlichen Südbrittanien. Zwischen diesen zwey Völkern war eine grosse Eifersucht. Conar Trathals, des Großpaters unsers Fingals, Bruder, wurde von den Galen zum Oberhaupte erwählt; diese Ehre blieb auch, unter vielen blutigen Kriegen, bey dem Sohnssohne seines Sohnssohnes Cormac. Diesen ermordete Cairbar, ein Haupt der Belgen, und ein guter Theil der Irren, fiel ihm zu. Wider diesen Mörder kam Fingal den Galen zu Hülfe, und da Cathmor, Cairbar's besserer Bruder, demselben in der Oberherrschaft von Irrland nachfolgen wollte, so überwand Fingal die Belgen in drey Schlachten, die den Inhalt dieses Gedichts ausmachten, und der letzte von Conars Stamme bestieg den grünen Thron von Irrland. Nach Fingaln bleibt Irrlands Geschichte für etliche Jahrhunderte dunkel; denn Keating und OFlaherty verdienen keinen Glauben. Hr. M. erzählt hiernächst den Fall und die Ausrottung der Barden, die endlich zu Bettlern wurden. Temora enthält das Wesentliche dieses Theiles der Geschichte von Irrland. Hr. M. behauptet, das Gallische werde von den Bergschotten in seiner Reinigkeit gesprochen, und behalte auch bey den Irren selbst den Hauptnamen Caelic, da sie hingegen ihre eigene Sprache Caelic Eirinach,

oder die irrisch-gallische Sprache nennen. Fion Cael oder Fingal wird von den ältesten Barden für einen Bürger von Alpin (Albion) angesehn, und erst in spätern Zeiten unterstund man sich ihn für einen Milesischen Fürsten auszugeben. Im Gedichte Temora sind die alten Heldensitten eben so wie in Fingals Kriege mit dem nordischen Swaran abgemahlt. Ossiar, Ossians Sohn, läßt sich auf eine Gasterey vom mörderischen Cairbar einladen, kömmt, und verliert darüber, zwar mit seinem Feinde, das Leben. Fingal findet es seiner Grösse nicht gemäß, gleich Anfangs selbst das Heer anzuführen; er läßt dieses Amt zuerst dem Gaul, und in einer zweyten Schlacht seinem Sohn Fillan, da er glaubt, dieser seye dem Cathmor nicht gewachsen, und desselben Tod erwartet, so fürchtet er doch dem Ruhme seines Sohns zu schaden, und verbirgt sich, um seinen Tod nicht zu sehen. Erst nach demselben kömmt er wie Achilles, und rächt ihn am Cathmor. Wir sehn hier die Quelle der Gesinnungen Edwards des III. da er den schwarzen Prinzen zu Creßy ohne Hülfe ließ, und vollkommen dem Fingal gleich, auf einem Hügel der Schlacht zusah. Unendlich aber erhebt sich der Karakter der Galen über Homers Helden. Ossian läßt dem Mörder seines Sohnes das Grablied absingen, ohne welches man damals glaubte, daß die abgeschiedene Seele nicht glücklich seyn könnte. Fingal will den Cathmor nicht tödten, und erbietet sich ihn selber zu

heilen, da er die Kräfte der Kräuter kenne. Cathmors Liebe für die schöne Sulmalla, die er doch nicht sprechen will, so lange die Gefahr wärt, ist ebenfalls von feinern Empfindungen. Eben so angenehm ist Fingals Anrede an seine Unterthanen, die zur Schlacht gehn, und seine feyerliche Niederlegung der Waffen, die er nach der Erlegung des Cathmors nicht mehr zu brauchen gedenkt. Ein Theil des Gedichts ist in Reimen verfaßt, die übrigen kleinern Gedichte sind in der Manier der ähnlichen kleinern Heldengedichte des ersten Bandes. Cathloga ist in 3 Gesänge abgetheilt. Hr. M. merkt bey demselben an, daß Trenmor, Fingals Ahnvater, das erste Oberhaupt der Galen gewesen, eine Ehre die er durch seine Tapferkeit und durch sein Glück erworben hatte. Endlich erfüllt er hier das Verlangen vieler Kenner, indem er die Urkunden des VII. Buchs des Gedichts Temora abdrucken läßt. Die Sprache kömmt uns fremd vor, und zum Theil wüßten wir nicht wie man n stri, n srult, n cara, m fleagt, aussprechen sollten. Die Anzahl der Silben scheint von achten zu seyn, doch giebt es auch kürzere Verse. Nach den Gedichten folgen des Professors zu Edimburg Hrn. Blairs Anmerkungen über die Schönheiten in Ossians Gedichten. Er vergleicht dessen Manier mit der Manier des Homers. Ossian lebte unter einem harten Himmelsstriche, wo die Natur nicht die halbe Schönheit der Griechischen hat, ohne Fruchtbäume, Schaafe, und fast ohne Künste. Homer hatte alle diese Vor-

fügen, und die Bildschnitzerey, die Feyerlichkeiten der Religion, viele andere Erfindungen und Künste waren auch schon bekannt. Es ist also leicht zu erachten, daß Ossian, der allzureich an Gleichnissen ist, etwas monotonisch in denselben, und in seinen Beschreibungen der Gegenden seyn müsse. Aber Ossians Seele fühlte unendlich mehr, seine Sittenlehre war besser, er kannte das menschliche Herz in seinen feinsten Bewegungen, und was man von einem Hochländer nicht erwarten sollte, er war in der Liebe unendlich zärtlicher, und mehr vom Frauenzimmer eingenommen, als der Grieche. Die Gedanken sind durch und durch natürlich; doch zeigt Hr. B. selber einen an, der ziemlich dem Concetti sich nähert, wenn er von zwey neben einander begrabnen Verliebten sagt, zwey Bäume seyen von denselben entsprossen, deren Zweige sich zu vereinigen getrachtet hätten. Der Anhang ist sehr beträchtlich. Hr. Blair mag indessen vernommen haben, was man in Engelland, und zumal in Frankreich, wider den ächten irrischen Ursprung der Gedichte Ossians für Zweifel erregt hatte. Er hätte sie, sagt er, nicht erwartet, da in Schottland niemand an der ursprünglich gallischen Aechtheit dieser Gedichte gezweifelt habe. Man hatte Handschriften von denselben in Menge, und Hr. M. hat die vornehmsten gesammelt. Man nennt eine Anzahl Prediger, Officiere und andere Zeugen, die viele von diesen Gedichten längst

gehört; andre die den Hrn. M. in seiner zur Sammlung der Gedichte unternommenen Reise begleitet, andere die die Uebersetzung mit den gallischen Urkunden vergleichen, und sie getreu befunden haben.

LXXIII.

Theokrit und Geßner.

1767. (S. 304.) 1756. (S. 1232.)

Beym Theokrit unterscheidet sich unser Geschmack ganz von dem gewöhnlichem Urtheile der Kunstrichter. Es ist uns ahnmöglich, uns etwas niederträchtiges und grobes gefallen zu lassen, wenn es auch noch so griechisch besungen und noch so sehr im Kostume der Ziegenhirten wäre. Solche Dinge soll man nicht mahlen, weil auch die Aehnlichkeit zum Fehler wird. Geßner hat allerdings seine Manier, und vielleicht sollte ein Dichter so wenig als ein Mahler, eine Manier haben. Wenn aber die Manier angenehm ist, so streite ich nicht gern gegen mein Vergnügen, und lasse mir gefallen was mir gefällt. —

In der Vorrede zu den Idyllen versichert zwar Hr. Geßner, Theokrit sey sein Muster, und er hält ihn für den vollkommensten unter den Hirtendichtern. Uns dünkt hingegen Hr. Geßner seye unendlich zierlicher, moralischer, und ungeachtet seiner bezeugten Abneigung, auch witziger, als der alte Sänger aus

Sicilien. Sollte dieser gesagt haben: „der Beyfall lächle „ unser Erstaunen stammlen „ die Heerden brüllen ihre Freude „ entzückt in die Zukunft hinaussehen „ ein heiliges Entzücken das durch die Brust bebt, u. s. f. Er hat zwar den Reim und selbst das sichtbare Silbenmaß vermieden, aber wenn man seine Idyllen ein wenig sorgfältig liest, so sind sie alle skandirt, und Reyhen Jambischer und Daktischer Verse. Hier ist ein Muster, und so sind sie fast alle:

O wenn die frohen Lieder dir gefielen,
die meine Muse oft dem Hirten abhorcht,
auch oft belauschet sie in dichten Heynen,
der Bäume Nymphen und den Ziegenfüßgen Waldgott,
und schilfbekränzte Nymphen in den Grotten
und oft besucht sie bemoßte Hütten,
um die der Landmann stille Schatten pflanzet,
und bringt Geschichte her von Großmuth und von Tugend,
und von der immer frohen Unschuld.

Doch neben der angenehmen Mahlerey der Natur werden dem Hrn. G. ohne Zweifel die durch und durch herrschenden Triebe zur Menschenliebe, zur kindlichen Dankbarkeit, und zur Ehrfurcht gegen die Gottheit, zahlreiche und tugendhafte Bewunderer gewinnen.

LXXIV.

Romeo und Julie.

Ein Trauerspiel des H. Weiſe.

1768. (S. 198.)

Wir ſind zu weit von allem Theater entfernt, und müſſen uns überhaupt zu wenig dramatiſche Kenntniſſe zutrauen, um unſer Urtheil hierin, oder auch nur unſern Geſchmack, dem Publiko aufzudringen. Aber das Theater ſtehet in genauer Verbindung mit dem Fortgange der Kultur und des Geſchmackes einer Nation, daß wir uns nicht enthalten können, bey dem neuen Trauerſpiele des Lieblingsſchriftſtellers der Nation unſere Meinung zu ſagen. Herr Weiſe fand in der urſprünglichen Fabel, welche das Sujet ausmacht, ſehr vortheilhafte Umſtände und Situationen, welche Shakeſpear, der doch die ganze Novelle in ſein Drama hineingezogen hat, nicht genutzt hat, weil ſie in der verſtümmelten Ueberſetzung, die er vor ſich hatte, fehlten. Die Vergleichung und die Benutzung dieſer Stellen macht alſo einen Theil des feinern Vergnügens aus, das die genauere Prüfung und Beurtheilung dieſes Stücks verſchaffen kann; ſo wie die Uebertragung und Verpflanzung der groſſen Züge im Shakeſpear, die Vermeidung ſeines Quibble, der glei-

chere Gang, die beſſere Anlage, und die regelmäſſigere Einrichtung auf der andern Seite. Die Sprache der beyden Liebhaber iſt ſehr feyerlich, bilderreich und blühend; ohngefähr wie der tragiſche Styl der Engländer; vielleicht auch eben ſowohl zuweilen Blätter ſtatt der Früchte. — Herr W. vertheidiget dieſe Sprache in der Vorrede. Die Leidenſchaft in einem paar zarten Herzen wird meiſtentheils ſchwärmeriſch und enthuſiaſtiſch, — noch hinzugeſetzt; die heftigſte Leidenſchaft, wenn ſie unglücklich iſt, wenn ſie Gram und Schwermuth wird, wenn ſie in Malancholie und in Zerrüttung der Sinne übergeht. — Dieſe Nuancen ſind in der Zeichnung der Clementine des Richardſon unverbeſſerlich behandlet. Freylich muß ſich der Leſer über die Sphäre gemeiner Liebhaber hinausſetzen können, und entweder einen Begriff von jener feinern Schwärmerey, dem Quell aller groſſen Freuden und aller groſſen Schmerzen, ſo wie aller groſſen Tugenden, haben; oder er muß nicht ohne alle Anlage dazu ſeyn; und wehe dem, der dieſes Gepräge der Unſterblichkeit, wie es Young nennt, in ſeiner Bruſt nicht an ſich trägt. — Auf der Schaubühne ſelbſt hat das Stück vielen Beyfall erhalten. Die ſtarke Rührung, und an einigen Stellen Erſchütterung des Gemüths beym bloſſen Durchleſen ſind Bürge, daß an jenem Beyfalle das Herz Antheil gehabt hat. Züge, oft phantaſtiſche Züge, aber die glänzendſten, die mächtigſten, dringen auf

das Gefühl ein und verdringen die kalte Beurtheilung. Aber eben dieß ist die grosse Bahn, welche die Natur vorzeichnet, der Weg zum Herzen durch die Phantasie. — Die letzte Scene scheint uns doch mehr zur Novelle, als zum Plan des Trauerspiels zu gehören. —

LXXV.

Ueber den Zustand des Christenthums.

Von A. J. Rouskan. *)
1768. (S. 1254.)

Herr Rouskan zeigt ganz wohl, daß die so sehr gepriesene Religion so wohl bey den alten als neuen Weisen unbeständig, unbestimmt, und bey einem jeden Philosophen etwas anders sey. Der Verfolgungsgeist ist eben so neu nicht, und die Athener (warum sagen wir doch Athenienser) übten schon die Todesstrafe an den Verächtern ihrer Gottheiten aus. Es läßt sich auch aus dem bittern Hasse der heutigen Weisen wider alle, die nicht von ihrer Sekte sind, ganz wohl auf die Verfolgung schliessen, die sie wider ihre Gegner ausüben würden, wenn sie die Obermacht hätten. Die vom Voltaire so heftig verfolgten Juden, sagt Hr. R. mit Recht, kannten doch den einigen Gott eher, und mit kräftigerer Ueberzeugung, als alle griechische Weisen. Er zeigt kürzlich, wie

*) Lettres sur l'état présent du Christianisme.

unmöglich es gewesen wäre, ein Buch des Moses zu Esdra's Zeiten zu erdichten, nachdem viele Jahrhunderte lang dieses Buch schon die Regel der Nation in Rechts und Staatssachen gewesen war. Freylich beweiset das Märterthum der Apostel gar viel mehr, als das Märterthum der Japaner; jene zeugten von dem, das sie gesehen hatten; diese von dem, was sie auf anderer Belehrung hin glaubten. Die Wunder sind ein sehr dienliches Mittel, die Wahrheit der Offenbarung zu beweisen; sie sind für einen jeden Menschen faßlich; da eine lange Kette von Schlüssen für die meisten unbrauchbar ist. Julian verachtete das Christenthum, weil es die Kaiser und Grossen zu Rom nicht sofort annahmen. Wäre aber ein Nero zum Christen geworden, was würden die Unglaubigen nicht für Schlüsse wider einen Glauben ziehen, bey dem man ein Nero seyn konnte. Wenn die Religion nicht alle die Wirkung thut, die sie zu versprechen scheint, so muß man die Stärke des Gegenwärtigen betrachten, dessen böse Räthe die Religion zu bestreiten hat. Und wirklich sind in Europa nicht so viele Christen, obwohl der Titel ihnen bleibt; so wie sie aber sind, so hat dennoch die Religion noch viel Gutes bey ihnen erhalten, wie die Liebe der Armen, und selbst der Feinde, wovon die Britten im letzten Kriege ein leuchtendes Beyspiel gegeben haben; und überhaupt ist der Mittelstand in Engelland am wenigsten verdorben, so wie er noch am meisten Re-

ligion beſitzt. Hr. R. zeigt hiernächſt, in wie weit die Hierarchie einer mächtigen Kirche, und ihr abgeſondertes und von der übrigen Nation getrenntes Intereſſe den Titel eines Antichriſts verdienet; er merkt ſehr wohl an, ſo oft es die Gelegenheit ſelbſt erfordert hätte, habe die heil. Schrift vermieden, von einem ſichtbaren Oberhaupt der Kirche zu ſprechen; er beweiſet auch noch, wie wenig man der proteſtantiſchen Kirche ſchuld geben könne, jemals in dem Verſtande verfolget zu haben, wie die Römiſche. Sie hat keine Pariſer Mordnacht, keine Veltliniſche, keine Irrländiſche, keine Merindoliſche Mördereyen, keine Auto-da-fé, keine Schmithfield, keine Dragoner, keine Pulverſchwörungen ſich vorzuwerfen. Er prüft endlich, ob es für die Welt rathſam wäre, die natürliche Religion, wie man ſie nennt, einzuführen, und die Ausſicht in eine Ewigkeit zu verbannen. Er führt die Geſtändniſſe der heutigen Weiſen, und ſelbſt des Hume an, daß die Vertilgung der Religion ſchädlich ſeyn würde. Und warum hat den Hume geſchrieben? Er erinnert endlich die Ungläubigen an einige Züge ihrer Lieblings des Julians, die gar nicht mit demjenigen übereinkommen, was ſie von ihm rühmen. Er war allerdings ein Verfolger, er gönnte den Chriſten die gemeine Gerechtigkeit nicht, und ſein bitterer Spott war eine wahre Grauſamkeit.

LXXVI.

Geschichte des Jesuitißmus. *)

(Von Linguet.)

1769. (S. 60. f.)

Ein wichtiges Werk, das man dem Hrn. D'Alembert zuschreiben will, dessen Verfasser wir aber nicht kennen, und im Laufe des Jahres 1768. herausgekommen ist. Diese Geschichte des Jesuiterordens giebt sich selbst den Titel, der Unpartheyischen. Der Verfasser unternimmt aber zu beweisen, daß die Jesuiten nicht ärgere Grundsätze gehabt, und nicht mehr gesündiget haben, als die andern Mönchsorden; daß die Jansenisten mit dem bittersten Hasse geschrieben haben, und überhaupt wünscht der Verfasser deutlich, die Ausrottung aller Mönchsorden. Uns dünkt aber, er gehe hier deutlich zu weit. Bald nach seiner Entstehung hat der Jesuiterorden mehr als alle andre das abscheuliche Recht Tyrannen (nemlich irrgläubige und vom Papste verworfene Könige) zu tödten gelehrt und getrieben. Er hat an den Verschwörungen und Ermordungen wider das Leben des Prinzen von Oranien, der Königin und des Königs in Engelland, des gütigen Heinrichs öftern Antheil genommen. Seine

*) Historie impartiale des Jesuites depuis leur établissement jusqu'à leur derniere expulsion.

Härte und sein Geist der Verfolgung wider die Protestanten ist allemal der grausamste gewesen; wie noch Thorn, die auf die Galeeren verwiesenen ungarischen Prediger, die bewirkte Widerrufung des Nantischen Edikts, die Hinrichtung des Patriarchen Cyrill Lucaris, und die harte Vergreifung selbst an den päpstlichen Gesandten Tourron und de la Beaume deutlich beweisen. Kein Orden hat die Rachsucht und die Lust zu herrschen so weit getrieben, keiner sich eigene Monarchien zugelegt, keiner in so kurzer Zeit, und mit Unterdrückung andrer Geistlichen, durch unmäßige Vergebungen, und offenbare Handelschaft solche Reichthümer errungen; und Malagrida ist ein neues Beyspiel, wie die Jesuiten selbst Königen fürchterlich werden, wenn man schon den Damiens und Ravaillac ihnen nicht zurechnen wollte. Unser Verfasser ist gegen die abgefeimteste Bosheit zu gleichgültig, und bey allen seinen schonenden Ausdrücken vermengt er zu sehr die Religion selbst mit ihrem Mißbrauche. In andern Orden haben einzelne Männer in ältern Zeiten, ebenfalls grausame Grundsätze befolget; aber ihre Bosheit ist weder so allgemein, noch so beständig gewesen, ihr Eifer, ihre Herrschsucht und ihr Plan sich über alles zu erheben, sind niemals so weit gegangen. Unser Verfasser fängt indessen schon beym Heidenthum an, untersucht die Anfänge des Mönchstandes im Christenthum; zeigt wie bald ihr Eifer zum Guten nachgelassen, wie thö-

richt

licht Justinian sie allen andern Richtern entzogen, wie unanständig Johann mit dem goldenen Munde, und Ambrosius die Straflosigkeit der Geistlichen behauptet; wie unschuldig die Anfänge der die Wälder anbauenden Benediktiner gewesen; wie gefährlich hingegen die dem Pabste gänzlich ergebenen Bettelorden, und zumal ihr blinder Gehorsam seyn müsse. Er vertheidiget hiernächst die Jesuiten, und so gar die Schamlosen und die alle Bande der Sittenlehre auflösenden Kasuisten, und vornemlich auch ihre Auferziehung der Jugend. Sie hat, wie er versichert, durch die Verbannung der Jesuiten viel verlohren, und die grösten Kollegien werden leer. Und nun fängt das II. Buch und in demselben der Anfang des Jesuiterordens an. Ignatius wird als ein halb thörichter Enthusiast abgemahlt; Xavier als ein erhitzter Kopf, der sich mit seiner Bekehrungssucht in Ländern lächerlich gemacht habe, deren Sprache er nicht verstand. Dennoch erkennt jetzt der Verfasser den Unterschied zwischen den Jesuiten und den andern Orden. Ihr General ist unumschränkt, und kann nicht abgesetzt werden. Die Jesuiten schicken nach Gefallen, die ihnen mißfallenden zurücke. Der blinde Gehorsam gegen Rom, der hier nachfolgt, dünkt uns sehr eingeschränkt, so bald Rom etwas anders will als die Jesuiten. Die Befreyung von den Kirchengesängen und Gebetern, die freye Unterweisung der Jugend, und die gute Wahl der Aufzunehmenden, sind auch

wichtige Vorzüge. Wir übergehen, wie die Jesuiten sich in Italien, Spanien und Portugal festgesetzt, und endlich auch in Frankreich fast eingedrungen haben, nachdem die Bischöffe, Universitäten und Parlamente ihnen zuwider gewesen. Der Verfasser erkennt ihre Annahme übrigens für Gesetzmäßig und ächt. Dieser 480 S. starke Band endigt sich mit einer lebhaften Abschilderung der Jesuiten.

Im zweyten Bande wird die Geschichte des Ordens mit ziemlicher Unordnung fortgesetzt, indem sehr oft viel spätere Begebenheiten vor andern ältern vorkommen, wie die christliche Republik in Paragay vor den Zeiten der Ligue. Lainez ist der grosse Beförderer und Gesetzgeber der Jesuiten; seine Art die Protestanten zu widerlegen, ist den Sitten der Kontroversisten gemäß. Man findet hier Pius des IV. A. 1561. dem neuen Orden ertheilte Vorrechte urkundlich, worinn dieselben wider alle Gesetze, wider alle folgende Päpste, wider die Macht der Fürsten kräftig gesichert werden. Die Glaubensverbesserung kömmt hier ausser der Ordnung und sehr spät, und hierauf die Kirchenversammlung von Trident, wo die Unterwerfung der Bischöffe und die Macht des römischen Stuhls nicht richtig erzählt wird. Heinrich VIII. hat nicht die Katholische Religion, sondern die Unterwürfigkeit unter den römischen Stuhl abgeschworen, und die Reformation war wie anderswo, so auch in Engelland die Wirkung der freygemachten Bibel und

der bündigen Schriften der Glaubensverbesserer; sie sproßete mitten unter den Hinrichtungen, die Heinrich wieder sie nicht sparte. Doch erkennt der Verfasser, daß die Grundsätze der wenigstens seit dem sechsten Jahrhunderte abgesonderten Malabarischen Kirche eben diejenigen sind, die die Protestanten von den Katholischen unterscheiden. Das Lob der Paraguayischen Mission wird hier zu hoch getrieben, und es ist offenbar falsch, daß den Indianern die grosse Wahrheiten der Religion gepredigt worden. Bald würden die Augen der Neubekehrten aufgehen, wenn sie sehen könnten, wie unähnlich die Religion der Jesuiten der Lehre Jesu ist. Der Ligue Geschichte ist etwas weitläuftig, ob sie wohl wahr ist, und das Lächerliche wohl vorgestellt, das mit dem Grausamen dieser Zeit wohl vermischt war. Mit Wiederwillen liest man die Vertheidigung des schuldigen Ordens wider die Klage des Anwaldes Arnauld; Die heutigen Philosophen haben eine eigene Gelindigkeit für alles was Böse ist, und der Orden war schon dadurch strafbar, daß er die königsmörderischen Grundsätze seiner Mitglieder nicht mißbilligte. Waren schon andere Orden auch schuldig, so benahm diese Mitstrafbarkeit dem Greuel der jesuitischen Lehren und Thaten nichts, und wir haben schon gewiesen, daß in diesen Greueln sie es allen andern Orden, und zumahl in mordbrennerischen Schriften weit zuvorgethan haben. Unser Ungenannte geht so weit, daß er gar den blutdürsti-

gen Philipp II. vertheidigt, und die ganze Rede des Arnauld mit wiederlegenden Anmerkungen begleitet. Wir merken endlich an, daß weder von Gott, noch von der Vorsehung und dem Einflusse derselben zur Bewirkung grosser Begebenheiten durch gering scheinende Ursachen, irgend die Rede ist.

LXXVII.

Karaktere der römischen Kayser. *)

Von Wegelin.

1769. (S. 217. f.)

Es ist der Geschmack unsers Jahrhunderts und auch unsers Verfassers, alle Dinge auf einer andern Seite anzusehen, als man vorher gethan hat. Also hat Hr. Wegelin die Römische Geschichte auf einer andern Seite betrachtet, und vornehmlich die Fehler und die Tugenden der herrschenden Fürsten wahrgenommen, in so weit sie einen Einfluß auf den Wohlstand des Reiches gehabt haben. Einige kleine historische Fehler würden wir nicht ahnden; wie des Augusts Verwandtschaft mit dem grossen Cäsar; nicht seine Mutter Attia, sondern seine Großmutter Julia war Cäsars Schwester. Er war auch zu Apollonia, und nicht zu Athen, als sein grosser Oheim ermordet wur-

*) Caracteres histor. de Empereurs depuis Auguste jusqu'à Maximin. 2. vol.

de. Auguſt war der Befehlshaber ſeiner eigenen Legionen, wie ihn das Glück von beyden Konſuln befreyete. Tiberius war nicht aus den Patriziſchen Claudiern, er entſprang aus den Neronen. Livia war ja die Gemahlin des Auguſts und nicht eine Buhlſchaft. Auch die Sprache wollen wir mit einem Worte berühren; man kennt an derſelben leicht, daß ein Fremder der Verfaſſer iſt; er unterſcheidet den Aoriſt je fis vom unvollkommenen je feſois nicht richtig. Il ſe mettoit à prevenir S. 116. iſt ſehr unrichtig. Wir wollen aber blos das wirklich Hiſtoriſche betrachten. Hr. W. macht den Auguſtus auch furchtſam, und leitet ſo gar einen groſſen Theil ſeiner Güte daher. Man darf ſich aber nur erinnern, daß er mehr als einmal verwundet worden, um ihn hierüber zu rechtfertigen. Es iſt auch augenſcheinlich, daß Auguſt grauſam geweſen iſt, weil er alle, die ihm nicht ergeben waren, wegräumen wollte; ſein eigenes Herz war freundſchaftlich, er warf ſich niemals mit einem Freunde oder Miniſter ab, und erzog aufs ſorgfältigſte des Antons Kinder, die auch durch den Claudius ſeine Nachfolger wurden. Hr. W. äuſſert gar oft ſeine Gedanken, Auguſt und die folgenden Kayſer hätten den Senat noch mehr erniedrigen, und zu einem bloſſen Gerichtshofe machen ſollen. Aber alsdann würde die Regierung ganz türkiſch, und die ohnedem allzumächtige Miliz der unumſchränkte Meiſter des Reiches geworden ſeyn, ohne-

dem war die Gefahr des Aufruhrs allemal von der Miliz mehr zu besorgen, und kam auch fast allemal daher; da der Staat entwafnet war, und sich keine Hofnung zu einer Besserung bey einem Aufruhr machen konnte. Unter dem einzigen Maximin stund der Senat auf, bey allen andern Revolutionen stengen die Kriegsleute an den Kayser zu stürzen. Freylich ist Augusts Stand im Reiche unsern Augen etwas fremdes. Er war eigentlich der Feldherr der Republik, der die friedlichen Geschäfte grossentheils dem Rathe überließ, in Kriegssachen aber unumschränkt herrschte; aber diese Beybehaltung der alten Formen war ein Meisterstück der Klugheit. Tiberius war so grausam nicht, wenn die allgemeine Noth da war; man hat Münzen und Aufschriften, die seine Gutthätigkeit nach dem grossen Erdbeben bezeugen, und seine von Hr. W. angeführte Banko geht auch dahin; aber wo sein Ansehen in Gefahr war, zeigte er sich unerbittlich. Beym grossen Vespasian wünschten wir allemal, daß man seine innere Regierung besser kennen möchte; es war mehr als Sully erfordert, in zehn Jahren ein Reich wieder aufzurichten, das 2000 Millionen Gulden bedurfte, um bestehen zu können. Wir sind geneigt ihn als den Größten unter allen Beherrschern Roms anzusehen, denn der erste Antonin, der ihm am nächsten kam, empfieng das Reich in einem blühenden Zustande. Dieser erste Band der bis zum Nerva geht, macht 516 S. aus.

Der zweyte Band geht bis zum Maximinus, (und ist 708 S. stark.) Wir machen über denselben eben die Anmerkungen, die wir über den ersten gemacht haben. Hr. W. ist für einen Weisen zu kriegerisch. Trajan ist sein Held, er rühmt ihn, weil er seine Siege weit in die Morgenländer getrieben, und die Parthen geschwächt hatte. Erinnert sich aber Hr. W. nicht an das Unglück, das der Krieg selbst auf die Sieger bringt? an die frühzeitig hingerissenen nützlichen Bürger, an die elend gemachten Verwundeten, und die hülflosen Familien der Erschlagenen? Muß ein Reich nicht Gränzen haben? wird es nicht um soviel schwächer, je entfernter dieselben vom Mittelpunkte sind? Hätte Trajan etwas gewonnen, wenn er seine Siege bis an die streitbaren Scythen und Agwanne getrieben, und anstatt der erweichten Parthen diese noch unverdorbene Völker zu Nachbarn bekommen hätte? War seine lang dauernde und unnöthige Abwesenheit nicht selber ein Unglück für das Reich? Adrian, den Hr. W. so sehr tadelt, hat gethan, was die heutigen politische Rechner lehren; er hat geglaubt ein Reich sey stärker, wenn seine Weite kleiner ist, und die Legionen haben allerdings besser den Euphrat und Rhein beschützen können, als wenn sie jenseits dieser Flüsse unter die Barbaren zu stehen gekommen wären. Wir sehen die Zeiten des Adrians, und Titus Antonius für die goldenen Zeiten von Rom an. Der lange Friede schwächte die Majestät des

Reiches nicht, und die Anzahl und Kriegszucht der Legionen blieb; wie wir aus häufigen Aufschriften wissen, die ihre Namen und ihre Arbeiten bezeugen. Adrian hatte als Mensch seine kleine Eitelkeit und Eifersucht, aber er war ein bemühter und vortreflicher Herrscher. Er durchzog, ohne das Reich zu beschweren, seine weit ausgedähnten Provinzen; er sorgte zuerst fürs Recht, und sammelte die Gesetze, man findet überall Spuren, daß unter seiner Regierung alle Künste geblüht haben. Er vermehrte die Gewalt des Senats, und dieses war seine weiseste That. Die gefährliche Uebermacht der Leibwache und der Legionen konnte auf keine sicherere Weise geschwächt werden. Severus legte den Grund zum Untergang des Reichs, indem er den Senat zu tief erniedrigte, und die Kriegszucht verlohren gehen ließ. Adrianus hat nicht nur sein Grab, sondern unzäliche Gebäude, und zu Athen eine neue Stadt aufgerichtet. Daß Adrians Fehler von seiner Provinzialauferziehung hergekommen sey, ist eine besondere Muthmassung; seine Auferziehung war vortreflich, und Auguſt, mit dem man ihn vergleicht, studierte (wie man es nennt) eben auch auf einer Landstädt; aber Adrian traf nicht mehr die blühenden Zeiten der Wissenschaften an; sie waren zur Litteratur herunter gesunken, weil viele böse Kayser die obern Gaben lange unterdrückt hatten. Wir bedauren den Mangel an Urkunden zur Regierung des Titus Antonius, der freylich nicht die Schwie-

rigkeiten des Vespasianus zu überwinden hatte, aber dennoch dem Reiche die glücklichsten Zeiten geschenkt hat, die es jemahls genoß. Er ließ den Muth der Legionen bey einem langen Frieden nicht zu Grunde gehn, sie waren noch lange hernach allen andern Völkern überlegen; erst nachdem man sie mit andern Nationen und mit Mietlingen vermischte, ihre Waffen und Einrichtung der Legion veränderte, und die Kriegszucht verlohren gehen ließ, verlohren sie auch ihr Uebergewicht, das ihnen die Nördlichen Völker schon zu den besten Zeiten schwer genug machten. Titus sagt, unser V. hatte nicht le Sens profond de M. Aurele. Er besaß den bon Sens in der höchsten Vollkommenheit, da M. Aurelius schon etwas zum Uebertriebenen, und zur Spekulation sich neigte. Wir lesen an allen Orten von der üblen Aufführung der jüngeren Faustina. Fast sollten wir glauben, die Geschichtschreiber thun dieser Kayserin unrecht. Sie lebte mit dem Kayser in der größten Einigkeit, sie gebahr zahlreiche Kinder, davon die Schaumünzen Zeugen sind; sie richtete sich nach seinem Geschmacke, und alle ihre Bilder sind in blossen Haaren ohne allen Hauptschmuck, und ohne die Perlen ihrer Mutter, geschnitten; man findet beym Gallenus Zeichen, wie sie für ihre Kinder eine sorgfältige Mutter gewesen, und ihr Gemahl giebt ihr das beste Zeugniß nach ihrem Tode. Wir sehen S. 313. nicht ab, warum unter diesem Kayser die Gränzen hätten entblößt seyn

ſollen; ſie waren enger, und Adrian war ein Meiſter in Verſchanzungen; die Legionen waren auch unfehlbar noch in ihrer Arbeit, baueten Städte, gruben Kanäle, richteten Brücken auf, u. ſ. f. Aber Rom hatte ſeine alten Geſchlechter, ſeinen Nationalſtolz, und ſeine darauf gegründete Großmuth verlohren. Fremde und Barbaren fanden ſchon den Zugang in den Senat, die freylich nicht mit dem patriotiſchen Geiſte der Scipionen beſeelt waren. Pertinax wird getadelt, weil er einiges Vorwiſſen vom Tode des thörichten Commodus gehabt, und weil er einigen barbariſchen Abgeſandten den Tribut abnehmen ließ, den ihnen Commodus bezahlt hatte. Pertinax muß doch ein hochgeſchätzter Fürſt geweſen ſeyn, da Severus ihn zum Vater angenommen hat, ſo wie er des M. Aurelius Sohns Sohn ſeyn wollte. Ludwig XIII. hat ſonſt den Marechal d'Ancre nicht arquebuſieren laſſen, er ließ ihn ermorden; aber wo hat Hr. W. gefunden, daß Conchini das Haupt einer ſeinem Fürſten entgegenen Faktion geweſen ſey? Er ſcheint dieſen Mord zu billigen, der nach unſerm Begriffe nichts als Furchtſamkeit anzeigt. Hr. W. tadelt auch den Pertinax, weil er den Lätus, der ihn zum Throne erhoben hatte, nicht hat hinrichten laſſen. Auguſt verlegte freylich die Legionen auf die Gränze, er ſorgte aber für Rom durch die Prätorianer, und für Italien durch zwey Flotten. Wir müſſen hier ſchlieſſen, und nur noch anmerken, daß das Kriegs-

volk das Reich eben seiner besten Kayser beraubt hat, denn dahin rechnen wir den Alexander, den Probus, und selbst den Pertinax. Es war also nur in der Natur, daß gute Kayser den Senat erhoben, und ein Gleichgewicht wider die Armee suchten.

LXXVIII.

Physikalische Erdbeschreibung.

Von Thorbern Bergmann,
1769. (S. 259. f.)

Hr. B. betrachtet die Erde als zwey grosse Inseln, die in einem grossen Meere liegen, und mit vielen kleinen Inseln umgeben sind. Da mehr Land in dem Nordpol ist so scheint an demselben Ende die Erde schwerer zu seyn. Was von den Esquimaux S. 11. gesagt wird, ist nunmehr gewiß, denn sie reden offenbar eben die Sprache, die von den Grönländern geredet wird. Nach den grossen sogenannten Kontinenten folgen die Inseln, deren Grösse hier ungefähr bestimmt wird, und dann die unbekannten Länder. Hr. B. scheint die nordöstlichen Reisen nicht für ganz schwer zu halten; wir zweifeln aber noch immer, ob auf einer solchen Polhöhe das Meer lang genug offen bleibe, um von Wardhus bis nach dem Anadyr, oder noch weiter in eine mildere Gegend, zu schiffen; ob es wohl hin und wieder schöne Tage geben mag. Der Erzählung des da Fonte ist Hr. B. nicht ungünstig. Von den

Inseln um die Magellanische Meerenge sollte man billig mehr wissen, nachdem die Franzosen, und nunmehr auch die Engelländer sich einige Jahre daselbst aufgehalten haben. Von den Bergen handelt Hr. B. ausführlich; er glaubt dem Bourguet und Buffon, die Winkel der zwey ein Thal umschliessenden Bergketten seyen allemal wechselweise gleich. Wir haben aber allzuoft gesehen, daß das Thal auf beyden Seiten sich verengert, und die zwey Ketten einander berühren. Ein Schottischer Lord hat uns von den Pyrenäen eben dasselbe versichert, von denen er eben zurückkam. Wir können auch nicht zugestehn, daß die Alpen nach Süden und Westen gäher sind. Nicht nur sieht man in ganz Helvetien die nördliche Seite in entsetzliche Wände abgesenkt; aber es ist auch gewiß, daß aus Wallis nach Italien die Berge überall wegsam, und hingegen von Wallis ins Bernische mehr als zwanzig Stunden lang völlig unzugänglich sind. Hohe Berge sind durchgehends steil, und stellen lange Mauren vor, die sehr oft etliche hundert Klafter tief senkelrecht sich abstürzen. Lesenswürdig ist, was Hr. B. über den Bau der Erde schreibt; eine Materie, die erst seit einer kurzen Zeit in Deutschland bearbeitet wird. Man erkennt aus allem, sagt unser Hr. Verfasser, daß unsere Erde einmal ganz unterm Wasser gestanden hat, und verschiedenemal überschwemmt worden ist. Die Lagen der Felsen haben unbeständige Richtungen; wir haben sie Mondesweise mit den Hörnern höher,

und sehr oft nach Süden schief gesenkt gesehn, oft aber sind sie Wasserpaß. Die Gänge, Metalle und Edelsteine werden hier betrachtet, und die Versteinerungen damit verbunden. In einem andern Abschnitte verzeichnet Hr. B. die berühmtesten Hölen; man sieht in denselben, und auch äusserlich auf dem Harze, Zeichen einer Zerstörung der schon gebauten Erde, und grosse Felsenstücke unordentlich auf einander geworfen. Die Alpen sind hingegen, wenige Stellen ausgenommen, dichte Pfeiler. Die Quellen folgen. Herr B. glaubt, dieselben können doch nicht alle aus den Dünsten und dem Regen entstehen, weil der Rhein und Rhodan u. s. f. im Winter keinen Mangel an Wasser haben. Sie haben aber freylich Mangel und werden sehr niedrig, kleinere Waldströme gehn auch öfters ganz und gar aus. Die grossen aus den Hölen der Gletscher kommenden Ströme behalten etwas Wasser, weil in diesen Hölen die Wärme unveränderlich ist, und allemal etwas vom Eise abtropfet; daß aber Dünste innert der Erde aufsteigen, wie Herr B. glaubt, bedarf eines gewissen Baues, und hat bey den dichten Alpen nicht Platz. Es scheinen ausser Helvetien keine Wasser zu seyn, die niemals frieren, und auch andre Wasser vorm Frieren bewahren, ob sie wohl selbst kalt und angenehm zu trinken sind. Die Flüsse, sagt Herr B. haben nicht eine ihrem Falle angemessene Schnelligkeit, und die Donau scheint mehr Geschwindigkeit zu zeigen als die Höhe der Hügel um Doneschingen mitgiebt. Wir

glauben, die urſprüngliche von dem Abſturze der Alpen mitgebrachte Geſchwindigkeit beſchleunige eine Zeitlang den Lauf der Flüſſe, und dieſes thue bey der Donau der Inne, der mehr Waſſer führt als die Schwäbiſche Donau, und von den höchſten 16000, bis 18000 Schuhe hohen Alpen herunterſtürzt. Und dann wird die Geſchwindigkeit ſehr verändert, und vermindert, auch wohl vernichtet, wenn der Fluß in einen See fällt, oder ſonſt durch ein flaches Feld läuft. Die Donau iſt in Ungarn ſtille, und wiederum unter Belgrad ſchnell, ſo iſts der Rhein, ſo daß eine mittlere Geſchwindigkeit faſt nicht zu beſtimmen iſt. Die Ausdünſtung kann man des Jahrs nicht auf 30 Zoll, und nicht viel höher als auf 15 ſetzen; ſie kann aber dennoch alles zulauffende Waſſer erſchöpfen, wenn der See nur eine genugſame Weite hat. Von dieſen Seen ſpricht unſer Verfaſſer, von den kleineren, und vom gröſten, dem Meere, deſſen untere Ströme (Courans) ein noch unerklärtes Geheimniß ſind. Vom fallenden Waſſer, Thau und Regen, handelt Hr. B. gleichfalls; auch von den Lufterſcheinungen vom Donner und Blitze und vom Sturme; dann von den Jahreszeiten; von der unveränderlichen Wärme tiefer Waſſer, von den ordentlichen Reiſewinden, und den zufälligen Veränderungen der Erde; den feuerſpeyenden Bergen; der Abnahme des Waſſers in den Schwediſchen Meeren, und der Zunahme an den Niederländiſchen und Malabariſchen (zum Theil auch

den Englischen) Küsten; endlich auch von den Gewächsen und Thieren überhaupt. Bey deren letztern Hr. B. doch einige Geneigtheit hat, mit dem Hrn. von Linee anzunehmen, das Männchen bringe das adrichte äussere Wesen, und das Weibchen das innere Nervichte, dem neuen Thiere zu; eine Muthmassung, die von allen Muthmassungen wohl die unmöglichste ist, wenn man blos bedenkt, wie in unendlich feinen Theilen die Adern und Nerven in einander verwoben sind, da auch der feine Unterschied des Gehirns zwischen den Thieren von ähnlichern Geschlechtern völlig unberührt, und unbekannt ist, so hat man nicht den allergeringsten Grund zu sagen, daß eher das Weibchen als das Männchen das nervichte Wesen hergebe. In den Jumaren, wo der Vater ein Stier, und die Mutter eine Eselin ist, und wovon wir Zeichnungen vor uns haben, die durch Veranstaltung des Kardinals des Lances verfertigt sind, ist das Aeussere, (nemlich Magen und Gedärme) gänzlich der Mutter ähnlich.

LXXIX.

Luther und die Reformatoren gegen Gaillard gerettet.

1769. (S. 1389.)

Der französische Geschichtschreiber Hr. Gaillard ist in seiner Geschichte Franz I. ungeachtet unserer er-

leuchteten Zeiten, dennoch äusserst wider Luthern eingenommen, den er vermuthlich bloß durch Bossuet und andre Feinde kennt; denn die deutschen Werke des grossen Mannes hat er gar nicht, und vermuthlich auch die Lateinischen nur obenhin gelesen. Hr. G., der Luthers Grobheit alle Augenblicke tadelt, braucht selber gegen den Mann sehr unabgemessene Ausdrücke, Impudence, Insolence, Opiniatreté, Orgueil. Er mißbraucht den allmähligen Fortgang Luthers zu mehrerm Lichte, als einen Beweis seiner Widersprüche. Wenn er fragt, wer Luthers Werke lese? so sollte er sich erinnern, daß alle Wissenschaften Staffeln und Zeiten haben; daß Luther zu seinen Erklärungen der heil. Schrift bey weitem nicht die Hülfsmittel gehabt, deren wir heute uns zu erfreuen haben; und endlich sollte er wissen, daß Luther ein Klassischer Schriftsteller in der deutschen Sprache ist, und seine Lieder, ungeachtet der veränderten Zeiten, noch immer gesungen, und mit Vergnügen gehört werden. Höchstungerecht sagt G. dieser Rebelle habe alle Mächten zu stürzen getrachtet; kein Mensch war weniger geschickt, in zeitliche Dinge sich zu mischen; er hatte zum Grundsatze: Gott regiere und erhalte seine Kirche wider alle Anstalten menschlicher Klugheit und sichtbare Macht, und Gaillard gesteht diesen Grundsatz selber. Wider seinen Willen muß er den unüberwindlichen Muth des Mannes erkennen, der zu Worms Hussens Schicksal vor Augen

halte,

als wenn man die Begierden der Menschen zu viel einschränken könnte. Die Ehre soll an die Stelle der Religion treten; die Ehre, die nur auf dem Beyfalle der Menschen beruht, und die angesehensten Philosophen nicht hindert zu lügen, zu verläumden, zu verfolgen, die Unreinigkeit auf tausenderley Weise aufzumuntern. In Frankreich hauptsächlich bemühet man sich nicht nur der Gottheit die Aufsicht über die Menschen, die Bestrafung des Bösen, und die Belohnung des Guten zu entziehn, man läugnet auch geradezu das Daseyn eines Schöpfers, und weiß mit tausend kleinen Einwürfen einzuschleichen, die den schreckenden Begriff eines allmächtigen Wesens schwächen. Man bedient sich hier aller der geringen Fehler, die von den Rabbinen oder einzelnen Christen in der Auslegung der Offenbarung begangen worden sind, und kömmt in kleinen Büchern alle Augenblicke mit eben denselben Anfällen wieder. Was soll man nun von dieser Ausrottung der Furcht Gottes anders hoffen, als eine Zügellosigkeit in unsern Begierden, und eine Erkältung in allen den Werken der Liebe, die durch die Religion so leicht und so angenehm gemacht würden. Rousseau hat mit seiner Einschärfung der bloßen natürlichen Religion nicht gemerkt, wie unvollkommen sie ist, wie wenig Gewißheit der Ewigkeit sie geben kann, wie vollkommen unwissend sie schon beym Sokrates über die Frage bleibt, wie kann der sündige Mensch Gott versöhnen? Und was ist die Wirkung seiner Satyren gewesen? Eben

die natürliche Verehrung Gottes, die er über die Offenbahrung erheben wollte, ist zugleich mit derselben bey seinen Bewunderern verlohren gegangen.

LXXXIII.

Castilhon *)

Ibn. (S. 1173. f.)

Dieser Franzose sagt: Il convient de prouver que les habitans de la Monarchie françoise sont infiniment au dessus de toute comparaison avec le reste des peuples de la terre; folglich mußte er alle berühmte Völker alter und neuer Zeit herabwürdigen, mußte den Römern, Egyptiern und den Chinesern das Urtheil sprechen. — Aber Herr C. zeigt wie wenig er Geographie und Naturlehre besitze. Daß die in andere Länder verpflanzten Völker ihre Sitten verändern ist nicht allemal richtig. Mitten in Persien lebten griechische Kolonien nach den Sitten ihres Vaterlandes, und die Juden behalten in allen Theilen der Welt ihren Nationalcharakter. Der Amerikanische Britte, ist von dem Europäischen nicht unterschieden. — Wo hat Castilhon die blauen und grünen Augen gesehen, die er als ein Unterscheidungszeichen den Deutschen beylegt? Wo nimmt er den Beweis her, daß der Hang zur Liebe von der Galle, und zwar von der schwarzen Galle

*) Considérations sur les causes physiques de la diversité des Nations.

komme, die nirgends iſt. —— Das Italiäniſche ſelbſt ſoll nicht ſo angenehm tönen als das Franzöſiſche, das wegen ſeines e muet gar nicht tönt. —— Wo hat er die Nationalphyſiognomie der Engländer geſehen, die monotoniſch ſeyn, und Langeweile machen ſoll. Keine Nation iſt mehr einzeln, und minder eine Kopie. Die Morgenländer ſind nicht wegen der Lage grauſam. Der Benjan iſt mild, und ſchont ſelbſt der Thiere, und keine Geſetze gehn mit dem Leben des Menſchen vorſichtiger um, als die Chineſiſchen, ſo wie keine darinn übereilter zu Werke gehen und ſchärfer ſind als die Franzöſiſchen. Herr Caſtilhon kennt den Norden nicht; ganz unrichtig ſagt er, die nördlichen Völker haben ſich in der Regierung weniger hervorgethan als die ſüdlichen. Der Nord hat das vortrefliche Gleichgewicht zwiſchen dem Könige und dem Volke erfunden, und der Südländer die unumſchränkte Macht. —— Wir halten den Numa weder für fanatiſch noch für einen Betrüger; er rief die Römer von der Abgötterey zu einem einzigen Gott zurück. Ein ungegründeter Gedanke iſts, daß die Römiſche Gravität und der Nationalkarakter ſich auch unter den Kayſern erhalten haben ſolle. Nach dem Trajan findet man wenige Spuren des Römiſchen Muthes mehr, und ſelbſt die Baukunſt, die Herr C. zum Beweiſe anführt, wurde mit Zierrathen überdeckt. Die neuern Römer, und ſchon Cicero bekümmerten ſich auch wenig um den eigentlichen Ackerbau. Sie verſchmähten die Handlung nicht,

und sie war schon zu Ciceros und noch mehr zu des Claudius Zeiten der Weg zum Reichthum. Die Regierungsform zu Rom soll nicht militärisch gewesen seyn; sie war es aufs höchste und eigentlichste. Denn nicht nur war so gar der Unterschied der Familien auf die Pferde gegründet, sondern ein jeder Römer war ein gebohrner Soldat, und mußte eine gewisse Zeitlang dem Vaterlande dienen. Daß die Franzosen, auch in den dunkelsten Anfängen ihrer Regierung, schon ihren Königen äusserst ergeben gewesen, widerlegt sich aus der Verbannung des Sohnes des Meroväus, und der frechen Antwort eines gemeinen Franken an den Clodoväus, der die Beute mit ihm theilen mußte. Was Herr C. zu Entschuldigung der Unruhen unter Karl VI. und der Ligue sagt, kann jedes andere Volk zur Entschuldigung der seinigen sagen, und warum sollen die Engländer wegen Karls des I. Beurtheilung mehr Barbaren seyn, als die Franzosen, wegen der eben so sehnlich gewünschten Verstossung Heinrichs III. dessen Ermordung zwey Drittel der Nation mit Jubel gefeyert haben. Sehr unrichtig dünkt uns der Rath des Herrn C. bey der Auferziehung der Jugend das Lateinische wegzulassen, als wodurch dieselbe vom Genusse der trefflichsten Werke ausgeschlossen, und in die Schranken der Französischen Schriften eingesperret wird. Die ausschweifenden Lobsprüche seiner Landesleute, die allemal mit dem Ausschlusse aller andern Nationen begleitet sind, können wir nicht alle beleuch-

ten, aber die douce politeſſe dans nos diſputes haben wir nicht ohne Lachen leſen können. Man leſe, wie höflich Voltaire und andre Philoſophen ihren Gegnern begegnen. Dankbar aber ſehn wir den Verfaſſer doch den air de conquete erkennen, den ſeine Landesleute überall, ſelbſt in der Liebe beybehalten. Aber nichts iſt widerſinniger als der Ruhm: ein Franzoſe nehme alle Geſtalten an, und ſeye zu London ein Engelländer, im Haag ein Holländer u. ſ. f. Sie bleiben an allen Orten ſichtbarlich Franzoſen, und verlangen, andre Nationen ſollen ſich zu ihren Sitten beugen. Eben ſo ungerecht ſchreibt er das Gefühl der Ehre ihnen zu, das alle Europäiſche Nationen beſitzen, und viele weiter treiben als die Franzoſen.

LXXXIV.

Ueber die Auflagen.

1770. (Jug. CCIV.)

Le Rétabliſſement de l'Impot, iſt das Werk eines Franzoſen von jener Klaſſe, die mit der beſten Abſicht, dem Landbaue aufzuhelfen, ihn dennoch durch die darauf gelegte Beſchwerde zu Grunde richten wollen. Ihr Irrthum iſt, daß alle Auflagen, ſie mögen ſeyn wie ſie wollen, endlich auf den Beſitzer zurückfallen; wogegen er durch eine Erhöhung der Pachten, und der Pachter durch eine Erhöhung der

Preiſe ſich retten muß. Hätte doch der Verfaſſer nur Hollands Zuſtand betrachtet, wo in etwa 225 geviertten Stunden brauchbaren Landes anderthalb Millionen Menſchen wohnen, die dem Staate 24 Millionen Gulden bezahlen. Wenn dieſe Steuren einzig auf das Land gelegt würden, ſo würde ſie die ungeheure und unerſchwingliche Summe von 206 Gulden auf einen Morgen von 40000 Schuh ausmachen, da hingegen die Zölle, und die einzig auf die Reichen und ihren Gewinſt drückenden Auflagen, es dahin bringen, daß eigentlich andere Länder, die die holländiſchen Waaren kaufen, dieſe Steuren bezahlen müſſen, und der Arme in Holland ungefähr 4 Gulden des Jahrs bezahlt, und folglich dem Staate kaum den 72 Theil ſeines Verdienſtes entrichtet. Er hat ſich auch nicht erinnert, daß der Landwirth alle ſeine aufzuwendenden Unkoſten vorſchieſſen, folglich, wenn er dadurch in die Noth geräth, ſeine Produkten nicht nach der Maaſſe der mehreren Beſchwerden theuer geben kann, ſondern wohlfeiler wegſchlagen, und gar zu Grunde gehen muß, wenn alle Laſten des Landes auf ihm liegen, und ein unfruchtbares Jahr ſeinen Grund von allen Produkten beraubt. In Helvetien liegen faſt alle Abgaben auf den Grundſtücken, weil ſie ehemals gegen ewigen Grundzinſe von den Edlen wegegeben worden ſind. Sie ſind gering, und drücken doch den armen Landmann bey einem Mißwachſe gar ſehr. In Frankreich aber, wo 30.

Millionen Morgen sind, müßte der Morgen 12 Thl. bezahlen, wenn der König nur 360 Millionen aufnehmen sollte, und diese Auflage würde in vielen Gegenden den ganzen reinen Eintrag eines Morgens wegnehmen. Wir machen diese Anmerkungen, weil eine ganze Sekte den Grundsatz unaufhörlich wiederholt, der das Reich völlig zu Grunde richten, und den Besitzer des Landes zwingen würde, eher seine Grundstücke abzutreten, als die unerschwinglichen Auflagen zu bezahlen. Sonst sind die Gründe, wenn unser Ungenannte den Kaufmann nicht beschweren will, sehr seicht. Die Taille hat allerdings ihre unerträgliche Fehler, weil sie eine Vermögenssteuer ist, die ohne Kataster willkührlich aufgelegt wird; so sind die Aides. Freylich haben die Accisen auch ihre Fehler, wenn sie zumal das nothwendigste am meisten, und das entbehrlichste am wenigsten drücken. Sie sind aber dennoch, wenn sie nach gesunden Grundsätzen aufgelegt werden, das einzige Mittel, alle Unterthanen nach dem Verhältnisse ihres Aufwandes, und folglich ihrer Einkünfte zu belegen. Wir übergehen das übrige, das mehrentheils in Scheingründen besteht.

LXXXV.

Aeſchylus. *)

1771. (S. 406.)

Freylich ſind des Aeſchylus Trauerſpiele nach einem ganz andern Grundriſſe verfertigt, als die unſrigen. Eine einzige Verlegenheit der Hauptperſon nimmt das ganze Spiel ein, ohne Epiſoden, Knoten, viele Perſonen, und ſonderliche Umſtürze des Glückes (Cataſtrophe). Manchmal bleibt die Hauptperſon in der Verlegenheit, wenn das Spiel aufhört, wie die Danaiden, der Prometheus. Die Einheit der Oerter und Zeiten iſt auch nicht beobachtet. Oreſtes iſt zu Delphi, und wieder zu Athen. Offenbar iſts, daß Aeſchylus theils dem Nationalſtolze der Athenienſer geſchmeichelt hat, und theils auch der Republik Argos, wie aus den Eumeniden, den Danaiden und andern Stellen erhellt, etwas Angenehmes vorzuſagen geſucht hat. — Ihnen zu lieb ſcheint der ſonſt verhaßte und in der Hölle von den alten Dichtern beſtrafte Karakter der Danaiden günſtig gemacht, und die Großmuth des Volkes von Argos erhoben worden zu ſeyn. Das weſentlichſte machen die Pindariſchen Lieder aus, die in allen Gedichten vorkommen, und worinn Aeſchylus an Erhabenheit, aber auch an Dunkelheit, den Sänger von Thebe faſt noch

*) Tragédies d'Eſchyle, Paris 1770.

übertroffen hat. Selten verfällt A. ins Niedrige, in etwas doch in den sieben Anführern von Theben. Wunderlich müssen uns die Höflichkeiten vorkommen, die Minerva den Furien vorsagt, und der Segen, den die verschönten Unholdinnen über Athen aussprechen; dieser Widerspruch muß in der Mythologie der Bürger von Athen seine Auflösung finden. Prometheus zielet auf eine Ueberwältigung des Jupiters durch einen Abstämmling der Jo. Unziemliches findet man sonst nichts beym Aeschylus, und keine Liebe, als die brüderliche und kindliche. Die Uebersetzung ist erhaben, und ihr Verfasser hat Mühe daran gewandt, den Sinn des A. durch seine verschiedene Ausgaben aufzufinden. Inhumain vom Jupiter gesagt, ist doch kein angemessener Ausdruck; und Diamanten kannte der alte Dichter wohl nicht. Die Geschichte der Jo ist beym Prometheus eine zweyte mit der ersten unverbundene Handlung; bald sollte man meinen, Aeschylus habe blos seine geographische Kenntniß zeigen wollen, und auch die ist sehr verworren. Clytemnestra hat einen erhaben bösen Karakter und ziert sich mit den tugendhaftesten Reden, den Agamemnon zu verblenden, dem sie verdächtig scheint; sein eigener Karakter ist offenherzig und edel. Zu den Choephoren (dem Morde dieser Königin) hat Racine ein Exemplar mit eigner Hand verbessert. Die Danaiden hatten eine ewige Jungferschaft gelobet; die Geschichte führt hier nicht zur Ermordung

ihrer Freyer, die wie die Freyer im Homer gebietes risch sprechen. Der Herausgeber endigt mit einer Abhandlung, worinn er die Reisen der Jo zurecht bringen will; es scheint aber unmöglich den Ochsen aus Asien ins Land der Gorgonen zu erklären, aus welchem leztern Lande sie erst nach Aegypten zurück kömmt.

LXXXVI.

Thomas Abbt.*)

1771. (S. 751.)

Die Briefe welche dieser Mann mit Herrn Mendelssohn und Nikolai ꝛc. gewechselt hat, gehen viele Erläuterung zu der Geschichte der Litteraturbriefe (einer periodischen Schrift, deren Strenge dem Rezensenten oft mißfiel, ob er gleich nie was von derselben gelitten hat, auf der andern Seite aber fand er in derselben etwas, das er vor dem in keiner wenigstens so beständig gefunden hatte: Rezensionen welche zeigten, ihre Verf. hätten bessere Schriften selbst verfertigen können, als sie rezensierten. Diese lezte Eigenschaft findet sich eben nicht in manchen neuen Rezensionen, die sonst die erstere, schlimmere, den Litteraturbriefe, noch haben). Wie sorgfältig Abbt in Ausarbeitung seiner Schriften, wie nachgebend er

*) Freundschaftliche Korrespondenz.

gegen die nichtsweniger als ſchonenden Kritiken ſeiner Freunde geweſen, dieſes hier zu ſehen, kann manchem Schriftſteller ſehr lehrreich ſeyn. Einige philoſophiſche Unterſuchungen ſind auch unterrichtend. Unterſchiedene klagvolle Briefe, beweiſen weiter nichts, als daß Abbt für die Lebensart nicht gemacht war, und ſich nicht in ſie zu ſchicken wußte, zu der ihn ſeine Umſtände eine Zeitlang nöthigten. Er hatte aber auch ſo viel Selbſterkenntniß, daß er für die Aſtronomie nicht gemacht wäre, durch welche ihm eine Verſorgung angeboten ward, und folglich konnte Abbts Genie zu manchen Dingen nicht gemacht ſeyn, zu denen andere Genies gemacht ſind. Wie es Abbt hierinnen gegangen iſt, ſo iſt es mehr guten Köpfen in und auſſer Deutſchland gegangen, die deswegen nicht für nöthig gefunden haben, Klagen drucken zu laſſen und allenfalls nach dem Horaz gelernt haben: Sibi res, non ſe ſubjicere rebus. Unterhaltender, und werth auf die Nachwelt zu kommen, ſind die Briefe in denen er noch in Rinteln vom Hrn. Grafen von Bückeburg, zu einer Zeit redet, da er noch ohne was von dieſem Herrn zu erwarten, durch eine anderweitige Beförderung zu bald von Ihm entfernt zu werden fürchtete. Der, der Abbten zu ſchätzen, zu brauchen, zu belohnen wußte, war in ſeiner Art was noch viel auſſerordentlicheres, als Abbt in der ſeinigen.

LXXXVII.

Aristoteles, Horaz, Vida, Boileau.

Nach dem Abbt Batteux. *)

1771. (S. 922. f.)

1. Aristoteles. Mr. B. versichert, er habe wörtlich übersetzt; das hat er nicht gethan, und vielmehr seinen Verfasser umschrieben. Man lieset das Buch selten mehr, es frägt aber, ob es wohl nur ein Theil von einer Dichtkunst ist, das Gepräge eines grossen Meisters. Der Geschmack des Philosophen ist überhaupt vortrefflich. Was er von den Einheiten sagt, selbst von der Einheit des Karakters bey den tragischen Personen, was er über die Entwickelung des Knoten, den Vorzug des Trauerspiels (es war eine wirkliche Oper) erinnert, und überhaupt das ganze Werk ist aufs Feinste gedacht. Obwohl nun Hr. B. vom Aristoteles glaubt, er habe genugsame Muster grosser Dichter vor sich gehabt, Regeln für die Dichtkunst von denselben abstrahiren zu können, so finden wir doch des Stagiriten Begriffe eben um deswegen nur etwas zu enge, weil er nur wenige Muster vor sich gehabt hat, daher sein dunkler Begriff, durch das Trauerspiel den Schrecken und das Mitleiden zu reinigen. Das ist nicht der Zweck des Trauerspiels, sondern das Herz durch ernsthafte Triebe zu rühren.

*) Poetique d'Aristote, d'Horace, de Vida & de Boileau. 2 Vol. Paris 1771.

Die bloſſe Bewunderung, die Großmuth, macht ohne Schrecken und Mitleid einen vortreflichen tragiſchen Karakter; ſo iſt Cinna und Titus, ſelbſt Nicomedes und Heraclius. Aber die Athener (warum doch ſo weitläuftig Athenienſer) litten in ihren Schaubühnen am liebſten unglückliche Tyrannen; ſie nahmen ſie deswegen gern aus den trauervollen Häuſern des Lajus und des Pelops; doch nicht allemal, wie Ariſtoteles meint; denn Aeſchylus hat die neueſten Perſer aufgeführt. Eben ſo unrichtig iſt der Begriff, die tragiſchen Perſonen müſſen weder gar zu laſterhaft, noch allzuvollkommen ſeyn; ein geſtrafter Laſterhafter iſt tragiſch, und die belohnte Standhaftigkeit eines mit dem Unglücke kämpfenden ächten Helden iſt es auch. Daß der Ausgang allemal traurig ſeyn müſſe, iſt eben ein ſolches Vorurtheil; er war es auch bey den Alten nicht, wie in des Euripides Alceſtis. An einem groſſen Verehrer des Homers muß man es entſchuldigen, wenn Ariſtoteles meint, er habe die Menſchen beſſer gemahlt als ſie ſind; wir finden alle Karaktere vermuthlich nach der Natur gemahlt, aber ſehr unvollkommen. Die Ilias iſt der Sieg der Gewalt, und die Odyſſea der Triumph der Liſt. Daß die Jamben eben nichts zur Satyre vorzügliches haben, haben die lateiniſchen Satyrenſchreiber bewieſen. Nach dem Werke kommen einige Anmerkungen. Das Reinigen durch den Schrecken und das Mitleid ſucht Herr B. zu erklären; es geht aber für uns noch

immer dunkel, und wir wünschten nicht, daß man das Mitleid aus unsern Freunden austriebe, oder es bey uns auch nur schwächte. Herr B. vertheidigt den Achilles wider den grossen Kenner den Horaz, wir finden aber den Peliden noch viel tadelhafter. Sein Verkaufen des Körpers des Hektors, des einzigen Helden, der einige Menschlichkeit zeigt, ist bloß durch barbarische Sitten zu entschuldigen. Und Jupiter kannte ihn besser, der durch ein Wunderwerk ihn zwingen mußte, den Priamus leidlich zu empfangen.

2. Horaz. Dieses grosse Muster des guten Geschmacks hat freylich auch nur einen Theil einer Dichtkunst geliefert, was er aber sagt, ist wahr und lehrreich.

3: Vida: ein im Virgilius wohl bewanderter Mann, der fleißig sich mit den Blumen der Alten zu schmücken wußte, aber dabey weitschweifig, mit fremden Dingen beschäftigt, oft überaus niedrig war; und überhaupt dringt er in das Innere der Kunst nicht ein. Die Auferziehung eines Knaben, womit er sich lang abgiebt, ist eine ganz fremde Sache. Die Regel eine Heldengeschichte in der Mitte anzufangen, und das Vorhergegangene zu erzählen, hat uns nie gefallen wollen. Nicht nur bringt sie eine unnöthige Unordnung in die Erzählung, sondern man braucht die Personen selbst zum Erzählen, wodurch unserm Begriffe nach entweder die ganze Schreibart ernie-

dringt, oder auf eine unwahrſcheinliche Weiſe der epiſche Styl einer Perſon in den Mund gegeben wird, wohin er ſich nicht ſchickt, da er in der Feder des Dichters an ſeinem Orte iſt. Denn wenn braucht ein Fürſt in ſeinen Reden Gleichniſſe, Metaphoren und dergleichen Zierrathen, die nicht ohne Ueberlegung und Arbeit können erfunden werden. Uns gefällt, daß Vida, ganz ehrlich, die niederträchtigen Gleichniſſe des Homers, und die langen Reden in den Schlachten mißbilligt, und es für keine Schönheit anſieht, wenn eben die Worte wiederholt werden. Odini Anmerkungen werden im urſprünglichen Latein hier abgedruckt.

4. Boileau. Man kennt ſeine gefeilte und mühſam ausgeſchliffene Art Verſe vollkommen zu machen. Sie erſcheint hier in ihrer Vollkommenheit. Aber auch hier ſuche man nichts aeſthetiſches, nicht einmal einen recht gereinigten Geſchmack. Malherbe war der Mann nicht, Helden würdig zu loben; und die verbuhlten Verſe des Horaz gehören nicht zur ächten Ode; ein Sonnet iſt auch ein Spielwerk, dem wir niemals den Vorzug unter den Gedichten geben würden. Eben ſo wenig ſchränken wir das Heldengedicht in die Götter der Fabeln ein; aber Boileau hatte den Namen des Milton, auch des Addiſon's, nie gehört. Und wie füllt des Achilles Zorn eine Ilias an? Weil der Dichter zwanzig Schlachten erdichtet, und in jeder die Umſtände aus einander ſetzt, wie jener durch die Leber und dieſer durch den Hals

gestochen worden sey, ein Ueberfluß in Kleinigkeiten, worinn noch Fenelon den Homer zwar nachgeahmt, aber doch mehrentheils etwas einzuflechten getrachtet hat, woran der Leser Theil nimmt.

LXXXVIII.

Klopstock und die französischen Liederdichter.

1771. (S. 956. S. 822.)

Freylich sehen wir lieber Klopstocks Werke sich vervielfältigen, als die weichen Herzen der Jugend noch mehr erweichenden Werke der sogenannten Anakreonten; die wohl gar geradezu sich versprechen, durch den Genuß ihrer Lüste, wie durch verdienstliche Handlungen, sich einen Weg zur glückseligen Ewigkeit zu bahnen. Freylich verehren wir Klopstocks Liebe zur Tugend und zu Gott. Ist schon unser Geschmack an die neuern Wendungen noch nicht gewöhnt, womit er die Sprache bereichert hat; sind wir noch immer in den Gedanken, ein Vers müsse nicht mit einem Worte abgebrochen werden, das zu nahe mit dem ersten Worte des folgenden zusammenhängt; finden wir noch immer, hin und wieder sey man gegen Gott vertraulicher, als es seine unendliche Grösse zulassen sollte; so hindern uns diese eingeschränkten Gefühle nicht, das Grosse und Erhabene in Klopstocks Geiste zu empfinden. So wenig wir uns an die neuen

Sylben-

Sylbenmaaße gewöhnen, so wenig wir die Harmonie in vielen derselben fühlen; so sehen wir nicht auf dieses für uns fremde Aeusserliche, das durch schwache Nachahmer so oft mißbraucht worden ist; wir sehen auf das Herz, auf die edeln Gesinnungen, und auf die athmenden Ausdrücke des Dichters. Wir glauben auch mit Hrn. K. in der poetischen Mahlerey und in der erhabenen Schreibart habe die deutsche Sprache viele Vorzüge, selbst vor der Englischen, die viel ärmer im Zusammensetzen ist, und deren Wörter noch viel weniger Gelenk haben.

Der Inhalt der französischen *Elites des Poesies* ist mehrentheils Tändeley und Liebe; die meisten sind auch ganz artig. Diese Art von Gedichten ist dem Nationalkarakter der Franzosen am besten angemessen und in derselben sind sie am glücklichsten. Ob aber diese Klasse überhaupt zum Besten des menschlichen Geschlechts etwas beytrage, ob sie die grosse Achtung verdiene, die viele Fürsten gegen ihre Verfasser zu unsern Zeiten bezeugen, das wäre eine ernsthaftere Frage. Sie können dienen, einen Augenblick zu belustigen. Sie können, wenigstens viele von ihnen, Lüste rege machen, die von der Natur selber ihr Angenehmes haben; aber zum wahren Besten des Menschen, zu seiner beständigen Glückseligkeit, tragen sie nichts bey. Ohne die Religion zur Hilfe zu rufen, lehrt uns die Erfahrung, sie lehrt es auch selbst diejenigen, die es am ungernsten lernen, daß Arbeit,

und tugendhafte Thaten das Gemüth stärken, daß sie ihm eine Fähigkeit beybringen, zum gemeinen Besten arbeitsam und thätig zu seyn, und daß alles Schwere, was der Mensch oft thut, ihm geläufig, leicht und vergnügend wird. Da hingegen alle weichliche Triebe, alle sinnliche, oder nach den sinnlichen abgemahlte Wollüste, das Gemüth erweichen, ihm ernsthaftere Arbeiten ekelhaft machen, und auch diese unglückliche Wirkung haben, daß die Gewohnheit sich zu vergnügen, das Vergnügen selbst schmacklos, und wie die starken Getränke den verwöhnten Geschmack endlich gegen alles unempfindlich machen, was nicht noch reitzender, als die gewöhnten Lustbarkeiten sind.

LXXXIX.

Das Jahr 2442. *)

1771. (S. 1254. f.)

Einer der mißvergnügten Franzosen, der die Mängel des gegenwärtigen Zustandes auf das lebhafteste fühlt, ein grosser Verehrer des Rousseau, des Beccaria, und aller Fürsprecher der menschlichen Bosheit, hat hier einen freylich unermeßlich langen Traum erzählt, den er gehabt haben will, und in welchem

*) L'An deux mille quatre cent quarante deux (par M. Mercier.)

er nach 670 Jahren in dem damaligen Paris wieder aufwacht, und die vortreflichen Folgen einer alles leitenden Philosophie sieht. Der Mann hat eben den Hang zum Widerspruch gegen sich selbst, wie sein Rousseau. Er ist sehr bedächtlich, das Blut eines Missethäters zu vergiessen, es muß ein Mord seyn. In dreyßig Jahren ist zu Paris eine einzige Hinrichtung gesehen worden. Man läßt den Angeklagten sich nicht nur verantworten, sondern selber verurtheilen, und dann bittet ihn der Staat fast um Vergebung, daß er ihn niederschiessen lassen will. Hingegen läßt er einen Rächer, einen Mohren, entstehn, der auf einmal, mit Beyfall des Verfassers, alle Europäer, auch die Franzosen, in Amerika vertilgt, und dann zwar nicht etwa die Freyheit, sondern zwey grosse Kaiserthümer aufrichtet: Mexico und Peru. Hier ermordet unser Mann vielleicht zwanzig Millionen Europäer ohne Reue, davon doch keiner dem Inca oder dem Montezuma ein Haar gebogen hat, und davon ganze Millionen auf rechtmäßig besessenen, und von den Eigenthümern angekauften Grunde wohnen. Die grossen Helden der Tugend, die Heiligen des 25sten Jahrhunderts, übernehmen aus Liebe zum Menschengeschlechte, die Kloaken zu räumen, Steine zu hauen, und andre Beschwerden des gesellschaftlichen Lebens. Unsers Träumers Helden, darunter Rousseau, erhalten nunmehr die verlangten Bildsäulen, und treten in Marmor auf den

Köpfen ihrer Verfolger, der Christophes. Alle andre Sprachen sind abgeschaft, und die philosophische Jugend vom Lateinischen und Griechischen erlöset. Das Palais Royal dient der Arzneywissenschaft, und seine Säle zu Erfahrungen; doch sollte billig diese Kunst sehr leicht seyn; denn der Wiederauferstandene versichert, wie Bontekoe, alle Krankheiten kommen von verdickten Säften. Die Theologie ist abgeschafft, ein ungeoffenbarter Gott wird angebetet, den ein jeder verehrt, wie er es gut findet, und doch kömmt ein Prälat in den erleuchteten Zeiten, und führt den heiligen Paulus an. Das andre Leben besteht auf brachmanisch, in einer auf und absteigenden Seelenwanderung. Die ehemahlige Kommunion ist dahin gebessert, daß man dem Jünglinge ein Sehrohr und ein Vergrösserungsglas reicht, die Schüssel zu beyden Unendlichkeiten. Die Fleischer werden vor die Städte versetzt, ihr Handwerk ist unehrlich, kein Bürger übt es, es bleibt verwiesenen Fremden. Die Todten werden weit vor der Stadt verbrannt. Aber sollten nicht tugendhaftere Schauspiele für das philosophische Volk geschrieben werden, in denen nicht eben die abgöttische Liebe zu einem Frauenzimmer der grosse Trieb wäre, der den Helden beseelte? So denkt unser Philosophe nicht, er behält die französischen Schauspiele als unverbesserlich. Doch giebt es auch republikanische Schauspiele, zumal das Lob des Sanftmüthigen, des Blutschonenden, des sein Va-

terland befreyenden Cromwell's, denn der ist unsers Träumers Held. Der königliche Büchersaal ist zum Kabinete geworden. Man hat die Schriftsteller fast alle verbrannt, und die übrigen abgekürzt, selbst Horaz ist noch kürzer geworden, weil er zu einer epikureischen Ruhe räth. Rousseau, der Romanenschreiber, steht triumphirend und ungabgekürzt neben Young und Locke. Voltaire muß büßen, daß er vom Jean Jaques übel gesprochen hat. Die Werke seiner letzten fünfzehn Jahre sind verbrannt, und seine 26 Quartbände sehr geschwunden. Ein Redner versvottet die jetzige Akademie francoise. Die Naturaliensammlung ist unermeßlich. Der Wallfisch und der Elephant erscheinen in ihrer kolossalischen Grösse. Es bleibt doch ein König, dessen Thron auf dem Grabe seines Vorfahrers steht, aber dieser König hat nur die über den Gesetzen haltende Macht, die gesetzgebende ist bey den Ständen, die Verwaltung führt ein Reichsrath, und freylich ist der Zepter nunmehr nicht schwer; aber daß ein solcher König alle Macht besitze, Gutes zu thun, das ist schwer zu sehen; er ist ungefehr ein chinesischer Censor. Der Erbfürst wird, sich selbst unbekannt, wie ein gemeiner Jüngling erzogen, und erst im zwanzigsten Jahre von seinem Vater erkannt. Anstatt aller Auflagen ist ein grosser Kasten, worein alle Jahre ein jeder den funfzigsten Theil seiner Einkünfte legt. Italien hat einen Kaiser, vor dem sich der Bischof zu Rom ehrerbietig bückt, aber wozu

dieſer Biſchof? Louis XIV. iſt verurtheilt, mit ſeinem Schatten auf dem Schutte von Verſailles zu ſitzen.

XC.

Unterſuchung über das Chriſtenthum.

Von A. Bonnet. *)

1771. [Zugabe S. 3. f.]

Herr Bonnet hat aus der oben (S. 328.) angeſagten Palingeneſie dasjenige ausgezogen, worinn vorzüglich die chriſtliche Offenbarung vertheidigt wird, und von der Geſchichte der Natur nur wenig beybehalten. Er hat ſeine Arbeit nunmehr in Kapitel abgetheilt, die allzu gelehrten Kunſtwörter durch gemeinere gegeben, einiges hin und wieder zugeſetzt, und das ganze 39. Kap. neu beygefügt; hin und wieder auch in einigen Anmerkungen die Einwürfe beantwortet, (zumal die ſo von einem aller Hochachtung würdigen Hebräer herkommen). Wir werden kürzlich anzeigen, was uns am wichtigſten vorgekommen iſt. Hr. B. hält ſeinen Gedanken von einem feinern und unzerſtörbaren Gehirne noch für dienlich, das im gröbern Gehirne verborgen iſt, und erſt in der Ewigkeit ſich entwickeln ſoll, dabey aber die Eindrücke beybehalten wird, die es durch das gemeine Gehirn empfangen hat; hierdurch

*) Recherches philoſophiques ſur les preuves du Chriſtianiſme 1771.

wird die Personalität, und die Zurechnung der Thaten des Lebens nach des Hrn. B. Gesinnungen am leichtesten erklärt. Da er sich versichert, daß wir verschiedene Eindrücke zugleich empfinden können, so schließt er hieraus auf die einfache und unzertheilbare Natur der Seele. Die Vernunft hat einige billige Vermuthungen der Unsterblichkeit dieser Seele, ein deutliches und überzeugendes Licht aber kann nur die Offenbarung geben. Das Daseyn Gottes erhellt aus der Beständigkeit und Uebereinstimmung der Gesetze, und aus der Zufälligkeit der Umstände bey einem jeden Wesen. Alle Gesetze stimmen überein, aber die Ursache dieser Uebereinstimmung liegt nicht in ihnen selber. Daß aber der Gesetzgeber selber spreche, kann der Mensch nicht deutlicher erkennen, als wenn der Gesetzgeber dabey die sonst unveränderlichen Gesetze der Natur in einzelnen Fällen ändert, denn das kann niemand, als er, thun. Folglich sind die Wunderwerke das Siegel, das Gott seinen Befehlen an die Menschen aufdrückt. Die Wunder entstehn aber nach Hrn. B. nicht plötzlich, sie sind vorbereitet und in einem Beyspiele sind die Gehirne gewisser Menschen so zubereitet, daß sie dem Willen des Gesetzgebers auf eine angemessene Weise dienen können. Auch zu andern physischen Begebenheiten können die Anstalten angeordnet gewesen seyn, und vielleicht urtheilen diejenigen, die die Wunderwerke für unmöglich ausgeben, wie ein Kind, das die Wirkungen eines Werkzeuges für un-

möglich hält, weil es den Bau deſſelben nicht kennt. Selbſt die Schwere, die Dichtigkeit, die Menge der elektriſchen Materie, können durch vorgeordnete Urſachen beſtimmt worden ſeyn. Es iſt ſo ſchwer nicht, die Wunderwerke zu erkennen. Bey denſelben iſt kein Verhältniß zwiſchen den bekannten Urſachen und ihren Folgen, und die Wunder treten offenbar aus dem gewohnten Gleiſſe der Natur. Es war den Jüngern Jeſu nicht ſchwer, zu erkennen, daß Lazarus wirklich todt war, und daß keine bekannte Urſache ihn wieder aufwecken konnte, und Humens Einwurf geht zu weit. Daß alle Menſchen todt bleiben, iſt eine bloſſe Sammlung von Erfahrungen; die eine neue Erfahrung niemals unmöglich machen kann. Hr. B. begegnet hier einigen Einwürfen. Wieder die Idealiſten. Er zeigt wie Gott durch die Kette der Urſachen und Folgen das Künftige zuvor ſehen könne. Die Gründe wiederholen wir mit Fleiß nicht, wodurch man beweiſet, daß die Jünger Jeſu weder betrogen haben werden können, noch ſelbſt Betrüger geweſen ſind. Hr. B. beantwortet den Einwurf, daß Jeſus nach der Auferſtehung ſich nicht allen Juden gezeigt habe, durch die Abſicht ſeines Leidens, die ſich auf alle Zeiten und alle Völker erſtrecken ſollte, die doch unmöglich zuſammengerufen werden konnten, um alle ſeine Auferſtehung bezeugen zu können. Er erwähnt einige höchſt deutliche, und wichtige Weiſſagungen, die unfehlbar um einige Jahrhunderte älter ſind, als die Menſch-

werdung des Heilandes. Die Gründe aus der innern Vortreflichkeit der Offenbarung werden ausgeführt, und endlich einigen Einwürfen begegnet, die von der Unvollkommenheit der Tugend bey den Christen, von der unvollständigen Verkündigung in allen Ländern, von der Freyheit der Menschen, und von andern Schwierigkeiten hergenommen werden. Die Lebhaftigkeit und Präzision des Vortrages unsers Verfassers ist bekannt, und braucht keines Anrühmens.

XCI.

Ueber die Offenbarung. *)

Von Hr. v. Haller.

1772. (S. 107.)

Wir vernehmen zuverläßig, bey dem Todtbette eines der Häupter der Bernischen Republik, eines alten Freundes des Hrn. von Haller, sey der letztere von einem in vieler Hochachtung stehenden Gottesgelehrten ermahnt worden, in den Zeiten, da das Christenthum in seinen wesentlichen Theilen so häufig angegriffen wird, die Gründe seiner Ueberzeugung an den Tag zu legen. Man erstreckte dieses Verlangen blos auf die Göttlichkeit der Sendung Jesu, auf seine göttliche Natur, und auf seine Genugthuung;

*) Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. 1772.

weil diese Wahrheiten bey der zunehmenden Lauigkeit der Protestanten, durch die Anfälle der Spötter und der Socinianer, am meisten in Gefahr sind. So fremd es dem Hr. v. H. vorkam, in einem Felde zu arbeiten, dessen Bau ihm eigentlich nicht aufgetragen war, so ließ er sich, auch durch die letzten Reden eines sterbenden Freundes, und durch die Gegenwart der nahen Ewigkeit bewegen, einen Versuch zu thun. Er brauchte hierzu was eigentlich das wesentlichste in der Geschichte Usongs hatte seyn sollen, und worinn die letzten Gesinnungen eines die Wahrheit einsehenden Deisten vorgetragen waren, nur glaubte er, es sey der Würde der Religion gemäßer, alles Weltliche und Poetische von diesen Betrachtungen wegzunehmen, wobey er blos die Gestalt, von einem seinem Tode nahen, an eine vermählte Tochter schreibenden Vaters beybehielt. Er blieb in der ganzen Ausführung bey der H. Schrift, die seine einzige Theologie ist. Der Mensch ist böse, sagt er, eine Wahrheit, die ein Voltaire sich nicht zu bestreiten schämt, er, dessen feindselige und rachgierige Seele den Satz so deutlich beweiset, den er verneinen will. Der böse Mensch mißfällt also Gott, und Gottes Mißfallen ist die wesentliche Hölle; es ist unmöglich, da Gott das Gute liebt und belohnt, daß er das Böse nicht mißbillige und bestrafe, wie soll nun der böse Mensch mit Gott versöhnt, wie soll Gottes Gerechtigkeit bewogen werden, ihm seine Sünden zu vergeben? Die-

ſes Geheimniß, worauf doch die Beruhigung eines jeden Menſchen ſich gründen müßte, konnten die Weiſen nicht entdecken; eine auſerordentliche Perſon mußte abgeſandt werden, uns daſſelbe zu eröffnen; für dieſe Perſon trug ſich Jeſus an. Er lehrte uns in der That eine Menge heilſamer Wahrheiten, deren ganzen Umfang die von ihm erleuchtete Vernunft nunmehr erreicht, die aber dennoch den weiſeſten Völkern verborgen geblieben waren. Die unläugbare Vortrefflichkeit ſeiner Sittenlehre beweiſet ſeinen göttlichen Beruf noch nicht, ſie iſt aber eines der Kennzeichen, woran man ein Werkzeug Gottes erkennen ſoll. Dieſer Jeſus iſt unſtreitig das Haupt der Chriſten, und der Anfänger ihrer Religion. Seine Lebenszeit fällt aufs genaueſte in die Zeit, in welcher der Geſalbte erſcheinen und leiden ſollte. ✓ Jeſus trug die Kennzeichen an ſich, die viele Jahrhunderte vor ſeiner Geburt den Retter der Welt zu erkennen waren vorhergeſagt worden. Dieſe Kennzeichen waren zudem eine Miſchung von Höhe und Niedrigkeit, Herrſchaft und Leiden, die in keines Menſchen Gedanken gekommen waren, und die das Volk ſelbſt, aus welchem Jeſus entſprang, die ſeine nächſten Freunde und Diener niemals begreifen konnten, die aber alle, und auf das ausnehmendſte ſich mit Jeſu vereinigten. Jeſus hatte alſo in ſeinen Lehren, in ſeiner Geburt, in den Beſonderheiten ſeines Lebens alles, woran man den verſprochenen Lehrer erkennen konnte. Aber für das Volk und für

die Mehrheit der Menschen war das Zeugniß Gottes noch deutlicher, das ihm durch die Wunderthaten gegeben wurde, an welchen niemals gezweifelt worden ist. Auf diesen Wundern beruhte die lebhafte Ueberzeugung der Jünger, die eher in den Tod giengen, als daß sie einen Mann verleugnen konnten, an dem sie die Beweise der göttlichen Sendung so deutlich gesehen hatten. Die Auferstehung war das Siegel aller vorigen Wunder, und der erschütternde Grund, worauf sich die Standhaftigkeit der Bothen Jesu gründete. Wider die Sophisten wird leicht gezeigt, daß ein Wunder eben wie eine andere Geschichte, durch das Zeugniß der Sinne erkannt werden kann. Die Bothen Jesu waren keine Betrüger, da sie keine weltlichen Absichten, und bey ihrem Zeugnisse nichts als Elend vor sich hatten. Sie wurden selbst mit Wundergaben ausgerüstet, wodurch ihre Ueberzeugung unüberwindlich wurde, und diese Wundergaben sind so innigst in ihre Schriften und Geschichten eingewirkt, daß daran nicht gezweifelt werden kann. Wenn nun Jesus der Abgesandte Gottes ist, so verdient er Glauben; wenn er sagt, und seine Jünger sagen läßt, die Gottheit wohne in ihm, so müssen alle Einwürfe der Vernunft verschwinden; da ohne dem über göttliche Eigenschaften allemal Wahrheiten erwartet werden, die uns ohne die Offenbarung unbekannt geblieben wären. Es wird auch die Schicklichkeit gezeigt, daß der Heiland der Menschen ohne Sünde,

ohne Irrthum, und der göttlichen Vorzügen theilhaftig wäre. Eben Jesus nun, und seine ersten Jünger haben uns auch belehrt, daß er für die Sünden der Welt gestorben sey, und der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan habe. Ob man wohl dem Abgesandten Gottes ohnedem Glauben schuldig ist, so findet die Vernunft doch Spuren, daß durch keine Strafen und durch keine andere von uns begreifliche Weise, der sündige Mensch mit Gott versöhnt werden konnte, daß auch eine vollkommene Gerechtigkeit vielleicht den Menschen zu einem noch verdammlichern Stolze geführt hätte, und daß es seinen Trieben am angemessensten war, durch ein fremdes Verdienst Gnade zu erlangen.

XCII.

Theorie der schönen Künste.

Von J. G. Sulzer.

1772. (S. 299.)

Hr. Sulzer hat in diesem wichtigen Werke die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Musik, die Baukunst, die Mahlerey und die Bildhauerey abgehandelt, und ein seltenes Beyspiel der tiefesten Einsichten in so viele Künste gegeben. Er hat von den schönen Künsten einen höhern Begriff als man insgemein zu haben pflegt, und glaubt sie können zur Aufnahme

der Wahrheit und der Tugend sehr vieles beytragen. Auch hat er nicht als ein bloſſer Liebhaber, ſondern als ein Philoſoph geſchrieben, und die Quellen tief erforſcht, woraus das Schöne und das Rührende entſpringt, und er macht einen groſſen Unterſchied zwiſchen dem wahren Dichter, und demjenigen, der eine Kleinigkeit fein auszufeilen, oder einen Reim mechaniſch zu wenden weiß. Wir wollen blos bey der Dichtkunſt und der Beredſamkeit bleiben. Aeneis, ein ſehr richtiges Urtheil. Aeſthetik, ein tiefgedachter Artikel. Hr. S. ſcheint es am alexandriniſchen Verſe zu rühmen, wenn der Verſtand von einer Zeile in die andere übergeht; aber die Franzoſen, die dieſes Enjambement vermeiden, finden keine Langwierigkeit in ihren langen epiſchen und tragiſchen Gedichten, und wir glauben das Enjambement ſey nur alsdann erträglich, wenn der Verfaſſer in den Affekt gekommen iſt. Nahls Allegorie zu Hindelbank iſt billig gerühmt, ſie iſt eigentlich die Geſchichte ſelber ausgedruckt. Was Batteux, und überhaupt die Franzoſen ſagen, man müſſe im Heldengedichte den Anfang in die Mitte bringen, in eine Nachahmung der Odyſſee, in welcher Ulyſſes den Phäaciern ſeine Abentheuer erzählt; den haben alle andern epiſchen Dichter nachgeahmt. In der Natur finden wir keinen Grund dazu, und Homer ſelber hat es in der Ilias nicht gethan, in welcher die Geſchichte Tag für Tag fortſchreitet. Daß es die Franzoſen den andern Völkern in der Ausarbei-

tung vornehmlich zuverthun. Einige und zum Theil; die Geiſſel der Kritik zwingt ſie dazu. Doch ſind Pope's Verſe beſſer ausgearbeitet, harmoniſcher und richtiger als des Voltaire. Belebung, war der groſſe Vorzug der Alten, dem insbeſondere die Franzoſen nicht beykommen, deren Gedichte bey den allgemeinen Begriffen und Worten bleiben, und deswegen mehrentheils kalt ſind. Wie wußte Virgil ſeinen niedrigſten Vorwürfen eine Seele und einen Adel zugeben! Hr. S. beſtraft mit recht die blas angenehmen, in Wein und Liebe verſunkenen Dichter. Die Geſchichte der Dichtkunſt. In den ſchwäbiſchen Zeiten war es eine allgemeine Beſchäftigung der Edlen, welches um deſto mehr beſonders iſt, weil ſehr wenig Wiſſenſchaft unter ihnen war. Daß nicht alles ſüſſend ſeyn müſſe; es iſt allen ſtarken Leidenſchaften (und auch dem Erhabenen) entgegen. Von den Schranken der Freude. Von den Gleichniſſen. Hr. S. hat nicht den Wiederwillen gegen dieſelbe, den wir fühlen, ſie legen nach unſerm Geſchmacke allemal allzudeutliche Spuren der Kunſt ab, ſobald ſie etwas lang ſind. Hr. S. dringt auf die Einheit der Handlungen; wider die die Engländer ſehr oft fehlen, und recht mit Fleiß über das Plot noch ein Unterplot verlangen. Aber die Rührung zerſtreuet ſich, wenn man den Leſer an vieler Helden Schickſal Theil nehmen laſſen will. Mit recht wiederlegt Hr. S. den Schaftesbury (und Ariſtoteles), der an der Helden Feh-

ler haben will. Die tadellose Größe eines Grandison's benimmt ihm nichts von der Liebe, die er sich erwirbt. Unter den Heldendichtern verdient Klopstock eine vorzügliche Stelle, auch weil er, noch mehr als Homer, in einem ungebildeten Volke gelebt, und doch feinere Empfindungen gehabt hat, als selbst Virgil. Mit Vergnügen sehen wir das aufrichtige Zeugniß, daß, S. 532, Hr. S. dem Hrn. Bodmer giebt, den die heutigen sogenanten Anakreontischen Dichter sich fast zur Pflicht machen zu verspotten. Vom deutschen Hexameter; er ist sehr wenigen gerathen. Eines Freundes Gedanken über die Idyllen. Wir können die Vollkommenheit unmöglich fühlen, die man den theokritischen Idyllen zuschreibt. Allerdings war die Sprache musikalisch. Wie viel reizender tönt συριζειν als pfeifen; Aber der Geschmack fehlte dem Manne, und grobe Hirten verdienen nicht besungen zu werden. Die alten Patriarchen, und die Araber ihre Nachfolger, geben Muster ächter und dennoch edeldenkender Hirten, die keine Werke der Einbildung sind. Homer. Hr. S. denkt sehr vortheilhaft von dem Manne, wir auch, wenn wir den Mann ansehen, der in ungesitteten Zeiten und vor der Philosophie gelebt hat. Aber vom Dichter denken wir anderst; es war unmöglich, daß er zu seinen Zeiten die Idealvollkommenheit habe erreichen können, die zu den spätern Zeiten möglich wurde, die auch jetzt möglich seyn würde, wenn nur nicht alle europäi-

päiſche Sprachen gegen die griechiſche ſo ſchwach, ſo ungelenk; und ſo tonlos wären. Aber wir können die vorzüglichen Stellen des vortreflichen Werkes nicht alle anzeigen. (Die Anzeige des 2 Bandes folgt unten St. CIII.)

XCIII.

Phyſiologie der thieriſchen Körper.

Von J. A. Unzer.*)

1772. (S. 548. f.)

Man muß ſich durch das Wort Phyſiologie nicht verleiten laſſen, dieſes ſcharfſinnige Werk für einen Umfang der Geſchäfte des thieriſchen Lebens anzuſehen; es betrifft die Wirkungen der Seele, und der Nerven, zu welchen letztern Hr. U. die Reizbarkeit rechnet. Niemand hat ſich noch in dieſe Geſchäfte ſo weit eingelaſſen; wobey man aber ſich erinnern muß, daß Hr. U. die Anatomie der Theile, und die Verſuche ſo annimmt, wie ſie von andern, und die letztern insbeſondere von Hr. von Haller beſchrieben worden ſind. Vom Letztern ſagt Hr. U. er habe angefangen den Umriß der Lehre (der Reizbarkeit) auszuzeichnen, der vor ihm nicht exiſtirt habe. Eigentlich hat unſer ehemaliger Lehrer nur die Verſuche vorgetragen, und jenſeits derſelben einen ſehr kurzen Schritt

*) Erſte Gründe einer Phyſiologie der eigentlichen thieriſchen Natur thieriſcher Körper. Leipzig.

gewagt. Zuerst findet man eine anatomische Beschreibung des Gehirns. Hier und anderswo zieht Hr. U. dergleichen Stücke aus beiden Hallerischen Werken. Im Hirnmarke nimmt er, als einen Grundsatz, eine bewegende Kraft an, die für jede Vorstellung der Seele eine verhältnißmäßige Bewegung hervorbringt. Er hat wie der Hr. v. H. materielle Ideen. Er findet an dem Nervensafte, oder den sogenannten Geistern, nicht die elektrischen Eigenschaften; und die sinnlichen Eindrücke selbst lassen sich, wie er wohl anmerkt, nicht mechanisch erklären. Das Herz hält er für sehr empfindlich (wir haben eben eine unangenehme Gelegenheit gehabt, uns zu versichern, das Herz habe eine stumpfe Empfindlichkeit. Der Verfasser dieser Anzeige hat eine Zeitlang ein Herzklopfen, und einen ganz ausbleibenden Puls leiden müssen, wobey endlich der ganze Leib kalt wurde, und ein klebrichter kalter Schweiß ausbrach. Das Herz arbeitete bey dem Zurückbleiben der Aderschläge gar sehr, und er fühlte dabey theils die Wärme des zurückbleibenden Pulses bey der ermangelten Ausleerung des Herzens, und theils eine unangenehme Empfindung, die doch kein rechter Schmerz war, dabey litt weder das Athemholen, noch der Verstand, noch die Kräfte des Leibes, und im Vorbeygehen zu sagen, zeigte es sich deutlich, daß die Bewegungen in den Nerven nicht von der Bewegung des Herzens abhangen; denn die letztere war alle 2 bis 3 Pulse unterbrochen, und die

erstere gieng ungestört fort.) Wie die Gewohnheit die Wirksamkeit eines Eindrucks vermindern und unwirksam machen könne. Von den eigentlichen Seelenkräften. Von den körperlichen Ideen (Species des Hrn. v. H.) sie entwickeln sich bey dem Ursprunge eines jeden Nerven im Gehirne. (Es ist doch merkwürdig, daß im Rückmarke auch Nerven, und aus dem Marke entspringen, folglich ihre äusserlichen Eindrücke sich daselbst entwickeln sollen, und dennoch zuverlässig die Seele im Rückgrade weder wohnt noch empfindet.) Vom Zusammenhange der Empfindung die im Gehirne geschieht, wo ein Nerve seine Eindrücke andern mittheilen kann. Bald darauf hält Hr. M. den Unterschied der vom Gehirne abführenden und wieder zum Gehirne zurückführenden Nerven für wahrscheinlich, und dasjenige, was man dawider sagt, für unerheblich; er vergißt, daß der Beweiß auf ihm liegt, da weder die Versuche noch die Anatomie seine Muthmassung begünstigen. Die Unempfindlichkeit der Hirnhäute, Sehnen und dergleichen, nimmt er hingegen völlig an, meynt aber der Hr. v. H. habe die Nervenschlingen nicht verlassen sollen. Wie konnte er eine zusammenziehende Kraft in den Nerven behaupten, wo der Augenschein ihn belehrte, es wäre keine da? Aehnliche Wirkungen mögen in den kleinsten Mündungen der einsaugenden Gefäße durch die Nerven bewirkt werden, aber auf eine andere Weise, als durch ein Zusammenziehn der Nerven. Bald darauf wird

wiederum der Hr. v. H. etwas hart widerlegt, wenn er die Werkzeuge des Willens von den Werkzeugen der Reizbarkeit absondert. Was konnte er thun! Man reizt die Nerven des Herzens, es bewegt sich weder langsamer noch geschwinder; man bindet und schneidet die vornehmsten Stämme, das Herz schlägt fort; man schneidet in den kaltblütigen Thieren das Rückmark ab, und das Herz schlägt unverändert. Bey andern Muskeln sind die Folgen dieser Verletzung ganz anders. Kann man aus diesen Versuchen etwas anders schließen, als die Nerven tragen zur Bewegung des Herzens höchstens etwas so weniges bey, daß ohne sie die Quelle der innern Kraft die gewöhnlichen Bewegungen hervorzubringen im Stande bleibt. Dahingegen die andern Muskeln bey Ermangelung der Nerven zwar ihre Reizbarkeit, aber doch weit weniger Kräfte behalten. Wiederum, weil man doch behaupten will, die Reizbarkeit des Herzens komme doch von den Nerven her, so bleibt kein Zeichen übrig, woran man durch Versuche die Wahrheit erkennen könne, wenn die Versuche diesen Unterschied nicht bewiesen. Es giebt eine offenbar ohne die Nerven, in der Leiche, viele Tage nach dem Tode zusammenziehende Kraft in allen Thierischen Fasern, diese Kraft ist am wirksamsten in der Muskelfaser, aber doch auch in andern sichtbar; sie herrscht vollmächtig in gewissen Pflanzen, und einer Menge von Thieren, die ohne Nerven sind; sie bleibt, wenn das Gefühl vertilgt der Nerve gebunden, der Darm oder das Herz aus

dem Leibe geschnitten ist. Muß denn nicht offenbar folgen, die Faser, zumal die Muskelfaser, habe eine innere zusammenziehende Kraft, die ohne Nerven wirke, obwohl die Nervenkraft eben die Fasern der Muskeln in eine gezwungene oder auch willkührliche Bewegung setzen kann. Wir erkennen auch die Folgen der Leidenschaften nicht für willkürlich; ob sie wohl mit einem Zustande der Seele verbunden sind, so hängen sie doch nicht vom Willen ab. Weder das Erröthen in der Schaam, noch des Spritzen des Speichels in der Begierde, noch das Schaudern in der Furcht sind Thaten der Seele; sie geschehen überaus oft wieder ihren Willen, allemal aber ohne denselben; und eben auch ohne das Zuthun des Willens schlägt das Herz in den Leidenschaften heftiger. Dieser Streit wird hin und wieder gegen den Hrn. v. Haller erregt, der aber blos nach seinen Versuchen geschrieben hat, weil doch keine Folgerung noch Schlüsse dasjenige unwahr machen können, was die Sinne beweisen. Allerdings ist das Athemholen eine That des Willens. Von den sinnlichen Trieben handelt Hr. U. umständlich. Im zweyten Theile schreibt er von den Nerven-Kräften, oder von den unwillkührlichen Bewegungen, die weder aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen zu erklären sind, noch auch von den Kräften der Seele abhangen. Hr. U. findet leicht aus den Versuchen, daß die Reizung der Nerven sehr oft in allen mit denselben verbundene Ner-

ven und in ihren Muskeln eben die Folgen und Bewegungen verursachen kann, die sonst wohl auf den Befehl des Willens folgen. Wie kann doch im Seevielfuße, der oft zum grossen Thier erwächst, und in so vielen andern weichen Thieren mit und ohne Schale, die Bewegung aus den Nerven entspringen, wo keine Nerve ist? Und ist denn nicht die zusammenziehende, auf den Reiz folgende Kraft vollkommen ohne Nerven in den Thieren möglich? Es ist auch nicht einmal recht richtig, daß kein Reiz, wo keine Muskelfasern sind, eine Bewegung erregen könne. Nicht der Reiz eines Messers, oder Gifts, sondern die Kälte zieht die Haut des Geilensacks zusammen; folglich wäre der Satz zu allgemein, daß alle Bewegungen durch die Nerven entstehn. Hr. U. glaubt auch die Nervenknoten seyen wie kleine Gehirne. Vom Gefühl der Nerven, wobey keine Vorstellung der Seele geschieht. Von Hrn. Whytts Meynung, daß die Seele sich auf den ganzen Leib ausbreite. Den vermeinten Widerspruch S. 436. 437. finden wir nicht, die Rede ist von zweyen Fällen, die beyde wahr sind; in dem einen geht die Erschütterung eines Nerven zuerst ins Gehirn und breitet sich dann auf alle andre Nerven aus; im zweiten geht eben diese Erschütterung von einem Nerven in den andern, ohne durch das Gehirn zu wirken. Die hirnlosen Thiere, fährt Hr. U. fort, können blos durch die äußerlichen Eindrücke erregt alles dasjenige thun, was sonst andere mit Gehirn und Nerven versehene Thiere durch den Befehl des

Willens verrichten; denn Hr. U. sieht die mit einem Gehirne versehene Thiere als denkend, und die andern als gedankenlos an. Auch ohne Befehl, oder Mitarbeitung der Seele, ziehen sich die Schlagadern zusammen, wo sie dergleichen thun, und eben so das Herz, die Därme, der Magen, und selbst in den Nerven, die dem Willen unterworfen sind, können starke Reizungen eben solche Bewegungen bewirken, wie sonst auf Befehl der Seele, oder auf gewisse Vorstellungen hin entstehen. Durch die Knoten werden die innern sinnlichen Eindrücke zu Zeiten so unterbrochen, daß sie nicht bis zu gewissen mechanischen Maschienen fortgehen; und auf diese Weise wird verhindert, daß nicht auf jeden innern sinnlichen Eindruck alle Muskeln in Bewegung gesetzt werden, die ihre Zweige von dem erregten Nervenstamme empfangen. Hr. U. schreibt den äußerlich angebrachten Mitteln eine Kraft zu, das Nasenbluten zu stillen, und dergl. Wie die Seelenwirkungen durch Nervenwirkungen ersetzt werden können. Die Triebe der Thiere. Wider die zwey Seelen einiger Franzosen. Vom dritten Theile von der thierischen Natur im Ganzen müssen wir nur kurz seyn. Von den Trieben der Thiere. Von der Erzeugung, (wie der Hr. v. H.). Daß zwischen der Seele der Mutter und der Frucht keine Harmonie seyn könne. Von den Mittelpunkten der thierischen Kräfte, dem Herzen, dem Gehirne, endlich dem Zwerchfell, (nur höchstens in vierfüßigen und warmblütigen Thieren.)

Im Jahr 1773 ist erschienen: J. August Unzers physiologische Untersuchungen auf Veranlassung der Göttingischen, Frankfurtischen, Leipzigischen und Hallischen Recensionen seiner Physiologie. Der grössere Theil dieser Vertheidigung geht uns selber an; man wird nun freylich nicht erwarten, daß wir auf ein Buch in einer Seite antworten, und unserm Zwecke würde es nicht entsprechen, wenn wir uns in alles einliessen, was Hr. U. für seine Meinung gesagt hat. Hr. U. freuet sich, daß nur ein geringer Theil der thierischen Physiologie noch auf zweifelhaften Gründen beruhe. Er behauptet, es gebe doch einen Einfluß der Nerven aufs Herz. Vielleicht läßt sich die Sache so erklärten, daß er befriediget werde. Nach den Versuchen haben die Nerven keinen Einfluß aufs Herz, da sie hingegen einen jeden andern Muskel (die Därme ausgenommen) in Bewegung setzen, wenn sie gereizt werden, und ihm diejenige Bewegung benehmen, wenn man sie abschneidet oder bindet. Hingegen sind sie unfehlbar nicht vergebens da, und andere (nicht Versuche, aber physiologische Schlüsse) leiten dahin, daß dennoch die Nerven einen Antheil an der Bewegung des gesunden Herzens haben. Folglich muß der gröste Theil der bewegenden Kraft dem Herzen eigen, und von den Nerven unabhängend seyn, die Nerven aber doch auch einen Theil zur Bewegung desselben beytragen, und den Leidenschaften seine Kräfte unterwerfen, seine Fleischfassern eine erforderte integrität geben. Nur ist dieser Antheil der

Nerven in den Versuchen unmerklich, und folglich in soweit geringer, weil ohne die Nerven die Bewegung des Herzens vor sich geht. Unleidlich nennt es Hr. U. daß man die Leidenschaften in den Körper gesetzt hat. Der Hr. v. Haller hatte sich doch erklärt. In willkührlichen Bewegung will die Seele, daß dieselben vor sich gehn. Bey den Leidenschaften will sie nicht, weder daß das Herz heftiger schlage, noch daß die Galle sich ergiesse, noch daß die Tränen fliessen, oder die Glieder zittern, alles dieses geschieht, ohne, auch wieder ihren Willen. In soweit sind also willkührliche Bewegungen eine Folge des Willens, und die bey den Leidenschaften sich äussernden Bewegungen sind es nicht; sie sind mit dem Leiden der Seele verbunden, aber keine Wirkung derselben. Daß dennoch in den Polypen Nerven seyn müssen, nehme doch der Hr. v. Haller im zarten Hünchen Theile an, die er erst später erblicken könne. Hier können wir dem Hrn. U. keinen Beyfall geben. Die Theile im Hünchen erscheinen am 6. 5. 4. 3. Tage, im zweyten sind sie zu klein, mit bloßen Augen gesehen zu werden; aber die Vergrösserungsgläser, und die Säure machen sie sichtbar. Man kann also keklich annehmen, sie seyen den 2. und auch den ersten dagewesen; Wenn aber im vollen Wachsthume des Hünchens kein Gehirn wäre, das man doch in kleinern Thieren fände, als das Hünchen ist, so würde man mit keinem Rechte diesem Hünchen ein Hirn zusprechen können. Und es giebt Meerpolypen, die viel grösser als Hünchen, und sehr

viel gröſſer als die Raupen ſind, deren Gehirn, Rückmark und Nerven man ſieht. Man darf alſo eben ſo wenig zu ſeiner Bequemlichkeit dem Polypen einen Nerven zuſprechen, als runde Faſern dem Augenſterne. Folglich iſt die Reizbarkeit möglich, wo keine Nerven noch nicht vermuthet werden können. Die Nervenknoten ſind in ihrem Baue vom Gehirne unendlich unterſchieden, ſollten ſie in ihrer Verrichtung ihm gleich ſeyn? Die übrigen Vertheidigungen übergehn wir. (Gött. Anz. 1774. S. 307.)

XCIV.

Erläuterung über den Uſong,

des Hrn. v. Haller.

(1773. Zug. S. 276. f.)

Nicht eine Vertheidigung unternehmen will, die wird allemal froſtig aufgenommen. Der Grundriß deucht uns deutlich zu ſeyn. Uſong verbeſſerte zuerſt das Steuerweſen, das keinen Verzug litt; dann das Kriegsweſen: alsdann die Polizey und die Gerechtigkeit. Es kam zuletzt zur Religion, weil er die Schwierigkeit nicht zu überwinden wußte, die er dabey fand. Man muß ſich immer erinnern, daß von Perſien die Rede iſt, obwohl einige Sätze ſich auch auf andere deſpotiſche Regierungen ausdehnen laſſen. Nun in Perſien gieng es mit der Religion unter den

Athen am schlechtesten; da sie schon hundert und funfzig Jahre geherrscht hatten, so rückte ihnen der Mufti von Stambul noch unter Morad dem IV. vor, sie gestehen selbst, aus Mangel tüchtiger Geistlichen stehen ihre Mesthiden öde.

Der Landmann bearbeitet das Land, nicht als eine Strafe, es ist sein Beruf, wie andere Künstler und Handwerker in ihrem oft weit unangenehmern Beruf thun müssen. Die Früchte der Erde wachsen nicht ohne die Bemühung der Menschen; und wer bearbeitet sie billiger, als wer von ihrer Tragbarkeit unmittelbar seinen Lebensunterhalt erwartet? Der Bauer darf deswegen nicht arm seyn. Usong erfreute sich, daß seine Landleute wohlgekleidet, selbst mit einiger Pracht in Fröhlichkeit und Vergnügen lebten. Nicht die Arbeit, sondern die Unterdrückung macht den Bauer unglücklich, wenn er bey den Gesetzen keinen Schutz für seine Person, seine Ehre und sein Eigenthum findet. Aber eine unmittelbare Folge seiner Arbeit ist eine dauerhafte Gesundheit, und eine Leibesstärke, die ihn zum Kriege tüchtig macht; diese Fähigkeit ist ein Vorzug und keine Strafe, wo kein Zwang Soldaten macht. Die alten Römer waren Ackerleute, und bezwangen die Welt.

Die Städte ernähren durch die Künste und durch die Manufakturen weit mehr Menschen als die Dörfer. Eine Bauernfamilie von sechs Personen braucht wenigstens sieben Morgen zum Leben; aber sechs

Seidenarbeiter, sechs Weber bedürfen weniger Klafter, und nähren ihre Familien dennoch. Folglich sind die Städte das größte Mittel der Bevölkerung. Sie bereichern den Staat, weil das Getreid eine allzu wohlfeile Waare ist, die nicht weit verführt werden kann, weil Seidenzeuge, Wollentücher und verarbeitetes Eisen nach Indien und in tausend Häfen hingebracht werden können, wohin kein Getreid verkauft werden konnte, und in einem kleinern Gewichte einen mehrern Werth ausmachen. Eine Nation von lauter Dörfern ist allemal arm. Streitbar wird sie seyn; aber Armeen besolden, Flotten ausrüsten, die Kriegsbedürfnisse anschaffen ist ihr unmöglich. Was war Großbritannien, ehe es Handlung und Fabriken hatte, und was ist es jetzt!

Das Gemählde des Oelfu ist aus verschiedenen Gemählden sichtbarlich zusammengesetzt; ein Theil ist allgemein. Wie gefährlich es sey, die blaue Farbe zu brauchen, wird niemanden unbekannt seyn, der an einer Wochenschrift oder Monatschrift gearbeitet hat. Ein anderes Bild ist augenscheinlich nach einem berühmten Deutschen gezeichnet, und die übrigen haben in ihren Zügen verstellt werden müssen, daß man sie nicht kenne.

Wir brechen hier ab, und der Erläuterungen ist vielleicht schon zu viel. Ein aufmerksamer Leser beurtheilt ein Werk nach seiner eigenen Empfindung,

ein unachtsamer, oder eingenommener, wird durch keine Erläuterung überzeugt.

XCV.

Das Lob des DesCartes.

Vom Hrn. Thomas. *)

1773. Aug. (S. 371.)

Nirgend haben wir den Hrn. T. mehr als einen Lobredner gefunden, als hier, und seine Lobsprüche sind offenbar übermäßig. Wir können unmöglich annehmen, daß D. zur wahren Philosophie den Weg eröfnet, und der Colom im Reiche der Wahrheit gewesen sey. Es ist wahr, er hieß zweifeln, und seinen Beyfall einzig der Ueberzeugung gönnen. Er gab aber der Welt das ärgernde Beyspiel, in der Anwendung dieser Gesetze gerade gegen dieselben zu handeln, und blosse Muthmassungen, sichtbare Irrthümer zu lehren. Bacon hatte den Weg gezeigt, durch die Versuche die Natur kennen zu lernen; zu den Versuchen war aber des C. zu eilig, die Straße war ihm zu lang; er war auch wirklich nicht recht geschickt dazu. Er zergliederte allerdings, aber sah die Begebenheiten unrichtig. Das Herz selbst, an welchem er am meisten arbeitete, leerte sich in seinen Augen, in seiner Ausdehnung aus, da es sich so offenbar im Zusammenziehen ausleert. Wenn nach

*) Oeuvres de M. Thomas. T. IV.

des Hrn. T. Versicherung er auf den Alpen die Entstehung der Gewitter beobachtet hat, so waren auch da seine Wahrnehmungen unrichtig. Gewiß hat er niemal Wolken auf Wolken fallen, und den Donner erwecken gesehn; gerade das Gegentheil. Mehr als einmal haben wir die Wolken schnell durch ein Thal gegen die Spitze des Berges hinauf eilen gesehn, auf welchem wir stunden, und wenn sie den Gipfel erreicht hatten, so donnerte, hagelte auch wohl es um uns herum. Ein guter Algebraist war D. wohl, aber sein Weg, mit Aequationen anstatt mit Linien zu rechnen, ist bey seiner mindern Schwierigkeit weit minder erleuchtend. Seine physische Romanen. Hr. T. schilt den Voet, weil er sich wider den des C. aufgelehnt habe, und erlaubt sich ungeziemende und grobe Ausdrücke, aber D. antwortete so heftig wieder, daß man seine Vertheidigung verbrannte; und gewiß seine Gedichte von der Entstehung des menschlichen Leibes hatten eine schädliche Leitung. Er schloß den Schöpfer aus dem Bau des Menschen aus, und vernichtete folglich die Beweise der höchsten Weisheit, die im Baue ihre Absichten erreicht. Nirgends sehen wir sonst, daß Newton durch den des C. sey geleitet worden; sein ganzer Wunsch war dem Fluge des des C. gerade entgegen gesetzt. Nirgends auch finden wir, daß Locke seine versuchmäßige Beschreibung der Seelengeschäfte von des C. geborgt habe. Sogar den Corneille und den Bourdaloue soll des C. geleitet ha-

ben. Von den Verfolgungen, die des C. in Holland ausgestanden habe; die können wir nicht finden. Was bewog ihn, daselbst zu bleiben? ist jemals seine Person angegriffen worden? haben ihm die Protestanten die letzte Ehre versagt, die Paris ihm versagt hat? Alles, was er litt, litt er an seinen Büchern, und hier widerfuhr ihm nicht mehr, und nicht so viel, als andern, die eingewurzelte Vorurtheile angegriffen haben. So glimpflich gieng man mit dem viel weniger anstößigen Galilei nicht um. Des D. Vorurtheile kosteten ihm das Leben, er wollte im Seitenstiche sich nicht die Ader öfnen lassen. — —.

Herr v. Haller sagt an einem andern Orte von Descartes: Descartes kann wegen seiner Abhandlung *de methodo* zu den Verbesserern der Wissenschaften, auch zu den Vermehrern der Wege gerechnet werden, die zur Berechnung der Gröſſen führen. Hingegen betrat er in der Naturlehre die Bahn der Muthmassungen, und bildete sich eine Welt, wie sie etwa aus seinen Elementen mechanisch entstehen könnte, ohne die geringste Versuche anzustellen, und er entschuldigte dieses durch den Mangel der dazu nöthigen Kosten. Sein von mehrern gerühmter Mensch, den er bildete, begreift fast nicht ein wahres Wort. — — Wir wissen aus der Geschichte, daß die Cartesianer ihren Gegnern weder an Haß noch an Verachtung etwas nachgegeben haben. (Gött. Anz. 1765. S. 132.)

Die Trostrede des Hrn. Thomas an den Entdecker neuer Wahrheiten gefällt uns sehr wohl. Nur möchten wir ihn nicht gerne mit einer Unsterblichkeit seines Namens trösten, die vermuthlich in seinem neuen Zustande ihm völlig gleichgültig seyn wird. (Gött. Anz. 1765. S. 1242.)

Albrechts von Haller

Weyl. Präsidenten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. ꝛc. ꝛc.

Tagebuch

seiner

Beobachtungen

über

Schriftsteller und über sich selbst.

Zur Karakteristik der Philosophie und Religion dieses Mannes.

Zweyter Theil.

Bern, in der Hallerschen Buchhandlung, 1787.

Beurtheilungen und Auszüge

für die

philosophische und schöne Litteratur.

Dritte Abtheilung.

XCVI.

Colbert. *)

1774. (S. 649. f.)

Sully's Verdienſt beſtund gröſtentheils darinn, daß er die Königl. Einkünfte von den Räubereyen der Hofleute zu retten, und ungeplündert in den Schatz zu leiten ſuchte. Colberts Vorzug war, neue Quellen von Einkünften auszufinden, und neue Arten von Induſtrie in Frankreich in Aufnahme zu bringen. Er munterte die Kaufleute durch Geſchenke und Ehrenbezeugungen auf, half den Manufakturen mit Beyſteuren, und ſetzet den Zins auf 5 vom Hundert herab. Ein Kornmangel, der gleich A. 1662. einfiel, erſchröckte ihn in der That zu ſehr, er wollte dem künftigen Mangel vorbeugen, verbot alle Ausfuhr des Getraides auf beſtändig, und ließ ſogar das Getraide einer Provinz, nicht in die andere führen. Er hielt es auch in einem ſo niedrigen Preiſe, daß 240 Pf. nie mehr als 13 bis 14 jetzige Franzöſiſche Pfund galten. Dieſer geringe Werth brachte, nebſt den Kriegen

*) Tableau du Miniſtre de Colbert. 1774.

den Ackerbau ſo ſehr herunter, daß man hernach, noch A. 1724. und ohne Mißwachs, das Pfund Brod um 9 S. in Paris zahlen muſte, und daß Frankreich viele Jahrelang ſein Getraid guten Theils von den Fremden zu kaufen gezwungen war, auch die Theurung mehr als einmal Frankreich genöthiget hat, den Frieden zu ſuchen, wie A. 1709. und 1748. Hier geſteht Colberts Lobredner den Fehler ſeines Helden aufrichtig. In etwas half er dem Landmann, indem er die Ausfuhr des Fleiſches durch eine Belohnung von 4, (jetzt faſt 8 L.), für jede Tonne begünſtigte. Aber Frankreich hat niemals viele Viehzucht gehabt. Der Miniſter ſchränkte indeſſen A. 1666. die Zahl der Klöſter ein, und kaufte Dunkerke vom verſchwenderiſchen Karl. Er warb auch ſeinem Könige Lobredner durch einige an fremde Gelehrte gegebene Beſoldungen, die nicht langs ausbezahlt wurde. Er richtete verſchiedene Akademien, und auch diejenige auf, die Frankreich zum gröſten Ruhm gereicht, die Akademie der Wiſſenſchaften. In beyden Indien richtete er eine Handlung, zwar durch ausſchlieſſende Geſellſchaften ein. Er belegte die eingeführten Waaren mit ſchweren Auflagen, beförderte hingegen die Ausfuhre, und zahlte 5 L. für jede Tonne eines neuen Schiffes; er ſuchte auch die Handlung nach der Oſtſee in Aufnahme zu bringen, welches aber nicht zu Stande kam; glücklicher war er mit Marſeille, deſſen Handlung ſeit dem beträchtlich worden iſt. Er

ließ beyde Seen vereinigen, und führte zahlreiche Palläste auf. Ihm hat man die Tapeten aux Gobelins zu verdanken, und die grossen gegossenen Spiegel. Vortrefflich war auch sein Gedanke, die Mahlerey und die Bildhauerey mit einer Akademie zu beehren. Die Meisterschaften richtete er, und zwar mit ziemlichen Beschwerden und monopolisch ein, welches aber sein Lobredner dadurch entschuldigt, daß eben der Handwerksstand den tugendhaftesten Theil der Nation ausmache. Er erbaute verschiedene Seehäfen (an unrechte Orte, wie man sagt, und vom übrigen Reiche zu sehr abgeschnitten.) Er gab Gesetze von allen Arten, umschränkte die Fechterey und bald alle Künste mit Königlichen Verordnungen, und führte Krankenhäuser auf. Er untersuchte die Mißbräuche in den Kammersachen, und entdeckte 384 Millionen an falschen sogenannten Ordonnances de contant. Die Provinzen und die Gemeinen setzte er unter genaue Regeln, und schafte hingegen eine Menge unnöthiger Bedienten ab. Er ließ den Adel seine Vorrechte beweisen, und nahm die angemasseten falschen Vorzüge weg. Er zeigte bey der Provinz Montauban die Möglichkeit einer bessern und beständigen Einrichtung der Grundsteuren, und verboth doch lang an dieser Steuer die Kleider, das Bett, das Brod, die Pferde, oder die zum Ackerbau gebrauchten Ochsen wegzunehmen. Er setzte die Tailles von 50 auf 36 Millionen herunter, (weil der geschwächte Ackerbau

nicht mehr tragen konnte.) Er verfiel auf die Acciss, oder Konsumtionssteur. Er verminderte die vielen aufgehäuften Auflagen, und die Einkünfte der Krone nahmen zu. Es wird gerühmt, er habe die Steuern auf den Wein erleichtert; es ist aber bekannt, daß sie noch jetzt unendlich vielfältig sind. Die Salzsteuern ließ er nicht wegnehmen, so hart sie sind. Er unternahm eine andere allemal harte Operation: er zog die veräusserten Königl. Kammergüter wieder ein. Die Einfuhr der Amerikanischen Früchte beläſtigte er mit nicht mehr als drey vom Hundert; er erlaubte auch die Waaren, die man wieder auszuführen gedachte, an gewissen Oertern, ohne Auflagen in Waarenhäusern niederzulegen. Die Zölle brachte er nicht in Ordnung, und blieb bey der höchst verderblichen Gewohnheit der allgemeinen Pachten; er nahm sich sogar der Finanzbedienten wider die Klagen des Volkes an. Aber die grossen Kriege, die Ludwig XIV. unternahm, und der Haß von ganz Europa, den er sich zuzog, hinderten den Colbert, die Lasten der Nation zu erleichtern; er beredete doch den König, zu Nimwegen einen Frieden zu schliessen, und scheute die Unkosten der grossen Feyerlichkeiten nicht, die der König nach diesem Frieden dem Volke gab. Er that also nicht alles mögliche Gute, aber doch viel Gutes, und verdiente den Haß des Volkes nicht, das ihn verfolgte. Die schimmernden Zeiten Ludwigs dauerten nicht länger, als Colberts Leben. Er hat

auch (in den Anmerkungen) die herrschaftlichen Rechte verschiedener Edeln unterdrückt, die sie in der Stadt Paris besassen. Im Jahr 1669. waren 442000 Webstühle im Reiche, blos für die Wolle, und die seidenen Zeuge trugen 75 (jetzige.) Millionen ein. Unrichtig wird hier gesagt, die Calvinisten haben die Kunst, Kupfer zu verzinnen, in andere Länder gebracht; Frankreich hat kein Zinn, und ist erst neulich zum Blech machen gelangt. Er wollte doch sich der Protestanten zur Japanischen Handlung bedienen, aber die Holländer vereitelten seine Bemühungen. Plötzlich bedeckte er alle Meere mit Flotten. Colbert vermehrte seinen eigenen Reichthum nicht; und bey allen seinen dem Reiche erwiesenen Gutthaten, wollte das Volk doch seine Leiche zerreissen; aber das war die Folge von der Pracht des Fürsten und seiner Kriege, die den Colbert zu beschwerlichen Auflagen zwang. — (1774. Zug. S. 85.)

XCVII.

Voltaire der Reformator.

1774. (S. 1143.)

Unter diesem Titel erschien 1772. ein kleines Werk mit dem falschen Druckorte Bern. Vermuthlich ist es zu Kopenhagen, kurz nach Struensees Unglück aufgesetzt; und zweymal wird deutlich gesagt, der

Verfaſſer wohne im Norden, welches gegen Deutſchland von Bern nicht geſagt werden kann; ſo daß die Berniſchen Dorfpfarrer an allen dem Unfuge keinen Antheil haben können, deſſen der Verfaſſer ſich mag ſchuldig gemacht haben. Das kleine Werk iſt lebhaft geſchrieben, und ſein Verfaſſer war über die vielen Lobſprüche entrüſtet, die man, auch unter den Proteſtanten, dem Voltaire als dem Fürſprecher der Duldung, und er ſelbſt ſich als einem Reformator zulegt, der mehr gethan habe als Luther und Calvin. Jenes hat einige Wahrheit in ſich, nur daß freylich Voltaire zwar der Vertheidiger, aber nicht der Erfinder der Duldung ſeyn kann. Sie war das Werk der Nothwendigkeit, bey den aus verſchiedenen Religionen ſich vereinigenden niederländiſchen Staaten, ſie ſtieg unterm K. Wilhelm zur Vollkommenheit, ehe V. gebohren war. Die Sirvens hat er nicht gerettet, ſie entflohen, fanden bey der Republik Bern Schutz und Unterhalt, und indeſſen kam die Abſcheulichkeit der Calaſſiſchen Geſchichte an den Tag. Allzu ſichtbar iſt es, daß V. eigentlich die Duldung der Freygeiſter zur Abſicht hat, und wie in Swifts Johann dem guten Martin ſeinen Freybrief ſtehlen will. Ein Voltaire, der das alte Teſtament auf alle Weiſe verdächtig und ſelbſt lächerlich macht, der ſich nicht geſcheuet hat, des Heilandes Weiſſagungen als unerfüllt auszugeben; der das andere Leben blos als eine ehrliche Hypotheſe annimmt; der endlich in den

Briefen des L. Memmius die Spinoziſche Lehre bloß mit der Verbeſſerung vorträgt, daß doch bey der Urſache der Dinge ein Verſtand wohnen müſſe, kann unmöglich aus Eifer für die Proteſtanten die Duldung angerathen haben. Seine Reformation geht auch auf die allerbequemſte Sittenlehre, die uns erlaubet, unſere Triebe zu vergnügen, faſt nichts Böſes an den Menſchen findet, mit dem Laſter im beſten Verſtändniß lebt, und billigt, daß V. zu den unzüchtigſten Gedichten ſeine Gaben mißbraucht, die Schauſpielerinnen und eine Pompadour beſingt und verehrt, und faſt nichts für verboten erkennt, als den von Voltaire zu tadeln. Und dieſer Mann ſoll Luthern und Calvin vorgezogen werden, die von den äuſſerlichen Uebungen die Menſchen wieder zur Beſſerung ihres Herzens, und zu Gott zurückgeführt haben. Er V. der hundert Bullen lieber annehmen, als ſich in Gefahr ſetzen will; der öffentlich zu den allerabergläubigſten Lehren der römiſchen Kirche ſich bekennt und unterzeichnet, und doch täglich der Offenbarung ſpottet; deſſen Lehren gewiß in den Sitten der Menſchen keine nützliche Revolution bewirkt haben. Die Groſſen der Welt hat er freylich beluſtigt, und ihnen angenehme Stunden verurſacht; das nennt aber unſer Verfaſſer noch keinen Unterricht; und wie kann man dem Manne danken, der alles gethan hat, uns den einzigen wahren Troſt im Leben und im Tode, die Zuflucht zu einem gnädigen und auf die Menſchen

unaufmerksamen Gott zu entziehen? Unser Ungenannte sagt diese Dinge oder das Gleichgeltende derselben mit vielem Feuer, und erkennt dabey nicht deutlich genug die vorzüglichen Gaben des Mannes, die man hochschätzen und dennoch den Gebrauch bedauren kann, den er davon auch in seinem letzten Alter macht.

XCVIII.

Ueber die Erziehung in einem Freystaate.

1774. (S. 1245.)

Der Herr von Saussüre hat einen Vorschlag zur Verbesserung der Genfer Schule gethan, die vielen Widerspruch gefunden hat *). Einer der vornehmsten Vorwürfe ist es, daß der Hr. von S. die todten Sprachen zu wenig, und auf die Naturgeschichte und dergleichen Realwissenschaften zu heftig gedrungen hat; und daß er eine Auferziehung für vornehmere Kinder entwerfe, und minder nöthige Studien auferlege. Herr S. untersucht also was für Kenntnisse überflüssig genennt werden können, und findet unter denjenigen, die er vorschreibt, keine dergleichen. Die Alterthümer und die Fabeln vertheidigt er durch die Nothwendigkeit dieser Kenntnisse, ohne welche man die alten Meisterstücke in den schönen Wissenschaften nicht verstehn kann. Die Kenntniß der natürlichen

*) Projet de réforme pour le Collège de Géneve, avec les éeclaircissements 1774.

Dinge ist ja der Grund zu tausenderley nützlichen Kenntnissen in allen Wissenschaften. Er will sie überhaupt nicht nach der strengen Lehrart, sondern allein wie die königl Akademie zu Paris in ihrer Histoire thut, auf eine populäre und faßliche Weise vorgetragen haben. Die Sprachen gedenkt er nicht auszuschliessen; aber weit zieht er doch die Kenntniß der Dinge, der Kenntniß der Wörter vor. Man hat angerathen, für Künstler und Handwerksleute eine besondere Schule einzurichten, wo dann die todten Sprachen nicht würden gelehrt werden. Dieser Gedanke gefällt dem Hrn. von S. in einer demokratischen Stadt nicht, wo man nicht genug sorgen kann, zwischen den verschiedenen Klassen der Bürger keinen Unterschied zu machen. Ein Vater kann auch nicht so früh über die Bestimmung der Lebensart seines Sohnes sich entschliessen, und er gewinnt unfehlbar dabey, wenn er eben in der gemeinschaftlichen Schule durch die Erfahrung sich überzeugen kann, zu welcher Art von Kenntnissen sein Sohn mehr Fähigkeit besitze. Ein zu unsern Zeiten unerwarteter Einwurf ist derjenige, man müsse dem Volke nicht zu viel Licht beybringen; wozu man denn die Vorzüge der Sitten unserer frommen Altväter mißbraucht. Hingegen findet der Herr von S. die Sitten seyen nicht im Verhältnisse der bessern Regierungsform, sondern im Verhältnisse des ausgebreiteten Lichtes gelinder worden. Die Liebe zur Freyheit wächset mit dem Lichte

(auch bey den unter der Knechtschaft schmachtenden Völkern), und die Kenntnisse im Lesen und Schreiben und in der Geschichte hindern weder den Britten noch den Helvetier seinen Acker vorzüglich wohl zu bauen. Zu Genf, wo das Volk die oberste Macht besitzt, ist es noch billiger, es möglichst zu erleuchten. Wenn aber der Herr von S. glaubt, ein erleuchtetes Volk werde unter einer guten Regierung ruhiger und zufriedener seyn, so müssen wir ihm das Beyspiel der Britten entgegen setzen, die bey der besten, nach ihrer Meynung selber aller andern weit vorzuziehenden Regierungsform, unter dem tugendhaftesten Könige unzufrieden sind. Selbst in der Arzneywissenschaft würde die Kenntniß einiger allgemeinen Räthe dem Volke heilsam seyn. Die Kenntniß der natürlichen Dinge unterdrücke langsam, aber am gewissesten, die Macht des Aberglaubens. Die Kinder von bürgerlichen Geschlechtern können zur Kenntniß natürlicher Dinge die sechs Jahre anwenden, die zwischen den ersten Anfängen, und der Zeit verlaufen, vor welcher sie zur Handarbeit nicht genugsame Kräfte besitzen. Da viele andere Kinder todte Sprachen lernen; lernt der künftige Handwerksmann zeichnen, und allerley dergleichen Vorbereitungen zu Künsten. Ein anderer Einwurf. Die Schule würde zu zahlreich, und der Kinder zu viele werden, als daß man die Ordnung unter ihnen erhalten könnte. Dieser Folge will der Herr von S. den unbedingten Gehorsam entgegen

ſetzen, mit welchem die Knaben ſich der Ordnung, und den Befehlen ihrer Vorgeſetzten unterwerfen ſollen (es iſt aber wirklich faſt unmöglich, eine ſehr groſe Anzahl von Knaben unter einer genugſamen Aufſicht zu halten).

XCIX.

Helvetius vom Menſchen.*)

1774. Zug. (S. 1. f. S. 67.)

Wir haben dies Werk mit dem Verdruſſe geleſen; den ein jeder Freund des Guten empfinden muß, wenn er ſchädliche und den Grund aller Tugenden angreifende Bücher lieſt. Meine Grundſätze, ſagt H. in der Vorrede, zu beſtärken iſt meine Abſicht (eben die Lehre des Buches ſur l'esprit, die er ſchriftlich abgelegt und wie abgeſchworen hatte). Nur verbotene Bücher, ſagt er, ſagen die Wahrheit, die Erlaubten lügen. Die franzöſiſche Nation ſey die Verachtung von ganz Europa. Die Wiſſenſchaften verlieren ſich im Süden, durch die deſpotiſche Macht erdrückt, und ſteigen im Norden. Nach einer ziemlich langen Einleitung folgt das Werk ſelbſt. Die Tugenden und Gemüthsgaben ſeyen nicht eine Folge der Organiſation, ſondern des Unterrichts. Ein Unwiſſender ſey über den falſchen Gelehrten (den Glän-

*) De l'homme, de ſes facultés intellectuelles & de ſon éducation 2 Vol. *Amſterd.* ſous Londres.

digen) eben so sehr erhaben, als er hingegen niedriger als der witzige Mann sey. Vor zehn Jahren habe der Verfasser den Aberglauben zu Paris noch nicht herrschend gefunden, (herrscht er denn jetzt?) Von der Auferziehung. Der beste Unterricht sey dasjenige, was uns der Meister nicht lehre. Das Ungefähr bestimme oft das Schicksal und die Geschicklichkeit der Menschen, so sey Vaucanson ein Künstler in der Mechanik worden, weil man ihn als ein Kind in ein Zimmer eingesperret habe, da nichts als eine Uhr war. Der Handschuh des Hrn. von Malborough (eine Fabel); es war kein Wunder, daß Anna die Whigs verließ, sie war von Anbeginn den Torries zugethan; ein Wunder war es, daß die Whigs sich so lange bey ihr erhalten konnten. Wider die katholische Auferziehung: sie widerspreche sich in allem selber; aber H. vermischt alle Augenblicke mit der römischen Kirche die christliche, und beschwert die Letztere mit Zulagen, die nur die Erste verdient. Die Kirche, sagt er, habe bey ihrem Anbeginn die Gemeinschaft der Güter gelehrt, aber die Priester haben sich diese Güter zugeeignet. (Gewiß nicht die Apostel, die diese Güter eigenen Helfern überliessen und sich von ihrer Handarbeit nährten). Es sey unvernünftig, die Leidenschaften ausrotten zu wollen, die aller Tugenden Quellen seyen. Der Widerspruch zwischen den Gesetzen und der Ehre, in Ansehung der Zweykämpfe. Eben so sehr widerspreche man sich, wenn

man

man den jungen Schönen die Keuschheit predige, und dann Opernhäuser baue, wo nichts als die Liebe besungen und angepriesen werde. Die Sittenlehre der römischen Kirche sey eine Sammlung von Widersprüchen, diese Kirche sey bloß von Menschen errichtet. Die wahre Religion ohne ein anderes Leben, ohne Pflichten gegen Gott, bloß die Pflichten gegen das gesellschaftliche Leben. Anstatt der Heiligen sollte man den Sidney, und die Erfinder der Künste verehren. Die römische Religion erschöpfe den Staat. In F. belaufe sich der Unterhalt der Priester täglich auf 300000 Thl. und ein Stück Landes, das 21 L. in dreyen Jahren trage, bezahle dem Priester 17 L. 10 S. Eine fröhliche Religion ehre Gott am besten. Der Stolz und die Anhängigkeit an irdische Dinge sey höchst nöthig und heilsam. Der Barden Lieder seyen vortreffliche Werkzeuge gewesen zur Tugend aufzumuntern. In den Anmerkungen zum 1. Buche. Vom Nutzen der gelehrten Schriften. Endlich habe man dadurch den Ministet gezwungen den Kornhandel frey zu machen (der es nicht ist). Des Hrn. v. Saille Kritik der Franzosen, sie dürfen nicht denken, ihre Seele sey ohne Nachdruck (energie.) Nirgends könne man einen wahrheitliebenden Geschichtschreiber finden, als in einem reformirten Lande. Die Schutzheiligen seyen wahre Fetischen. Die protestantischen Länder seyen allemal reicher und mächtiger. Im II. Abschnitt. Alle unsere Begriffe kom-

men von den Sinnen. Der Unterschied im Witze verschiedener Menschen sey bloß die Frucht der Auferziehung. Alle Wirkungen des Witzes bestehen dennoch im Fühlen. Der Witz (Esprit) sey von der Seele unterschieden, als die schon im Kinde da sey, uns nicht eher als im Tode verlasse, und zu welcher keine Gedanken nöthig seyen. Der gröste Weise habe nicht mehr Seele als der geringste Schriftsteller, wohin Hr. H. den Hrn. von Pompignan zählt, und ihn einen Polisson nennt. Der Witz wirke indem er wechselsweise und mit Aufmerksamkeit den verschiedenen Eindruck bemerke, den zwey Vorwürfe machen. Die Aufmerksamkeit einer Maschine. Die Worte: Denken, Missethat, und dergleichen seyen unbestimmt und schwankend. Die Empfindung sey die einzige Quelle unserer Thaten. Das Mitleiden hilft sich selber zu Liebe dem Unglücklichen, dessen Anblick ihm beschwerlich ist (auch wenn er abwesend wäre). Die Reue ist auch körperlich, und die Verachtung unerträglich, weil wir uns dadurch von allen Wollüsten beraubt sehen. Die Liebe der Eltern zu den Kindern, und hinwiederum, ist weder so stark als man meint, noch so nützlich (eine Philosophie, die uns abscheulich vorkömmt). Der Geiz beruht auch nur auf der Begierde die Mittel zum Vergnügen zu besitzen. Daß ein gutes Gedächtniß nichts zum Witze beytrage, und eben so wenig die Vollkommenheit in der Organisation, vielmehr leide oft der Witz dabey. Die Luft

macht auch den Witz nicht aus, und auch nicht die Nahrung, denn der Engländer sey bey seiner Butter und seinem Rindfleisch eben so witzig, unter einem neblichten Himmel, als der Spanier unter seinem trocknen Himmel und bey seinem Knoblauche. Wiederum hat auch die ungleiche Vollkommenheit der Sinne keinen Einfluß auf den Witz (hier streitet Hr. H. unaufhörlich wider sich selber). Der Witz wird aus dem Locke erklärt. Eine Vergleichung des Pabsts mit unserm Heilande, in welcher Herr H. Jesu Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Dennoch seyen in allen katholischen Ländern zwey oberste Mächte, davon die eine beym Pabste sey. Der Wörter Bedeutung zu bestimmen sey niemand geschickt, als der freye Britte. Diejenigen seyen keine Atheisten, die die Bewegung als eine wesentliche Eigenschaft der Materie ansehen; auch diejenigen nicht, die sich keinen Begriff von Gott machen, denn das könne man nicht. (In dieser höchst anstößigen Stelle spielt H. mit dem Worte Begriff. Wenn er ein Bild der Einbildung dadurch versteht, so läßt sich keines von Gott machen. Aber deswegen kennen wir dennoch viele Eigenschaften Gottes, und können von seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit, seiner Ewigkeit, seiner Allmacht uns vergewissern, ohne daß Farben oder Gewichte in diese Vorstellung kommen). Ein heftiger Ausfall wider die katholische Geistlichkeit, die sich den Freygeistern widersetzt. Die Ungleichheit im Witze komme von

der Kette der Begebenheiten, und von der Begierde sich zu unterrichten. Ein jeder neuer Begriff sey bloß ein Geschenk des Ungefährs, so sey es auch, was man Genie nenne. Nichts sey dem Staate schädlicher, als den Ehrgeiz zu unterdrücken. Der besondere Karakter des Menschen sey die Folge seiner ersten Gewohnheiten. Daß unter eben dem Himmel, eben das Volk nach den Umständen der Regierung sich selber unähnlich werde. Die heutigen Britten seyen vortrefliche Männer. Unter der K. Elisabeth seyen sie unbarmherzig, sklavisch, abergläubisch, ohne Künste und Industrie gewesen. (Unter eben der Königin, deren Seemänner und Minister die besten ihrer Art waren; unter welcher Shakespear, Spencer, Sidney und so viel andere grosse Männer lebten). Lang in den Ketten eines Despoten gehalten, werde der heftigste Mensch gezähmt, und folglich seyen Tugend und Laster die Folgen der Umstände. Eine hieher nicht gehörende Klage, über die Neider und die Kritik. Die Gerechtigkeit entstehe aus den Gesetzen, ohne dieselbe wäre keine. (Ein bloßes Wortspiel; die Gesetze selber sind Aussprüche der Begriffe, die alle Menschen sich von der Gerechtigkeit machen, und es ist völlig unwahr, daß freye Barbaren nichts als die Stärke über sich erkennen). In allen Arten der Regierung sey das einzige Triebrad der Gemüther die Begierde zur Gewalt. Wider den Montesquieu. Die Tugend sey nicht der Grundtrieb in den Republiken, noch die

Ehre in den Monarchien. Eine heftige und ungerechte Satyre wider die Aristokratien. Venedig, Augspurg, Nürnberg, Bern blühen unter derselben, und andere Länder schmachten unter einer ungewissen tyrannischen Demokratie, die keines Bürgers Ehre und Leben sicher stellt. Und wie nichtig sind die Vorzüge, die H. der Demokratie zuschreibt. Die Würden setzen in derselben der Lohn der Verdienste. Wie widerspricht nicht dieses Lob so deutlich der Geschichte von Rom, von Athen, von neuern demokratischen Republiken, denn Genf hat seinen blühenden Zustand der Aristokratie zu danken, die bey 150 Jahren gedauert hat. Unter einem recht bösen Fürsten werde alle Tugend aufhören. Das that sie zu Rom nicht, that es auch nicht unter den Asiatischen Despoten. Dann ferner, die beste Vorbereitung zur Tugend sey im Menschen die Begierde zur Macht (sie machte den Cäsar keusch, gerecht und patriotisch). Die Bestrafung des unglücklichen holländischen Zeitungschreibers mißfällt unserm Verfasser sehr, der allzu gern frey und ungehindert Fürsten und Priester tadeln möchte. Die Hofnarren seyen die letzten Weisen gewesen, die man bey den Grossen geduldet habe; ein übertriebenes bon mot. Wieder vom Neide. Die Wundärzte haben den E. Come verfolgt, ihn aus Frankreich zu verbannen getrachtet, und um einen versiegelten Brief wider ihn angesucht, der bloß von ungefähr abgeschlagen worden sey. Karl V. habe mit Wuth die Luthera-

ner verfolgt, (das that er wirklich nicht, sein Interim bezeugt es). Wider die geistliche Intoleranz; heftig, wie man es denn wohl erwartet; Jesus habe sie nicht befohlen, und kein Feuer auf die Samariter wollen fallen lassen. Ein in groben Ausdrücken verfaßter Ausfall über die vermeynten Verfolger des Rousseau. Wider die Polnische Geistlichkeit, die sich als verfolget ansieht, wenn sie nicht verfolgen darf. Auf die Intoleranz der Geistlichen gründe sich ihre Grösse. Eine merkwürdige Stelle, worinn H. zuerst sagt, nur eine intolerante Religion sey von der Duldung auszuschliessen, und dann die Protestanten warnt, die Religionsänderung ihrer Fürsten als den Weg zur Verfolgung anzusehen. Ein Priester werde freylich noch in Preussen die Duldung lehren, aber in Frankreich schon als eine Ketzerey verschreyen. Wie aus dem einzigen Grundtriebe der Empfindlichkeit alle Leidenschaften entstehen. Von der grausamen Begegnung, die M. de la Chalotais wegen einiger spitzigen Ausdrücke gelitten habe. Von den Grausamkeiten, die von den Katholiken wider die Waldenser verübt worden. Für die Protestanten: sie haben die Fürsten nicht bekriegt, sie seyen von ihnen ermordet und bekriegt worden.

Der zweyte Band des dem Hrn. Helvetius zugeschriebenen Werks de l'homme, de ses facultés intellectuelles & de son education ist von 756 S. Zuerst behauptet Hr. H. wider den bekannten Bürger von Genf, die Ungleichheit des Witzes sey von der

Auferziehung, und nicht von einem angebohrnen Unterschiede herzuleiten. Das Talent ist der Witz in einem einzigen Vorwurf vereiniget, oder eine grosse Menge Begriffe über diesen einzelnen Vorwurf. Die Gemühter seyen im Norden von den Gemüthern in Süden im Grund nicht unterschieden. Der Mensch werde weder gut noch böse gebohren, er werde beydes mit den Jahren. Die Sittenlehre sey die Lehre der von den Menschen erfundenen Mittel, erträglich mit einander zu leben. Wider den morale Sense der Engländer. Die Menschenliebe sey nur die Erinnerung der Uebel, die man selbst erfahren habe. Schon das Kind sey ungerecht, wenn es genugsame Kräfte besitze. Der Mensch sey von Natur grausam, weil er zu einem fleischfreffenden Thiere geschaffen sey (das ist er nicht. Von allen Thieren ist der Bau seiner Zähne, Magen und Därme dem Pferde am ähnlichsten.) Rousseau mache wahre Anmerkungen, aber seine Grundsätze seyen fast allemahl falsch. Umständlich wider das Lob das er der Unwissenheit giebt. Hr. H. hingegen verabscheuet dieselbe fast gänzlich, und verbindet die Tugend durchaus mit der Wissenschaft. Jemehr verschiedene Begierden der Mensch hat, je schwächer sind sie, und diese Verschiedenheit verschafft die Wissenschaft. Auch lernen alle Völker, sagt der V. die Unwissenheit verachten. Die Wissenschaften blühen freylich kurz vor dem Verfalle eines Reiches (mit dem Frieden und Reichthum.) Ein Ausfall

auf die Gelehrten, die den Urheber der despotischen Gewalt, den C. v. Richelieu, erheben. Der erste Despote beschütze die Wissenschaften, aber die nunmehr befestigten Despoten unterdrücken sie. Im Norden habe man eben so eine lebhafte Einbildungskraft, wie man an Ossian sehe. Zu Venedig erhalte die Oligokratie die Menschen in der Unwissenheit, auch sey diese Nation die verdorbenste unter der Sonne. Wider die Liebe; sie sey, wenn sie zum vornehmsten Geschäfte werde, allemal ein Laster. Jemehr Wissenschaft ein Volk besitze, je tugendhafter, tapferer und glücklicher sey es, wovon H. die Britten zum Beweise anführt. Die Regierungsform zwinge einen jeden Britten, seinen Verstand aufzuklären. Die Unwissenheit mache ein Volk böse und unglücklich. Vom Luxus und zu dessen Vortheil, weil die Geister der Menschen in Bewegung zu bringen, Belohnungen nöthig seyen, und das Vergnügen sey eine Belohnung. Die elendeste Nation sey diejenige, in welcher die Mächtigen der Untergebenen Feinde seyen. Kein Staat könne bestehen, wo die Grossen nicht von den Geringen, so wie diese von den Grossen abhängen. Eine Muthmassung, wie die Völkerschaften entstanden seyen. Die Macht der Fürsten habe zugenommen, so wie das Volk zahlreich und vermögend worden sey (oft gerade das Gegentheil, wie in Engelland.) Die erste Auflage ist das Mittel, wodurch der Fürst das Volk unterjocht hat, bis es alle Empfindung der

Freyheit verliert. Aber alsdann geht der Staat zu Grunde. Die despotische Herrschaft sey des Staats abnehmendes Alter, so wie die Republik die Jugend. Eine Nation könne zu volkreich seyn, daher seyen gewisse Gesetze entstanden, die man dem Minos zuschreibt, und die uns erst in den verdorbensten Zeiten scheinen entstanden zu seyn; wenigstens hat Homer von diesen Greueln keine Spur. Ein zahlreiches Volk müsse sich vorstellen lassen, aber die Leute, die das Volk vorstellen, nehmen an der Gewalt nach der Natur der Dinge immer zu, bis ihre Macht unumschränkt sey. Von einem Volk, das kein Geld habe, es habe auch keine Tyrannen, wenn es erleuchtet sey (das ist ohne Geld schwer.) Wiederum für den Luxus, eine Menge von Prachtkünsten würden mit demselben aus Frankreich fliehn, wenn man ihn verbannete. Wie Hume, meynt Hr. H. bey einer reichen Nation würde die Arbeit so theuer, daß sie den Preis gegen die arme Nationen nicht halten könnte, und ihr Reichthum abnehmen müsse. (Wir haben schon oft gezeigt, daß das Gegentheil wahr sey, und die Manufakturen in einem armen Lande theuerre seyn. Niemand kann den Preis gegen England, in vielen Waaren, zumahl Eisenwaaren halten, in andern nicht gegen Holland und Frankreich). Ein nach des Verfassers Gewohnheit grober Ausfall auf diejenigen, die die Pracht misbilligen. (Durch sie verarmte doch das mächtige Rom durch die Menge

der Prachtwaaren, die es aus Indien zog, und die es mit seinem Silber erkaufen mußte.) Ein anderer Ausfall auf die Engländer; sie seyen aufgeheitert, seyen aber in der Sittenlehre und der Politik nicht so gründlich, als sie seyn sollten, die Franzosen graben tiefer, eben die unwissenden, der despotischen Gewalt unterworfenen Franzosen, die H. anderwärts nicht gering genug machen kann. Die Herrschaft der Pracht erkenne man an den reichen Waaren, und an eben denselben die Ungleichheit in dem Vermögen der Bürger. Wider die Religion, sie thue keine Wirkung auf die Sitten der Völker; hier, wie anderswo vermirrt H. die römische Religion mit der Religion überhaupt. Man sehe wenige Titus, Trajanen und Antoninen mehr. (Wir hingegen glauben, die meisten christlichen Könige herrschen mild, gerecht und und menschenliebend, man kann aber sie nicht gegen Ungeheuer vergleichen, wie man bey den Römern that. Wir können keinen dieser Kayser, der dem Alfred gleich gekommen sey.) Die Religion sey nicht Tugend; sie, die die reineste Tugend mit den dringendsten Gründen von den Menschen fordert. Alle Religionen haben die Fackeln der Intoleranz angezündet (eine wahre Verleumdung.) Die Geistlichkeit sey der gesetzgebenden Macht wesentlich entgegen (immer in der Römischen Kirche allein) von ihr kommen die kanonischen Rechte, (sie kommen vom römischen Hofe.) Die Religion lehre entweder was die natürlichen Gesetze, und sey also überflüßig, oder etwas anderes

und ſey ſchädlich. Der offenbare Trugſchluß des Ormars. Nicht die Religion, ſondern die ſcharfen Geſetze halten das Laſter zurück. Eine abſcheuliche Nachrede, die Religion predige das Laſter, weil ſie den Verurtheilten die Seligkeit verſpreche. Wider die Jeſuiten. Aber dennoch haben ſie nichts gelehrt, als was die (Römiſche) Kirche lehre, und die Ermordung der Tyrannen erlaube auch S. Thomas (aber auch die unter dem Rechte der Natur ſtehenden Heyden zu Athen und Rom.) Es wäre nützlich, die Verfaſſung und die Geſchichte aller Mönchsorden zu kennen, und daraus könnte man von den Mitteln urtheilen, einer Klaſſe von Menſchen aufzuhelfen. Alle Gröſſe von Engelland komme von fünf Geſetzen, worunter H. die Freyheit der Preſſe rechnet. Von der Glückſeligkeit einer Nation; ſie ſey glückſelig zu nennen, wenn ein jeder Bürger mit einer achtſtündigen Arbeit ſein Haus unterhalten könne. (Die Landleute müſſen wegen der Natur des Landbaues mehr und oft zwölf Stunden arbeiten, und aus ihnen beſteht der gröſſere Theil der Nation.) Von dem Vergnügen. Dahin müſſe man das vorgeſehene Vergnügen rechnen, das mich bey meiner Arbeit aufmuntre, weil ich es als den Preis derſelben anſehe. Das Unglück der Nationen komme von den unvollkommenen Geſetzen, und von der ungleichen Vertheilung der Güter her. Der Müßiggang ſey die Quelle der meiſten Bedürfniſſe, der Buhlerey, ſelbſt ehemahls des rit-

erlichen Lebens. Zum Erhabenen gehöre allemal eine Empfindung eines innern Schreckens (gerade das Widerspiel, das Erhabenste beruht auf der Vergewisserung unserer Uebermacht wider alle Gefahren und Uebel.) Vieles von der Schreibart, der Dichtkunst, dem Vermögen abzuziehen ꝛc. Die Unauflöslichkeit der Ehen sey der Vernunft zuwider. Dem Hr. H. gefällt die heilsame Verordnung die Hurerey zu erlauben, und die Kinder auf Unkosten des Staats zu erziehen. Es sey schwer, eine gute Gesetzgebung zu entwerfen, auch entwirft H. H keine. Die entdeckte Wahrheit (der Unglaube) störe die Staaten nicht. (So heftige Eiferer wie H. und V. würden verfolgen, und allenfalls hinrichten, wo sie die Macht hätten. Der letztere hat wenigstens alles gethan den Freunden der Religion zu schaden, was in seinem Vermögen war). Ein grosses Lob der Druckfreyheit. Ein bitterer Ausfall wider die Ungerechtigkeit bey Bestrafung der Erbsünde. (Alles ist dennoch ein Wortstreit. Wenn ein Vater ungesund ist, und seine Krankheiten zu seinen Kindern übergehen, so sterben dieselben zwar an diesen Krankheiten, die ihre eigene geworden sind, aber die Quelle war doch beym Vater, und so sind wir in Adam gestorben.) Wie die Mönche (nicht die Religion) ihre lasterhaften Gutthäter verherrlicht haben, als den blutdürstigen Clovis, den Rebellen Pipin. Von Karls des Grossen Lastern. M. Riviere habe doch zu viel von

der Kenntniß gehofft. Man opfere gar zu oft das entfernte Gute dem nahen Vergnügen auf. Die Ursachen, warum man in der Römischen Kirche die Schändlichkeit der päbstlichen Einrichtung nicht einsehe, die doch nothwendig die Reiche zerstören müsse, daß sie fanatische Hände gegen das Leben der Fürsten wafne, und daß eine intolerante Religion nothwendig den Königsmord lehren müsse. Von ihr werden in Frankreich die Gesetze und die Parlemente gestürzt werden. Die (römische) Kirche wisse zu unbequemen Zeiten ihre Ansprüche schlafen zu lassen, und zu gelegenern aufzuwecken. Wie sie dann in Frankreich Könige haben geisseln lassen. Die Geistlichen seyen die Werkzeuge des Arimanes und die Philosophen des Oromasdes (des guten Gottes den sie nicht glauben.) Alle Religionen solle man dulden und nur die nicht, die selber nicht dulden. Alles beruht, sagt endlich Hr. H. auf der Erziehung, und nun räth er auch etwas dahin Abzweckendes an. England bringe wenige gute Werke über die Sittenlehre und Staatskunst hervor, das sey eine Frucht der allgemeinen Glückseeligkeit. Die üble Auferziehung der Fürsten; selten sey der Fürst würdig König zu seyn, wenn er zum Könige gebohren ist. Die öffentliche Auferziehung sey besser. Ein Entwurf der Sittenlehre. Wie ein Kind sie lernen solle (ohne Gott und zweytes Leben, blos auf das Gefühl gegründet.) Das Gesetz: thue andern nicht u. s. f. seye nur ein kleines Gesetz für Haushaltungen. (Es wäre für Könige und

Staaten.) Daß kein Priester mit der Auferziehung sich befassen solle. Ein Heiliger habe keine Aehnlichkeit mit einem tugendhaften Bürger. Freylich könne man unter einer despotischen Regierung einem Kinde keine rechte Auferziehung geben.

C.

Die Kunst zu beobachten.

Von J. Senebier.

1775. (S. 419.)

Der Verfasser ist ein junger Mann, der eben nicht selbst viele Wahrnehmungen angestellet, aber seinen Bonnet und andere neuere fleißig gelesen hat; wir könten wünschen, daß er unter den Quellen die Interpretation de la nature weggelassen hätte die gewiß eine ganz andre Absicht hat, als uns Wahrnehmen zu lehren. Er hat der harlemischen Gesellschaft seine Gedanken, als eine Preißschrift zugeschickt, sie ist auch in den Abhandlungen derselben abgedruckt, hier aber umgearbeitet und erweitert. Gleich Anfangs zieht, er als ein wahrer Lobredner, die Wahrnehmung dem Versuche vor. Wir finden einen sehr grossen Unterschied zwischen beyden; keine Wahrnehmung würde jemals uns dasjenige lernen können, was uns der Versuch lehrt. Hätte Harvey nicht die Adern gebunden und die Natur zum Antworten gezwungen, hätte Newton nicht durch die feinsten Versuche das Licht gespalten, so wäre

weder der Kreislauf, noch die Entstehung der Farben aus dem Lichte jemahls bekannt worden. Hr. S. verirrt sich hier in so weit, daß er so gar die Versuche verwirft. Sie seyen oft irrig sagt er, und noch öfter zwifelhaft; wie oft sind es nicht die Wahrnehmungen, und wie behutsam muß man seyn, wenn man die Nachrichten vom Ausgange derselben zum Grunde eines Beweises legen will. Die Erfordernisse zur Wahrnehmung, le genie, wo wir uns mit der Aufmerksamkeit und Industrie begnügt hätten. Die Wissenschaft. Hr. S. bedauert hier, daß ein Schiffbruch uns die Handschriften des Ritters v. Jaucourt beraubt, und der Physiologie einen grossen Verlust verursacht habe. Wie schwer es sey, bey verwickelten Wahrnehmungen, die viele Ursachen haben, die wahren zu unterscheiden. Dalembert habe erkannt, daß die Hydrodynamik die Geschwindigkeit des Blutes nicht erklären könne, weil das Spiel der Nerven, und die Schnellkraft der Gefässe, durch die allgemeinen Gesetze des Gewichts und der Bewegung nicht erklärt werden können. Der Wahrnehmer soll zweifeln, soll seine Kunst, wie billig, verstehn. Die Araber seyen zu den Wahrnehmungen untüchtig gewesen (doch etwas zu hart.) Was man beobachten solle? Alles, auch das geringste, wenn es nur neu ist (und eben sowohl dasjenige, das man schon vor bekannt ansieht, und woran man oft viel Irriges findet.) Man sollte seltene Vorfälle, Mißgeburten und Zwitter fleißig beobachten. Man solle methodisch wahrnehmen,

und einen Zweck vor sich haben, und die Mittel alsdann anwenden, die zu diesem Zwecke dienen. (Hier und sonst oft verfällt Herr S. in das Gebiet der Versuche; denn die Muskeln reizen ist ein Versuch). Der Gebrauch eines jeden Sinnes. Eine vermuthlich falsche Nachricht, daß der spanische Wein auf dem hohen Berge auf Teneriffa seinen Geschmack verliere (auf den noch höheren Alpen schmeckt er den reisenden Einwohnern sehr gut). Die Werkzeuge. Die nothwendige Kenntniß der Mechanik. Die Geschicklichkeit, wie sich die Nymphen aus ihren Hülsen entwickeln, habe Reaumur zuerst wahrgenommen (allerdings Swammerdam). Die Gedult, das Nothwendige zu wiederholen; eine unentbehrliche Vorsicht bey Versuchen und Wahrnehmungen; die Aufmerksamkeit und genaue Sorgfalt; und hier würden wir wiederum den Hrn. Togaly nicht zum Muster geben; denn eine Eigenschaft mangelt ihm, die auch Hr. S. vergißt, und ohne die alle Wahrnehmungen verdächtig sind; die Unpartheylichkeit. Es gebe vortrefliche Männer, die mit ihren Handschriften ihre Wahrnehmungen in Vergessenheit fallen lassen. Die Verschiedenheit wie Wahrnehmungen angestellt werden. Wie man die Glaubwürdigkeit der Wahrnehmung in eine Schätzung bringen könne. Einige unrichtige Wahrnehmungen, darunter die durchs Glas dringenden elektrischen Ausdünstungen. Von der Entstehung der Bienenköniginn aus einer gemeinen Bienenmade, die

Herr

Herr S. für gewiß annimmt. Dieser Band ist von 242 Seiten.

Der zweyte Theil ist 324 Seiten stark. Man solle nicht heimlich noch neidisch seyn, wie Leeuwenhoek, man soll seine üblen Erfolge (wieder in den Versuchen) sowohl anzeigen, als die erwünschten, und den Leser in den Stand setzen, über die Völligkeit des Zutrauens zu urtheilen, das man zu einer Wahrnehmung haben könne. Die Beschreibung. Wie man die Wahrnehmungen, wie der Herr v. Haller, synthetisch zuerst vortragen, und das dadurch Erwiesene alsdenn analytisch zur Lehre machen solle. Die Beschreibungen sollen nicht zu übermäßig lang und umständlich seyn. Albinus wird gerühmt, weil er sein Gerippe habe abmahlen lassen, als wenn er 40 Schritt weit gesehen hätte (man würde einen sehr ungenauen Begriff vom Gerippe haben, und seine kleinen Theile niemals kennen, wenn man es von einer solchen Entfernung ansähe). Die Definitionen, die Klassifikationen, die Herr S. für höchst unnütz erklärt (ohne die dennoch es unmöglich wäre, zum Exempel die Kräuter kennen zu lernen). Wie aus den Wahrnehmungen man lernen könne, die Natur auszulegen, die Ursachen durch ihre Wirkungen zu entdecken, die Phänomenen zu erklären, wo Herr S. Newtons Regeln wiederholt. Wie allgemeine Grundsätze fest zu setzen seyen. Die Kraft der Induktion, wo wiederum Herr S. einen bekannten In-

thum anpreiſet; er rühmt nemlich den la Peyronie, daß er durch die Ausſchlieſſung den Sitz der Seele im groſſen Hirnbalken feſtgeſetzet habe. Die Analogie. Die allgemeinen Geſetze. Hat in der That der gute Commerſon zwanzig tauſend neue Gewächſe entdeckt? Wie man ſich zu hüten habe, aus einzelnen Wahrnehmungen nicht allzu allgemeine Schlüſſe zu machen. Hier verfällt Hr. S. auf einen Abweg; er will denjenigen nicht für einen Wahrnehmer erkennen, der einen einzigen Körper genau beobachtet habe. Man müſſe die einzelnen Fälle in Gattungen vereinigen, und die allgemeinen Geſetze aus den einzelnen Wahrnehmungen zuſammentragen. Dieſes iſt ein Nutzen der Wahrnehmung, nicht aber das Weſen. Eine Schutzſchrift für die Hypotheſen; Newton habe ſich derſelben nicht enthalten. Die Kennzeichen einer guten Hypotheſe. Halley wird ſehr gerühmt, wegen des entdeckten Urſprungs der Quellen. Die Wahrſcheinlichkeit einer Hypotheſe ſey wie die Zahl der Phänomenen, die durch dieſelbe erklärt werden. Die analytiſche Lehrart (die analytiſchen Bejahungen müſſen bloß die Sammlungen einzelner Wahrnehmungen, oder doch die allerunmittelbarſten Folgen derſelben ſeyn). Allerley Mittel, Wahrnehmungen zu machen, darunter die Reiſen; wiewohl die meiſten Reiſenden keinen Glauben verdienen. Endlich der groſſe Einfluß, den die Wahrnehmungen auf die Wiſſenſchaften und auf die Künſte haben, die

wie ihre Geſchöpfe ſeyen. Hier überſchreitet Hr. S. wiederum ſeine Schranken, er ſagt dem Spalanzani nach, daß er die gelbe Farbe im Blute nicht entdeckt habe, komme davon, daß er ſich des zurückgeſchickten Lichtes und nicht der Lieberkühnſchen Linſe bedient habe. Unfehlbar iſt dieſer Unterſchied der Stellung nicht die Urſache, warum Sp. einige Dinge anders als der Herr von H. geſehn hat, denn dieſer hat mit dem Lieberkühniſchen Tiſche die rothe Farbe der einzeln laufenden Kügelchen des Blutes, und die gelbe Farbe ganzer Haufen in dem geſchwächten Thiere geſehn; und es iſt ſchwer zu ſagen, warum Herr S. niemals ſolche geſchwächte Thiere vor ſich gehabt habe. Die Wiſſenſchaften, denen die Wahrnehmungen dienen, auch die geoffenbarte Gottesgelahrtheit. Etwas zum Beweiſe des groſſen Einfluſſes des Climates; ſelbſt auf die Sprache; die vielen Mitlauter und die Aſpirationen der nordiſchen Sprachen, kommen von der Kälte her, die das Werkzeug der Stimme zuſammenziehe und ſtumpf mache (engourdit,) aber man kann der ruſſiſchen Sprache die Aſpiration nicht vorrücken, und nicht einmal die vielen Mitlauter, die ziſchenden ausgenommen.

CI.

Rouſſeau.

1775. (S. 452. f.)

I. *J. Rouſſeau juſtifié envers ſa patrie ... & pluſieurs lettres de cet homme célèbre qui n'ont point encore paru.* Der Sammler iſt ein warmer Freund des bekannten Verfaſſers des Emile und der Heloiſe. Der Herausgeber geſteht ſelbſt, dieſer Sammler ſey von einem Partheygeiſt nicht rein; und ganz im Anfange ſagt dieſer Sammler von dem Feinde der Offenbarung und der Obrigkeiten: Rouſſeau ſey odieux aux faux dévots & aux tirans; er, der Sammler der Briefe und der Geſchichte, habe in den Schriften des R. geſehn, daß er weder der Religion, noch der Ordnung im geſellſchaftlichen Weſen, noch dem Glücke ſeiner Vaterſtadt zuwider gehandelt habe. Er erzählt dann die Geſchichte des Mannes von der Zeit an, da er von der römiſchen Kirche, in die er übergetreten war, wieder in die Gemeinſchaft der Reformirten gekehrt iſt. Er rühmt gar ſehr am Verfaſſer einiger ſcherzhaften Schauſpiele den Eifer, mit welchem er auch ſich der Einführung einer Schaubühne zu Genf widerſetzt habe. Die Bekehrung des Rouſſeau, und ſeine Verlaſſung der römiſchen Religion, war auch ſo ernſtlich, daß er unter dem Namen des Vicaire de Savoie die Wunder Jeſu, ſeine Geſchichte

und die Offenbarung, mit allen Kräften seiner lebhaften Einbildung und seiner kernhaften Schreibart angrif. In Frankreich verurtheilte man diese Schrift. Zu Genf schämte man sich, minder für die Offenbarung gegen einen Bürger zu thun, als man in Frankreich gegen einen Fremden gethan hatte; man foderte den abwesenden Rousseau zur Verantwortung auf; dieses Vorladen aber geschieht nach den dortigen Gesetzen, mit der Formel, der Angeklagte soll in Verhaft genommen werden; ein Befehl, dessen der Vorgeladene sich dann entledigen und zur Verantwortung gelangen kann, wenn er sich einfindet. Diese allgemeine Formel nahm Rousseau sehr übel auf; er beklagte sich darüber, als wenn das Gesetz wider ihn gemacht worden wäre, und sprach davon als von einer Infamie, die es nicht ist. Zuerst zürnte er, daß die Bürgerschaft keine Vorstellungen wegen des ihm angethanen Unrechts that, und dann bedauerte er, daß sie es thaten. Hierinn folgte er dem Beyspiele seines Sokrates nicht, der sich der Gewalt der Gesetze unterwarf. Er schrieb indessen den Contrat social, der zwar alle Regierung überhaupt, aber insbesondere die aristokratische umzustürzen zur Absicht hat; er erweckte zu Neufchatel allerley Unruhen, und setzte dem Eifer der Geistlichen des Königes Schutz entgegen, bis sich der Pöbel erinnerte, daß, nach dem Rousseau, die oberste Macht unveränderlich in seinen Händen ist, ihn zu verfolgen anfieng, und nöthigte, ins Bernische

zu ſiehn. Dieſe Republik hatte ſeinen Emile verbannen laſſen. Sie konnte ſeinen Contrat ſocial nicht anders als für ein Buch anſehn, das alle Ruhe aus der Geſellſchaft verbannte. Sie ließ ihm befehlen, ihre Lande zu meiden. Mit einer Ironie über die engen Schranken ihres Gebietes, rettete er ſich zwey Stunden weit nach Biel, und dann nach andern Ländern. Er erweckte durch ſeine Antwort an den Erzbiſchof von Paris, und durch ſeine lettres ecrites de la montagne, noch mehr Mißvergnügen; in deren letztern er das Volk zu Genf wider die Regierung aufmachte, und nur allzu glücklich war eine gefährliche Gährung zu erwecken, die zum Umſturz der alten Regierungsform ausgeſchlagen iſt. Er ſagte ſich demnach als mißhandelt vom Bürgerrechte zu Genf freylich los, und ſchrieb einen ſehr heftigen Brief an einen ſeiner beſten Freunde, worinn er ſich äuſſerte, er würde dieſen letzten Schritt nicht gethan haben, wenn auch nur fünf oder ſechs Bürger wider das ihm angethane Unrecht vorgeſtellt hätten; und dieſen Brief will der Sammler dahin brauchen, R. habe keine Unruhen gewünſcht! Da die Gährung ſchon in ihrer Stärke war, mißbilligte er freylich vieles an den Repräſentanten, war geneigt den Vorſchlag des Raths anzunehmen, beklagte ſich über ſeine Freunde, daß ſie ihn verlaſſen hätten; und verſchwur mit einem Eide, jemals wieder nach Genf zu kommen. Aus allem erhellet, daß in ſeinen öffentlichen Schriften

Rousseau beharrlich die Offenbarung angegriffen, die demokratischen Grundsätze bis zu dem äussersten Widersinn getrieben, und das Volk in die Macht gesetzt hat, auch ohne gegebnen Anlaß, den König oder den Rath allemal zu stürzen, so oft es ihm beliebt hat; daß er auch durch seine Schriften eine der vornehmsten Ursachen der letzten Unruhen in seinem Vaterlande gewesen ist. In den hier abgedruckten Briefen finden wir seine angebohrne Unbeständigkeit, seine Klagen über Freunde und Feinde, und ein allzu spätes Bedauren über die schädlichen Früchte seiner Aufhetzungen wider den Rath.

CII.

Die Troubadours, *)

Von Hrn. Curne de St. Palaye; (herausgegeben von Millot. **)

1775. (S. 499.)

Man ist gewiß beyden dem Hrn. Sammler als dem Herausgeber für die höchst unangenehme Mühe Dank schuldig, mit welcher sie diese veralterten, oft fast

*) Troubadour war eigentlich ein Dichter, sehr oft ein Ritter, auch wohl ein grosser Herr, und sogar ein König; Jongleur hieß ein Sänger, der die Gedichte des Troubadours absang, und sich damit ernährte. Diese poetischen Schwärmer blüheten in dem Zeitraume 1050 — bis fast 1500.

**) Hist. litter. des Troubadours, 3 vol. 1774.

unverſtändlichen, und gröſtentheils unbedeutenden Ueberreſte der Ritterzeiten durchgeleſen haben; wir hätten nicht zu zwanzig Seiten Geduld gehabt, ſo unerträglich widerſinnig, kindiſch aufgeblaſen und kalt metaphoriſch ſind durchgehends dieſe Troubadours; der Entrüſtung zu geſchweigen, den ihre unzüchtige Frechheiten, und die höchſt verdorbene Sittenlehre vieler derſelben erwecken müſſen. Die Arbeit des Hrn. M. hat auch nicht gehindert, daß das vor uns liegende Buch nicht ſehr trocken, und für weit die meiſten Leſer völlig gleichgültig geblieben ſey. Die kleinen hiſtoriſchen Umſtände alter Geſchlechter ſind für ſehr wenige Leſer intereſſant, und das einzige, was noch die Troubadours leidlich macht, iſt die Schilderung der Sitten des 14ten und des folgenden Jahrhunderts. So wenig als die Homeriſchen Helden ſich Liebe und Hochachtung erwerben, ſo wenig gewinnen auch die Ritter dabey, daß ſie bekannt werden. Ihre Liebe war nur allzu oft nichts weniger als platoniſch, ihre Verſchwendung hielt ſie in beſtändigem Mangel, und zwang ſie durch die unanſtändigſten Mittel, die nöthigen Gelder zu ſuchen, womit ſie ihre Pracht beſtreiten konnten; ſelbſt der Straſſenraub war ihnen nicht zu niedrig. Ihre Religion war der elendeſte Aberglauben, und beſtund mehrentheils in einem Kreuzzuge, und in der Unterwerfung unter alle Befehle Roms. Hin und wieder treten doch Leute unter dieſen Dichtern auf, die den Verfolgungs-

geist, die Pracht und das Wohlleben der Geistlichkeit mißbilligen. Die Dichtkunst selbst zeigt uns Hr. M. nicht, er giebt lauter Auszüge in ungebundener Rede; sie ist aber, wie wir aus verschiedenen abgedruckten Urkunden wissen, gezwungen, mehrentheils wässericht, doch oft schwülstig, und durchgehends monotonisch. Wir haben in demjenigen, was wir sonst gelesen, nicht einmal die Natur der schwäbischen Minnesänger gefunden. Mehrentheils sind es übertriebene Lobsprüche ihrer Schönen, dann auch giftige und grobe Scheltwörter wider ihre Feinde, und sehr oft die umständigsten Lobeserhebungen der eigenen Vorzüge des Dichters. Der Nationalstolz verleitet den Hrn. M. gar sehr, wenn er glaubt, diese so spät entstandenen Troubadours seyen die Quelle aller heutigen Poesie. Lange vorher hatte der Nord seine, ein wirkliches Amt versehende Hofdichter, seine Skalden und Barden. Lange vorher hatte Ossian unnachahmlich gesungen; auch Deutschland hatte gedichtet und gereimt. Das geben wir zu, Petrarcha möge die T. vor Augen gehabt haben, obwohl dieselben zu seinen Zeiten in die gröste Verachtung gesunken waren, obwohl seine ganze Manier unendlich polirter und reiner ist.

CIII.

Theorie der schönen Künste.*)

Zweyter Theil.

Von J. G. Sulzer.

1775. (S. 625.)

Wir werden nur in demjenigen Fache des Hrn. Verfassers Gedanken anzeigen, in welchem wir einiges Licht haben, da der sogenannte Recensent weder in der Musik noch in der Baukunst sich selber einige Kenntniß zutrauet. Jene die musikalischen Abschnitte, hat Herr Kirnberger mit seinem Beystande und mit wichtigen Anmerkungen bereichert. Den spielenden und scherzenden Witz schätzt sonst, selbst in der Vorrede, Hr. S. zwar hoch, glaubt aber dennoch, die schönen Künste haben eine höhere Absicht, und ihre Würde borgen sie von ernsthaften Werken her. Von der dramatischen Würde der kalten und unerschütterlichen Karaktere; die lerne man am besten beym Xenophon, beym Aeschines, und bey den Stoikern kennen und ausdrücken. Ernsthafte Dichter verehre man als Lehrer und Väter, bloß witzige könne man als jüngere Brüder lieben. Knoten; derjenige der die Verwickelung in der Ilias macht, (uns hat allemal gedäucht, die Nationalliebe habe den Homer gehindert, diesen Knoten recht zu wickeln. Er macht die Trojaner zu schwach, und selbst den Hektor dem Ajax

*) Siehe oben Band I. S. 365. f.

nicht gewachsen, und vor dem Diomedes flüchtig, gegen den Achilles aber niederträchtig feig. Wenn der Grieche verlieren, wenn ein Patroklus umkommen soll, so müssen die Götter in Bewegung seyn, und den Trojanern zu einiger Gleichheit helfen. Hierdurch wird Achilles minder unentbehrlich, und ohne ihn würden die Trojaner unten gelegen seyn, wenn die Götter sich nicht mehr in den Streit gemengt hätten). Wenn die Kraft der schönen Künste in verführerische Hände kommt, so werde sie zum Gifte, leite den Menschen ins Verderben, in die noch völligere Ergebenheit in ohnedem allzu starke Triebe. Griechenland scheine seine schönen Künste von den Joniern und diese von den Chaldäern, Großgriechenland aber von den Heturiern erhalten zu haben. Kayser Heinrichs VI. Siegel, das Hr. G. in Hervorden gesehen hat, sey so schön geschnitten, als ein Stein unter den ersten Cäsarn. Zu Stettin hatten die Wenden vortreffliches Schnitzwerk in einem Tempel angebracht. Die Grossen der Welt brauchen die schönen Künste bloß zum Staate und zur Ueppigkeit. Schon Athen hat seine allzu starke Liebe zu dem Ergötzenden gemißbraucht, und die Mittel zur Erhaltung des Staates den Schauspielen geheiligt. Wir seyen von den Alten in den schönen Künsten nicht zu weit entfernt, und übertreffen sie in einigen Absichten. Das wahre Komische und Lächerliche ist schwer, und in Deutschland selten. Daß ein Lehrgedicht allerdings eben so wohl Poesie

sey, als das Epische (und das schönste aller Gedichte, die Georgika, sind ein Lehrgedicht,) es werden aber auch alle Dichtergaben dazu erfordert. Liebe; sie bedarf wohl am wenigsten der Reize, die ihr die Poesie giebt, und in Romanen und in dramatischen Stücken wird nur allzu oft die Jugend dazu gereizt, auch wo man vielleicht meynt, sie abschrecken zu wollen. Man solle die Zärtlichkeit mehr durch ihre edle Wirkungen, als durch ihre angenehmen Empfindungen vorstellen. Lieder. Nur allzu viele Deutsche haben sich in denselben als Schweiger oder Jünglinge gezeigt, die ihren Lüsten nachhängen. Lyrische Versarten. Hier geht unser Geschmack von dem Geschmacke des Hrn. S. etwas ab, und wir finden im Deutschen die meisten neuen Versarten noch allzu unausgebildet und unharmonisch. Mahlerey; ein lehrreicher Artikel. (Hier hätte man vielleicht bey der poetischen Mahlerey die Deutschen vertheidigen können, die eben wegen der Mahlerey häufig von den Franzosen getadelt werden.) Musik. Der viele Nutzen den sie haben könnte, und den die Neuern verabsäumen aus derselben zu ziehen. Die Vorzüge der neusten Deutschen in derselben. Wider die Einführung der nordischen Mythologie. Ode. Eine Horazische Ode wird entwickelt und die Absicht des Dichters errathen. Die deutschen Odendichter. Die Niedrigkeit in welche die Oper verfällt, indem sie grosse Vorfälle mit geringen Mitteln vorstellen will. Aus Ein-

gäln und aus den alten Gesängen der Barden könnte man den Entwurf einer reinen und Ausdrucksvollen Oper hernehmen. Oratorium; eine Kritik einiger Fehler des Hrn. Grauns, der den Nachdruck und die musikalische Vervielfältigung oft auf unbedeutende Wörter gesetzt hat. Von einem deutschen Genie, das sich allzusehr dem Nachahmen ergiebt, und den Crebillon, den Diderot, den Sterne, (den Marivaux) nachahmt. Ossians Vortrefflichkeit, worüber wir von Herzen mit Sulzern einstimmen. Sein Fingal ist ein unachahmlicher Held, und fast ein unbegreiflich schönes Ideal, wenn man bedenkt, zu welchen Zeiten und in welchem Lande er geschildert worden ist. Der Unterschied der Griechen von den Kelten; die Schönen waren in Griechenland wenig bekannt, kamen nicht unter die Leute, und hatten an den Begebenheiten einen kleinen Theil. (Nur Helena war bey ihrer Entführung doch eine, zwar leidende, Ursache grosser Begebenheiten.) Die Griechen kannten in der That keine Großmuth, keine sanfte Gesinnungen, und es ist uns unbegreiflich, wie Horaz die Lehre vom Löblichen, Anständigen und Guten besser vom Homer als vom Cleanth und Crantor vorgetragen finden konnte. Selbst Homers Götter waren ungütige rachgierige Menschen, die nichts Göttliches hatten, als die Macht. Parodie, ihr Misbrauch, das wirklich Rühmliche lächerlich zu machen. Pathos. Starke Empfindung, und keine andere Gaben,

können dieselbe bewirken. Perlodiren hält Hr. S. für einen der schwersten Theile der Beredsamkeit. Pharsalia. Uns kömmt es lächerlich vor, daß sie kein episches Gedicht seyn soll, weil keine Götter dabey erscheinen. Wir erkennen die Fehler des Lucanus, seine langweilige Schildereyen von Hexen, von Viehseuchen, und Schlangen; sein Verfallen auf unepische Vorwürfe; aber er hat in vielen andern Stellen das wahre Erhabene, im wahrhaftesten und stärksten Verstande.

Meruitque timeri

Nil metuens.

Pindar, denselben würdig zu beurtheilen, müßte man freylich die Sprache und die Geschichte Griechenlandes in einer grossen Vollkommenheit besitzen. Plautus hat hin und wieder nützliche Anmerkungen; aber wir können den Geschmack des Hofes des Augustus nicht misbilligen, wann er den Scherz des P. an den meisten Stellen zu grob findet. Poetisch. Hier wären wir auch von etwas anderm Geschmacke, als Hr. S. und die Verse, die er als Muster anführt, dünken uns zu alambiquirt, und die Figuren zu entfernt und unausgebildet. Ein dem Hrn. S. mitgetheilter Artikel über das politische Drama. Recitativ, eine gegründete Kritig des Hrn. S. über die Vermischung zweyer redenden Personen in einem Recita-

tis. Die Wohlredenheit; ein wichtiger Artikel. Romanze; sie wird zur Ungebühr auf eine scherzhafte Weise gebraucht. Das Rührende. Hr. S. warnt, solches nicht zu verschwenden, da es nöthiger sey, die Menschen zur Standhaftigkeit und Stärke des Geistes aufzumuntern als zu verzärteln. Wie stark die Rührung der Redenden, auch ohne andere Vortheile, auf die Gemüther der Zuhörer wirke. Satire. Der Nutzen, den sie in Ansehung des gesellschaftlichen Lebens haben könnte, wenn sie wider die Laster gebraucht wird, und der Schaden, den der Aristophanische wider die Tugend und das Verdienst gebrauchte Muthwillen thut. Wider das Drama Götz v. Berlichingen. Hr. S. befürchtet, wenn der Geschmack solcher piece à tiroir überhand nähme, so gienge die ächte Tragödie verlohren. Schaumünze; eine Kritik einer vom verdienten Hedlinger geschnittenen allzu zusammen gesetzten Schaumünze. Schauspiele. Der Nutzen, den sie haben könnten, wenn sie zur Aufmunterung löblicher Gesinnungen gebraucht würden; ihre Schädlichkeit, wenn sie das Laster angenehm und interessant machen, wie die Beggars Opera (und verschiedene Stücke des Moliere, wo die Betrügerey belohnt wird). Die unglückliche Uebermacht unzüchtiger Gesinnungen bey grossen Gaben. Das Schöne setzt Hr. S. doch in die Vollkommenheit der äussern Gestalt. Aber warum ist ein hohes Roth, ein ächtes Blau, für alle Völker schön; und ist denn bey diesen

Farben einige Mannichfaltigkeit? Sophokles; ihm wird die Krone in der Kunst der Tragödie zuerkannt. Spondäus (der reinste Spondäus ist im Deutschen unerträglich. Großvater kann in keinem Verse gesagt werden). Der hier beleuchtete Oedipus mag tragisch seyn, aber in Ansehung der Sittenlehre ist er abscheulich; die Unglücke und die Uebelthaten der Menschen auf eine zwingende Gottheit zu legen, ist die allerschändlichste Unternehmung. Tropen. Hr. S. befürchtet, man brauche sie in Deutschland zu häufig. Wahrheit. Wiederum zeigt hier Hr. S., daß Pope in seinen Lehrgedichten dichterischer als Homer gewesen ist. (Und wir finden, es war mehr Kunst nöthig, das Düngen und die Erziehung der Rinder edel zu beschreiben, als Schlachten zu schildern).

CIV.

Einfluß des Tribunats

auf die Staatsverfassung von Rom. *)

1775. Zug. (S. CCCLXIX.)

Er ist offenbar, daß die Tribunen ihr beständiges Augenmerk auf die Vergrösserung ihrer Gewalt, und auf die Stürzung aller der Vorrechte hatten, die den Geschlechtern vom Anfange der Republik an, zugehörten, und sie thaten also in uralte Rechte Eingriffe, die

*) Hist. du Tribunat de Rome, 2 Vol. 1774.

die niemals rechtmäßig seyn konnten. Anstatt eine neue Klasse obrigkeitlicher Personen zu fordern, die ganz vom Volke abhiengen, gegen allen Widerstand durch die schärfesten Gesetze bewafnet waren, und die sehr bald die höchsten Würden der Republik mit Füßen traten, hatte das Volk, wie es auf den heiligen Berg entwich, nichts eigentlich zu fodern als ein Gesetz für den Wucher. Das Valerius Publicola Schwachheit, dem Volke das letzte Urtheil über alle Bürger zuzusprechen, gab ohnedem dem Volke eine überwiegende Macht, die einem jeden Grossen fürchterlich war, der zu sehr für das Ansehen der Geschlechter arbeiten würde. Vom ersten Anfange des Tribunats an, war Rom der Schauplatz eines unaufhörlichen Krieges zwischen den ihre Macht vergrösserndn Tribunen, und dem durchgehends nachgebenden Rath. Diese Leiter des Volkes errungen sehr bald das Recht, das Volk und bald auch den Rath zusammen zu berufen, und das Recht, daß niemand ihnen einreden durfte. Sie widersetzten sich, auch bey der größten allgemeinen Gefahr, dem Ausheben der Bürger zur Armee, und liessen den Patriciern nicht eher zu, das Vaterland zu vertheidigen, bis sie denselben ein neues Vorrecht abgedrungen hatten. Sie brachten es dahin, daß die größten Geschäfte in den Versammlungen nach Zünften abgehandelt wurden, wobey die Geschlechter keinen Einfluß hatten. Die verblendeten Römer liessen sich lie-

ben von den Feinden schlagen, als daß sie dem Appius die Ehre eines Triumphs erworben hätten. Die Tribunen hätten es geschehen lassen, daß die Patricier allein den Krieg für das Vaterland übernommen, und vielleicht auf einmal ihr Leben hingegeben hätten, wenn das noch zu edelgesinnte Volk dem eigennützigen Rath der Tribunen sich nicht selbst widersetzt hätte. (Wir bemerken, was wir in einer noch unlängst durch freywillig erwählte Tribunen beherrschten Stadt auch gesehen haben, daß dieselben unter sich den Schluß gefaßt, allemal einstimmig zu seyn.) Da sie den regierenden Konsul für das Volk forderten, und dieser weigerte, sich von ihnen befehlen zu lassen, so gaben sie selbst dem Volke den abscheulichen Rath, noch einmal auf den heiligen Berg zu entweichen, so wie sie einen Theil der Bürgerschaft nach Veji verlegen wollten. Ihr unweiser Rath war es, der die unumschränkte Macht der zehn Männer erzwang, wodurch Rom in die völlige Sklaverey gerieth.

CV.

Clemens XIV. (Ganganelli. *)

1775. S. 1146. [Zugabe 1777. S. CCLVII.]

Herr Caraccioli hat den würdigen Herrn selbst gekannt, Briefe von ihm erhalten, und von ihm selbst die Geschichte seiner ihm aufgedrungene Kardinalswürde vernommen. Die Geschichte ist sonst freylich etwas nackt, und von einem so guten Herrn hätte man lieber weit mehrere Umstände wissen mögen. In Vergleichung mit den letzten Päbsten gewinnt er deutlich; selbst Lambertini kannte die Kunst zu regieren nicht. Er war doch von Adel, und eines Arztes Sohn; weit gelinder als Sixtus V. konnte er doch strenge seyn, wenn man wider das Beste des Volks gehandelt hatte, wie er es denn an einem Manne bewies, der wieder die Befehle Korn aus dem Kirchenstaate geschaffet hatte. Seine Vertilgung des Jesuiterordens nahm er nach langer Ueberlegung, und nach einem grossen Kampfe vor, und soll dabey geäußert haben, er habe damit sein Todesurtheil unterschrieben. Er besaß beydes eine allgemeine höhere Einsicht auf die Hauptsache, und die Scharfsicht auf die innern Umstände. Er entwarf mit eigener Hand

*) La Vie du Pape Clement XIV. Lettres du Pape Clement XIV. Beyde hat Herr Caraccioli herausgegeben.

einen vortrefflichen Rath, wie die Auferziehung der Jugend vorzunehmen sey. Er wurde von den Fremden, auch von den Protestanten verehret, und Sultan Mustapha gab ihm ein vortheilhaftes Zeugniß. Kurz vor seinem Tode ließ er sich durch einen Mauthner berücken, und gab eine Art eines Einzelkaufs des Getraides zu, wodurch dann das Volk, das ihm sonst sehr zugethan gewesen war, zum Schreyen gereitzt wurde. Er nahm nach und nach an Kräften ab, und sah seinen Tod lange vor sich. Seine Bullen und Breven arbeitete er allemal selber aus, und gab ihnen die wahre Erhabenheit. Sein Verdienst war, ohne Geräusch zu regieren, wie die Maschienen, die leicht wirken und fast zu ruhen scheinen, dieweil sie grosse Geschäfte verrichten. Er schafte die barbarische Gewohnheit ab, wegen der Stimme, junge Knaben zu verstümmelen. Der General seines Ordens, in dessen Armen er starb, schrieb einen hier abgedruckten Circularbrief über seine letzten Tage und Stunden. Einige Briefe des Pabstes voll Vernunft und Natur. In einem derselben gesteht er, vollkommen zu seyn habe es Benedikt dem XIV. an Standhaftigkeit gemangelt. Ueber die französische Sprache der er sehr zugethan war. Ein Brief, durch den er einen alten Missionar Alary bewog, und fast zwang, aus der Trappe zu gehn, und sich wiederum der Missionen anzunehmen. Er wäre unstreitig einer der grösten und berühmtesten Päbste geworden, wenn er län-

gen hätte regieren können. Vor dem Nepotismus bezeugte er den vollkommensten Abscheu, und hinterließ ein Erbe, das einem gemeinen Prälaten angemessener war, als einem Pabste.

Die Briefe selbst werden von einigen scharfsinnigen Männern verdächtigt. Uns ist es schwer darüber zu urtheilen, weil wir nichts zuverlässiges vom Fr. Ganganelli geschriebenes haben, gegen welches wir die vor uns liegenden Briefe vergleichen könnten. Vom Herausgeber sind sie gewiß nicht, dessen Schreibart wir kennen. Den Charakter des fröhlichen, bescheidenen, gütigen Mannes tragen sie. Ueberall rühmt der Mann das Wesentliche der Religion im Gegensatz gegen den Aberglauben und gegen kleine äusserliche Thaten, und mißräth die Anhängigkeit an die Heiligen. Den Mönchen ist er nicht gewogen, und wünscht zumal nicht ihre Vergrösserung. Was er von dem P. Concina S. 271. sagt, dessen Eifer wider die Molinistische Sittenlehre er gänzlich billigt, kömt mit der Unterdrückung des fürchterlichen Ordens gänzlich überein. Die Uebersetzung ist sonst nicht durchgehens wohl gerathen. Das Wort investir wird hier im ungewöhnlichen Verstande gebraucht; für einnehmen, bemächtigen. Insbesondere finden wir eine Reihe wohlgeschriebener Briefe, brauchbar, die Ganganelli an einen Grafen geschrieben hat, der in dem Laster versunken war, und gerettet werden sollte. Der Minorit drang sich zuerst dem Wildfange recht

auf, der sich vor ihm verbarg; er gewann ihn aber bald, schrieb ihm aufs liebreichste und verständigste seine künftige Lebensart und die Mittel vor, vom Laster sich frey zumachen, mißrieth ihm das Klosterleben, und verläßt ihn geheyrathet. Der Herausgeber hat ziemlich undienlich diese Briefe zerstreut, die zusammen gehört hätten. Ein Aufsatz, den der gute G. für einen Ordensbruder gemacht hat, und den dieser für die seinigen aufgehoben hat. Des Verfassers vorzügliche Liebe für die leichten, frivolen Franzosen, wie er sie heißt. Seine Ehrerbietung für die Religion, die beständig bey ihm zugenommen hat, nachdem sie in 45 Jahren sein Hauptgeschäft gewesen war. Allerdings sey Gerson, ein Abt von Vercelli, der Verfasser der Nachahmung J. C. Zwey wichtige Briefe an den Grafen Algarotti, dessen Ernst im Christenthume unserm G. nicht erwiesen vorkömmt. Seine herzhafte Empfehlung eines in Ungnade gefallenen Bedienten des Cardinal Ministers Valenti, an den erzürnten Herrn. Die Freygeister. Die Häsſer der Mönche empfange er mit gedoppelter Liebe. Freymüthig sagt er dem Kardinal Quirini, sein Brief an die protestantischen Geistlichen sey etwas trocken. Wider die Vermächtnisse an die Klöster; die Familie sollte allemal den Vorzug haben. Einige gute Ermahnungen an den Journalisten Lami; nicht überhaupt ein Werk schwach oder irrig zu nennen, sondern allemal Proben beyzubringen u. s. f. Eine kluge Ermahnung an eine wie sie glaubte, fromme Dame, die aber dabey

ſich Haß und üble Begegnung gegen andere erlaubte. Wider die Verehrung der Reliquien. Fein und ſchalkig vertheidigt der künftige Pabſt die römiſche Kirchenreligion wider die Proteſtanten. Benedict XIV. würde die Prieſterehe und den Kelch wohl erlaubt haben. Man lege der römiſchen Kirche vielen Aberglauben zur Laſt, den ſie nicht dulde, noch gut heiſſe. (Warum durfte denn ſelbſt Benedict XIV. den widerſinnigen Brief der gebenedeyten Jungfrau an die Stadt Meſſina nicht für unächt erklären? Warum legte er dem ehrlichen Muratori das Stillſchweigen auf?) Wider die poetiſchen Predigten, die in Italien gewöhnlich ſind. Eine Bibliothek für einen Mann, der ſein Heil ſchaffen will; zuerſt das Evangelium, und zumal Pauls Briefe, dann Auguſtins Bekanntniſſe, die Nachahmung J. C.; einige Geſchichtſchreiber; die alten Philoſophen und Dichter; keine Legenden, keine Myſtiſche Bücher. Wider die allzuſtrenge Beobachtung der Kloſterregeln, und wider das Stillſchweigen der Karthäuſer. Ueber die Dichtkunſt bey den Heutigen. Die deutſche Poeſie Elendchet, die Franzöſiſche funkelt (petille iſt etwas kleineres), die Italiäniſche brennt, die Engliſche ſchwärzt. So urtheilt G. Sein erſtes Gedicht über den Tod eines Freundes. Es war mit Umſtänden überladen, und gefiel nicht, und Ganganelli ſagte der Dichtkunſt auf. Ein höflicher Brief an den Hrn. v. Kreyßig. Er habe wohl müſſen die Scottiſche Lehre vor-

tragen (es ſcheint aber, es geſchah mit Widerwillen). Man ſolle über die Heiligen Jeſum nicht Vergeſſen; eine Warnung, die G. oft wiederholt. Nichts ſey dem Chriſtenthum mehr entgegen: der Aberglauben und die kleinen Gebräuche (pratiques). G. wünſchte des Arioſto Aſche zu küſſen. Wider einen Prieſter, der übel vom Benedikt XIV. ſprach. Bruder Lorenz meint, die römiſche Kirche habe keine Neuerungen eingeführt; denn man könne die Zeit nicht beſtimmen, wo ſie dieſelbe eingeführt habe. Er würde, wenn es zum ernſthaften Streit gekommen wäre, hier ſeine Kirche ſchwerlich haben retten können. Man braucht nur ihre tauſenderley Erfindungen und Befehle mit der heil. Schrift zu vergleichen, ſo werden ſich die Neuerungen von ſich ſelber auszeichnen. Die Glaubensverbeſſerer haben über die Mißbräuche der Kirche Vorſtellen ſollen, meint G.; dieſes allein ſey ihnen erlaubt geweſen, und würde auch gefruchtet haben. Man denke doch nur, was Luther und Zwingli's Vorſtellung wider die Ablaßbriefe würden ausgerichtet haben, auf die Leo X. ſeine Ausgaben ſchon verlegt, und auf dieſes Geld hin prächtige Gebäude anfieng, und einen ſchimmernden Hofſtaat hielt.

Der zweyte Theil der Lettres intereſſantes de Clement XIV. iſt 340 S. ſtark. Die meiſten Briefe ſind doch noch geſchrieben, ehe daß er Kardinal war. Seine Freude über die Vermählung des damaligen Delphins an eine Erzherzogin. Spaßhaft iſt des Be-

nedicts XIV. vorgegebene Bemühung, seinem Orden einen General zu geben. Er war selbst bey der Wahl gegenwärtig, dennoch ernannten seine Brüder einen andern, und der Pabst nahm es sanftmüthig auf. Der künftige Pabst gesteht gegen einen Lord und gegen einen protestantischen Prediger, seine Kirche habe den Protestanten zu viel Schaden gethan, zu sehr nach Blut gedürstet, und darinn wider das Wesentliche der Religion gefehlt, und es gebe unter den Protestantischen Predigern viele verdienstvolle Männer. Dieses letztere schreibt er als Kardinal. In einem andern Briefe verspricht er, in seiner neuen Würde die alte Einfalt beyzubehalten, und anstatt aller Bedienten sich mit dem Frere François zu begnügen, welches er auch als Clemens XIV. that; er gesteht dabey, daß der Kardinal zuweilen dem Bruder Lorenz seine Niedrigkeit verrückt, versichert aber, der Bruder behalte die Oberhand. In vielen Briefen mißbilligt er ungescheut seines Vorfahrers Anhängigkeit an die Jesuiten, und seinen ungelenksamen Widerstand gegen die mächtigen katholischen Kronen. Man sieht wohl, daß er die Jesuiten aufopfern würde, wenn er die Macht dazu hätte, ohne dennoch ihnen einige Schuld beyzulegen. Ein milder Brief an einen Frere Convers, der sich hart vergangen hatte, und eine Fürbitte an seinen Vorgesetzten, denselben gütig wieder anzunehmen. Die Vergleichung der Kirchenväter S. 164 ist ein Italienisches Koncetto. Man könne, sagt S.

ohne den Ausſpruch der Kirche, den Boſſuet noch für keinen Kirchenvater erkennen. Dieſe Väter ſchätzt G. ſehr hoch; zumal den heil. Auguſtin. Wenn Monſignor Braſchi S. 277. der jetzige Pabſt iſt, wie wir glauben, ſo erhält derſelbe, wegen ſeines erleuchteten Verſtandes und ſeiner Rechtſchaffenheit, ein ſehr gutes Zeugniß von ſeinem Vorfahrer. Ein ſehr ruhiger Brief über den Tod Clemens des XIII. und eine Verſicherung, G. werde an den Partheyen im Konclave keinen Antheil nehmen. Einige Briefe die er als Pabſt geſchrieben hat. Zuerſt in einem Erſtaunen über ſeine unverhoffte Erhebung; dann einige öffentliche Briefe, zumal an Ludwig XV. theils wegen des Eintretens der Madame Luiſe ins Kloſter, als auch wegen der Freygeiſter, wider welche Clemens des Königs Hülfe auffordert.

CVI.

Lavaters Werk von der Phyſiognomie.

1776. (S. 138.) 1777. Zug. S. LI.) 1777. (S. 993. f.)

Phyſiognomiſche Fragmente, zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, von J. Caſpar Lavater (Prediger in Zürch). Erſter Verſuch, auf 276 Seiten mit acht und ſechzig Kupfertafeln. Dieſes ungemein prächtig ausgeführte Werk verdient eine um deſto genauere Anzeige, iſt aber auch

um deſto ſchwerer zu beurtheilen, je gewiſſer es iſt, daß einer Seits eine Kenntniß der Gemüther aus den Zügen des Geſichts nicht ohne Grund gezogen wird; und daß auf der andern Seite man zu weit gehen, und jedem feſten Theile eine Bedeutung und eine Würde geben kann, die zu Irrthümern und zum willkührlichen Auslegen der Züge führen könnte. Und die Beurtheilung iſt um deſto ſchwerer, je einnehmender, lebhafter und nachdrücklicher des Hrn. L. Vortrag iſt, und je deutlicher hingegen die Einwürfe will in die Sinne fallen, davon wir einige einrücken werden. Herr Lapater, der ein guter Zeichner iſt, kam durch ungefähre Wahrnehmungen zu ſeiner Kenntniß der Phyſiognomie. Ihn erſchütterte zuerſt die beſondere Phyſiognomie des Hrn. Lamberts, und dann ſeines Freundes Felix Heſſen, die er ſelbſt abzeichnete; in beyden Männern fand er in der Naſe eine große Aehnlichkeit, und ungeachtet Hr. Heſſe auf die groſſen Verſtandsgaben des Hrn. Lamberts keinen Anſpruch machen konnte, ſo war doch auch bey ihm ein groſſer, heller und vielfaſſender Vorſtand. Herr L. fand bey mehrern Beyſpielen die Aehnlichkeit in einem oder in mehrern Geſichtszügen mit einer Aehnlichkeit in den Seelenkräften vereinigt. Nach und nach entſtund bey ihm eine Fertigkeit, aus dem Anblick, auch eines ſonſt minder merkwürdigen Theiſſes eines Menſchen, wie des Halſes, von ſeinen moraliſchen Eigenſchaften zu urtheilen, die zwar, wie für

ſelbſt uns belehrt, oft fehlte, aber dennoch Gelegenheit zu den erſten phyſiognomiſchen Schriften und auch zu dieſem letztern Werke gab. Er begegnet nunmehr einigen Einwürfen wider die Wahrheit der Phyſiognomie, und rückt hingegen Stellen verſchiedener Verfaſſer, auch von Wolfen ein, die dieſer Wiſſenſchaft günſtig ſind. Hiernächſt folgen ſeine Gedanken vom Sitze der verſchiedenen Kräfte des Menſchen; die Denkungskraft ſitzt im Haupte innerhalb der Stirne, die Begierde im Herzen, die Kraft im ganzen Leibe, und zumal in der Hand und im Munde. Er widerlegt die Philoſophen, die der Seele, als einer einfachen Subſtanz, keinen eigenen atomiſchen Sitz im Körper, und keine andere Kraft anweiſen, als die vorſtellende leibſame. Er hingegen unterſcheidet ein animaliſches, ein phyſiſches und ein moraliſches Leben, welche drey Leben zwar im Grunde nur eins ſind; alle drey einzeln und zuſammen aber ſind ſie der Vorwurf der phyſiognomiſchen Kenntniſſe. Der Menſch findet ſein Glück, und wird menſchlich, indem er die Schönheit und die Vollkommenheit der menſchlichen Natur entdeckt, und die Gewohnheit macht ihn in der Entdeckung von beyden noch fertiger. Die Wahrheit der Phyſiognomik wird bewieſen durch die Uebereinſtimmung der wirklichen Eigenſchaften eines Menſchen mit den Zügen, die überhaupt den Karakter dieſer Eigenſchaften ausmachen. Die Wahl der Freunde wird ja aus der Phyſiognomik hergenommen;

der Arzt ſieht in derſelben tauſend Dinge bis zum Erſtaunen, jedes Inſekt kennt ſeinen Freund und ſeinen Feind, und alle Menſchen laſſen, ohne es zu wiſſen, ſich durch die Phyſiognomik leiten; ſie iſt allerdings eine Wiſſenſchaft. Was in der Seele vorgeht, hat ſeinen Ausdruck im Angeſichte. Es giebt moraliſche Schönheiten und Häßlichkeiten, und eben auch Schönheiten und Häßlichkeiten im menſchlichen Angeſichte, und die Schönheit iſt kein willkührlicher Begriff. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Schönheiten der Seele durch ſchöne Züge im Geſichte vorgeſagt werden, und hinwiederum. Die Leidenſchaften zeichnen ſich ja aufs offenbarſte durch die Züge des Angeſichtes aus, ſchöne durch ſchöne, häßliche durch unangenehme. Ein kleines Kind hat die Gutmüthigkeit in einem alten verfallenen Geſichte noch unterſchieden, ſich demſelben genähert, und ſich von einem muntern Jüngling weggedreht, der dieſes Anziehende nicht hatte, und hart und hitzig war. Hier entſchuldigt ſich Herr L. über den Satz, den man von dem ſeinigen leicht erfolgern könnte, daß folglich Tugend und Schönheit, Laſter und Häßlichkeit, allemal beyſammen ſeyn müſten; unſer Verfaſſer meint, bey der ſchönen Laſterhaften ſey die Anlage zur Tugend da geweſen, aber nachwärts habe die Schöne ſich durch widrige Fertigkeiten überwinden laſſen; und das Laſter zerſtöre in der That ſichtbarlich die blühende Schönheit der erſten unſchuldigen Jugend. Eben ſo kann eine gute Erziehung die un-

edlen Neigungen der Natur überwinden, und das häßliche Karakter der letztern kann dabey in den Zügen übrig geblieben seyn; aber auch hier, sagt Hr. L. nehme die Häßlichkeit des Gesichtes dennoch ab, so wie der Mensch im Guten zunehme; doch giebt er der Auferziehung nicht so vieles zu, als der liebenswürdige Enthusiast Helvetius (so nennt er ihn). Die Anlage zum Guten und Bösen sey doch im Kinde sehr merkbar vorhanden; und es werden ja moralische Dispositionen so gar sichtbarlich ererbet. Zuweilen hat ein Kind die deutlichsten Laster des Vaters, und das andere die Tugenden der Mutter; und beyderley Gemüthsarten sind mit ihren körperlichen Kennzeichen im Angesichte begleitet. Allerdings kann aber der Mensch einer Seits durch schlimme Beyspiele, schlimme Auferziehung, starke Versuchungen fallen; er kann auch siegen und sich veredeln, er wird sogar durch den beständigen Umgang mit einerley Leuten das äusserlich in die Sinnen fallende Besondere derselben annehmen. Hier folgen nun die Erklärungen der Kupfer. Die Platten sind überhaupt von sehr ungleichen Händen; einige sehr schön, wie Franke, Calas, Anson, andere sind mittelmäßig, und eine Menge sogenannter Silhouetten lassen der Kunst wenig Gelegenheit sich zu zeigen; bey denen wir ohnedem bemerken müssen, daß sie fast bloß die Nase, Stirne, die Oefnung des Mundes und das Kinn zeigen; die so viel bedeutendern Augen, die Wangen, das übrige des Mundes verborgen lassen. Die erste

Zugabe zeigt, daß einige Tugenden und Laster auf deutlichste sich durch die Gesichtszüge vorstellen lassen. Dann beurtheilt er des Holbeins abscheulichen Judas, nimmt ihm aber übel, daß man die apostolische Grösse nicht mehr an Judas findet, die Raphael nicht vermißt hätte, und die, wie Herr L. glaubt, sich in seiner Verzweifelung zeigt; nur macht er die treffende Anmerkung: würde jemand den Holbeinischen Judas jemals für den Heiland ansehn, wenn auch schon Holbein J. C. darunter geschrieben hätte? In der That hat dieser Holbeinische Judas etwas teuflisches im Gesicht. Dergleichen Köpfe und Bildnisse bekannter Personen beleuchtet nun Herr L. häufig. Wir können ihm aber hierinn nicht folgen, sind auch nicht im Stande allemal die Uebereinstimmung der Zeichnung und der Gemüther klar einzusehn, woran der Fehler an uns seyn mag, wie S. 97. Des Calas Abschied ist vortreflich. Ausdrücke der grösten Laster in einigen Angesichtern, zumal eines Mannes, der doch bey einer grossen Nation so viel Freunde und Beschützer hat. Herr L. nähert sich nun noch mehr und mehr, seinem Hauptzwecke, nehmlich in diesem und jenem Zuge des Gesichtes, Beschaffenheit der Gemüther auszufinden, die jener Zug bezeichnen soll. Die Erhabenheit hat ihren Sitz auf der Stirne, der Adel in der Nase. Wie man einen Menschen auf eine einzelne und seltene That hin unrichtig beurtheilen, und dann die aus der Physiognomie gezogenen

Schlüsse verdächtig machen könne. Eine grosse Schwierigkeit der Physiognomik, die darinn liegt, daß auch kleine, gemeinen Augen unmerkbare Züge, einen wesentlichen Unterschied im Gemüthskarakter beweisen. Die Klassifikation hingegen hält Herr L. für nicht so unmöglich, und versichert sich, man könne die verschiedentlich gestalteten Nasen unschwer in Klassen bringen, deren jede dann ihre physiognomische Bedeutung habe. Hier rückt er einen Brief des Hrn. L. M. Zimmermanns ein, in welchem derselbe einige Einwürfe wider die Physiognomik beantwortet. Hr. L. fährt fort, da die Physiognomik so höchst nöthig sey, so werde die Natur sie auch nicht allzu schwer gemacht haben. Er beweiset den grossen Nutzen des Gefühls des Edlen und Schönen; die Erleichterung alles Umgangs und aller Geschäfte, die leichter werden, wenn wir den Mann kennen, mit dem wir zu thun haben, ihn aber sehr oft, auf keine Weise, als durch die Physiognomie kennen lernen. Eine Beantwortung des Einwurfs, die Physiognomik könne uns zu Splitterrichtern unsers Nächsten machen: Herr L. hingegen hoft, sie werde uns den Menschen besser und mehr ganz kennen lehren, und uns also lehren im Urtheilen gerechter zu seyn. Die Kenntnisse, die zur Physiognomik erfodert werden, darunter die Anatomie. Einige Beyspiele von Männern, die der Physiognomik kundig gewesen sind. Ein gewisser Kupiz, der das teuflische Gemüthe, unter den schönen Zügen

der

der Brinvilliers entdeckt hat. Unter diesen Physiognomisten ist auch Herr Zimmermann und des Hrn. Lavaters Eheliebste. Die Gesichter einiger Knaben mit einer Schätzung des daraus zu verhoffenden Gemüths, sowohl ganz als in blossen Schattenrissen. Mehrere solche Umrisse. Eine gute Zeichnung einer kranken, dem Tode sich nähernden, in schwerster Wehmuth versunkenen Frau. Ein männlicher Kopf, in welchem Herr L. eine besondere Fähigkeit zu Geschäften entdeckt. Eine sehr zusammengesetzte Erklärung eines von Raphael gezeichneten Kopfes, in welchem z. E. die Kraft die Stirne bey den Augenbraunen stark heraustreibt, und sich auch an dem Kinne zeigt; wo hingegen das Ohr kraftlos ist; es soll einen nach der Wahrheit begierigen Mann bedeuten, bey welchem Glauben und Zweifel abwechseln. Ein feiner und umständlicher Kommentarius über einen jungen Kopf des Raphaels, in welchem deutlich die ganze Kraft auf der Oberlippe sich koncentrirt. Zwey ziemlich einander ähnliche Köpfe nach le Brun, mit der Auszeichnung der feinen Unterscheide. Ein Italiäner, denn man kennt die Nation unter den Zügen: tief, klug, künstlich und fleißig, doch kein Erfinder. Den planvollen weisen Mann würde vielleicht nicht ein jeder, wiewohl Herr L. thut, in dem kleinen Kopfe entdecken. Der folgende Kopf, der für uns hoffnungsloses Schrecken und ein starkes Leiden bezeichnet, wird vom Hrn. L. näher auf das Mitleiden

und auf das Schrecken bey fremder Noth bestimmt. In einem Kopf des le Brun finden wir ein ängstlich um sich sehendes Auge mit Furcht. Vier schöne Profile, genau erklärt: ein wirklich heiter denkender Gelehrter, ein freundschaftlicher Officier, ein gutmüthiger getreuer Medikus Herr Franke, der Mährische Aufseher bey der Anstalt zu Montmiral, ein wirklich menschenliebender, nicht sektirischer, allgemeiner Menschenfreund, dessen wirklich Gutes wir sonst kennen, aber doch im Gemählde nicht alles entdecken würden, was Herr L. entdeckt: wie dann in einer Silhouette eines bekannten Göttingischen Lehrers Herr L. eine Menge von Eigenschaften wahrnimmt, die er aus den Schriften desselben erkannt zu haben vermuthlich sich versichert, die uns aber viel zu fein vorkommen, als daß man sie in einem Schattenrisse unterscheiden könnte: wie z. E. das beständige Kalkuliren, bey einem dennoch heitern und poetischen Genie; zur Nase setzt auch hier Herr L. sein meistes Vertrauen. Ein wirklich kenntbarer Tartar. Erdichtete Silhouetten, deren Zeichner sich vorgenommen hat, gewisse Gemüthscharaktere auszudrücken; für uns sind diese Buchstaben nicht recht leserlich, da wir doch die Meynung der Natur in denselben lesen sollen. Zwey ganze männlichen Ausdrucksvolle Silhouetten. Ein Löwengesicht mit fast allzu grossen und aufgesperrten Augen. Michael Schuppach, der berufene Landarzt zu Langnau, zweymal vorgestellt; dessen Gemüth aber hier

ganz anders geschildert wird, als neulich vom Hrn. Köchlin; der bey dem fetten, gutmüthigen Gesichte gar viel mehrere Schlauigkeit, und gerade die Absicht gefunden hat, die Hr. L. läugnet. Wem sollen wir nun Glauben zustellen, dem Bemerker der Physiognomie, oder dem Aufzeichner der Thaten? — Ein räthselhafter Karakter bey einem wirklich auch etwas räthselhaften Gesichte eines bey dem völligen Mangel aller Heiterkeit originaldenkenden Mannes.

Der zweyte Theil hat 300 Seiten und 105 Kupfer, ohne die vielen Anfangs- und Schlußzierathen. Keine Ordnung muß man hier suchen. Wir wollen also blos dasjenige anzeigen, was sich unsere Aufmerksamkeit vorzüglich zugezogen hat. Eine Menge Köpfe, theils idealische von berühmten Mahlern, theils wirklich nach der Natur gezeichnete, und dann bey jedem Kopfe die Triebe und Eigenschaften, die Herr Lavater in den Zügen des Gesichtes ausgedruckt findet. Virgil sagt von Helden alter Zeiten, die Steine warfen, die unsre heutigen geschwächten Krieger nicht mehr zu bewegen die Kraft haben: eine solche Kraft hat Herr L. im Entdecken der feinsten Eigenschaften der Menschen in den Zügen des Gesichtes; nicht nur in den beweglichen, die Werkzeuge der Leidenschaften und derselben Kennzeichen sind, sondern in den unveränderlichen Knochen, der Stirne, der Nase und den Ohren. Wir kennen einen Theil der hier abgemahlten Männer, und zum Theil ge-

nauer, als es Hrn. Lavater möglich iſt; aber unmöglich können wir in ihrem Geſichte die ſubtilen zuſammengeſetzten Kräfte finden, die Herr L. an denſelben entdeckt. Von einigen glauben wir auch ſo viel zu wiſſen, daß ſie die Eigenſchaften ganz und gar nicht beſitzen, die man hier aus ihrem Geſichte erräth. Eben ſo geht es uns mit andern Bildern berühmter Männer, wo wir die Buchſtaben im geringſten nicht leßlich finden, die für Hrn. Lavatern ſo deutlich ſind. Wir geben den Herzog von Malborough zum Exempel, wiewohl deſſen Kopf hier verſtellt iſt; er war der ſchönſte Mann am Hofe, aber den Feldherrn vom kälteſten Geblüte, fähig ein Heer von zwanzigerley Nationen mit gleichem Feuer anzufüllen, den können wir in den ſchönen und zärtlichen Zügen nicht entdecken. Die hier gezeichneten Kleiſtiſchen Geſichter verſprechen auch wohl den mit dem feinſten poetiſchen Geſchmacke verbundenen kriegeriſchen Muth nicht; die Thoven haben auch bey weitem die deutlichen Beweiſe des Unverſtandes nicht, die Hogarth ſo richtig ausgedruckt hat. Unmöglich iſts uns, am Ruyter, am Connetable von Bourbon zu ſehen, was dem Herrn L. ſo ſichtbar iſt. Eben ſo wenig ſind wir S. 213. über das Geſicht mit Hrn. L. einig. In dem Cölla Geſicht iſt nichts Freudenloſes; ſo auch Lips; dennoch ruft Herr Lavater aus; o Phyſiognomik, Mutter der Menſchenfreude, Gerechtigkeit und Liebe! Unmöglich finden wir an Kenningern die von Hrn.

L. ihm verliehene Eigenschaften. Carteſius, der Erfinder neuer Welten (weder in der Natur noch im Portrait). Einige beſondre Anmerkungen des Hrn. L. die Schuſter ſeyen faſt alle bucklicht und blöde. Von der Aehnlichkeit der Sterbenden mit ihren Eltern. Von der Verſtellung; es hält hier Lavatern etwas ſchwer, ſich aus der Schwierigkeit zu wickeln, die aus der betriegenden Verſtellung einiger klugen Böſewichter entſteht. Doch glaubt er, und hierinn ſind wir nicht von ihm entfernt, ein Lügner könne niemals ſeiner Rede den verſicherten Ton und die Uebereinſtimmung mit den Augen, dem Anblick, mit dem ganzen feſten Weſen der Wahrheit geben; doch geſteht der Mann aufrichtig, er ſey ſehr oft durch die Verſtellung betrogen worden. Sokrates und ſeine Sileniſchen Neigungen, die dem Zopyrus ſo kenntlich waren. Herr L. läugnet gerade zu, daß des Sokrates Geſicht ſolche Neigungen verſpreche, und wir glauben es ungeachtet der eingedruckten Naſe auch nicht. Die Phyſiognomie aus dem bloſſen Munde, aus dem Hinterhaupte, aus den Schattenriſſen, wo die ſo nothwendigen Augen fehlen; dennoch hat Hr. L. ſehr feine und ausgezeichnete Karaktere, aus ſolchen Silhouetten errathen. Mit dem Sonnenvergröſſerer gerathen dieſe Schattenriſſe ſonſt wie Herr L. erfahren habe, am beſten. Was man in den Schattenriſſen entdecken könne. Die Thiere; eine Reyhe Schedel derſelben, und dann verſchiedene Köpfe. Hier gewinnt Herr L. viel, aber billig iſt die

Phyſiognomie der Thiere am leßlichſten; ſie drückt allemal herrſchende einfache Triebe aus, und beſteht in dem ſtarken Ausdrucke dieſer Triebe. Dennoch ſind wir nicht durchgehends mit dem wackern Manne einig. Im Kopfe des Lämmergeyers (denn es iſt nicht der Goldadler, den er abmahlt, der Bart macht den Geyer kenntlich) finden wir, wie überhaupt im ganzen Thiere, etwas Dummes, und der Kopf verſpricht wirklich die grimmige Stärke nicht, die wir den Vogel haben ausüben ſehn. Im Elephanten findet Herr L. nebſt andern Tugenden ſogar Delikateſſe. Einige unmenſchliche Schedel, theils von Kindern im Vergleich gegen ältere Köpfe, theils von verſchiedenen Nationen, wo doch noch etwas Zweifel bleibt. Und dann das Alphabet der Phyſiognomie in den Knochen, die Bedeutung des Naſenbeins, des Kinns u. ſ. f. Aber hier iſts uns unmöglich mit Hrn. L. zu denken. Boerhaave hatte mit ſeiner eingedruckten Naſe den gröſten Geiſt und das beſte Herz. Die Affen, ein lächerliches Chor. Bey der thieriſchen Phyſiognomie vergißt Herr L. die ihm günſtigen ſichtbarlich ehelichen Jagdhunde. Sogar teufliſch finden wir die Bosheit nicht S. 194. und Hogarths Wilkes iſt viel karakteriſtiſcher. Maximilian I. Herr L. findet in ſeinem Geſichte eine Menge von Tugenden, die wir weder in ſeinem Geſichte noch in ſeinen Geſchichten finden. Hrn. Lavaters eigene Gedanken über den Typus und den Metalltypus im

Kupferſtechen. Kleinjogg, vortreflich geſtochen. Ein Kind, in einer Art zu ſtehen, die etwas von der ſchwarzen Kunſt hat, aber weicher und gar nicht ruig iſt. Ein Vorzug ſonſt des Werkes, den es ungerecht wäre zu vergeſſen, iſt in der Schreibart und in der groſſen Anzahl kräftiger Ausdrücke, die Hr. L. erfunden hat, und die dennoch verſtehlich ſind, und ganz neue Begriffe beſtimmen. Er iſt gewiß ein Bereicherer der deutſchen Sprache.

1777 iſt der dritte Band von den phyſiognomiſchen Fragmenten zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, von J. Caſpar Lavater, Pfarrern, auf 371 S. im größten Quart mit 104 Kupferplatten herausgekommen. Die Anzeige dieſes Werks wird uns allemal ſchwer, nicht nur wegen der eigenen, vom Hrn. L. erdachten, mehrentheils nachdrücklichen, zuweilen aber für uns ziemlich etwas dunkeln Ausdrücke; ſondern vornehmlich wegen des Unterſchiedes, den wir zwiſchen dem vortreflichen Manne und uns in Anſehung der Phyſiognomie, anmerken. Oft, ſehr oft, ſagen die Geſchichter zu uns etwas ganz anders, als was Hr. L. geſehen hat; zuweilen gerade das Gegenſpiel deſſen, was er in den Zügen gefunden hat. Manchmal iſt es uns überhaupt unbegreiflich, wie nicht nur Häuge, Fähigkeiten und Kräfte im Ohre und andern unbeweglichen Theilen ausgedrückt ſeyn können. Widerſprechen und Kritikenſchreiben iſt überhaupt die Weiſe unſers Wochenblatts niemals gewe-

sen, und am wenigsten gegen einen Mann, für den wir die gröſte Hochachtung tragen. Dennoch wird es dem Leser vielleicht angenehmer seyn, bey den Erklärungen der Köpfe, die wir anders auslegen, zweyerley Meynungen zu hören. Daß wir vieles, sehr vieles übergehen müssen, sagt sich von sich selber, denn das ganze Werk ist Original, und voll eigener Gedanken und eigener Ausdrücke. Zuerst vertheidigt sich der Hr. V. über einige, wider die vorhergehenden Theile gemachte, Einwürfe. Er soll ein Materialist seyn, und ist es, wie er versichert, nicht, obwohl diese Lehre an sich selber, nach seinen Gedanken, die Möglichkeit der Auferstehung und eines zweyten Lebens nicht bestreitet. Griechische Gesichter; es gebe hierseits der Alpen weit mehrere unbedeutende Gesichter; vielleicht, weil in den heissen Ländern die Leidenschaften stärker sind, und folglich auch ihre Ausdrücke in den Zügen des Gesichts stärker bleiben. Die Köpfe des Hippokrates und anderer grossen Griechen; den sittlichen Charakter finden wir in ihren Werken, aber die Köpfe sind eben nicht zuverlässige wahre Gleichheiten. Zu Priams Zeiten mahlte man nicht, wenigstens findet man beym Homer keine Spur vom Mahlen, und die gegrabenen Steine, die wir von den Helden dieser alten Zeiten besitzen, sind unmöglich nach Urbildern gemacht worden. Raphael; Hr. L. findet viel Vortrefliches in diesem Kopfe, und wir ein schönes wollüstiges Weibergesicht, das nicht den geringsten

Zug hat, aus welchem wir den oberſten Staffel in einem Theile des menſchlichen Wiſſens erkennen könten. Die Phyſignomien der Thiere, zumal auch vieler laſterhalten Pferde, dann den Löwen u. ſ. f. Hier iſt viel Wahres; die Ehrlichkeit des Jagdhundes, das Stillkückiſche der Katzen, das Muthige des Pferds, das Dumme des Schaafes ſtehen mit leſerlichen Buchſtaben an ihren Zügen geſchrieben. Alsdann der Kupferſtich, in welchem ein Waſſerpferd mit dem Krokodill, und die Menſchen und Hunde mit dem Waſſerpferde ſtreiten; ohne Zweifel eine Europäiſche Erdichtung, worinn doch L. die Sprache der Natur findet und erklärt. Das Seepferd hat in der That etwas Gräßliches. Die Beantwortung einiger Einwürfe; in den feſten Theilen ſey niemals ein Widerſpruch des einen gegen den andern, wohl aber in den beweglichen (wenn der ſtolze Menſch aus Abſicht die Demuth nachahmen will). Johnſon; in der That zeigt uns ſein Kopf ein elendes kümmerliches Geſicht, von dem wir keinen Rambler hofften. In der Oeffnung des Mundes ſtecke das Charakteriſtiſche der Menſchen. Die Phyſiognomie der Handſchrift; etwas iſt darin wahr. Aber ſolte N. 1. Phlegma in der Handſchrift ſtehen? Hat der Schreiber dieſer erſten Aufſchrift ſich in den Verdacht dieſes Laſters geſetzt? Eine durch allzuvieles Schreiben geſchwächte halb lahme Hand finden wir darinn, und eine Eile im Schreiben. Hätte der Mann ſich dem Phlema überlaſſen, und langſam geſchrieben,

ſo würden keine Spuren dieſer Schwachheit bleiben, die Phlema anzeigen ſollten. Und dann iſt die Handſchrift nicht mehrentheils eine Nachahmung des Schreibmeiſters? Einige Münde und Ohren. Wenn das ſichtbare Ohr das Werkzeug des Sinnes wäre, ſo würden wir davon etwas hoffen; aber unmöglich fällt uns bey, daß nicht nur kräfte, ſondern ſehr zuſammengeſetzte moraliſche Notionen Kräfte im Ohre ausgedruckt ſeyn können, wie zugleich die Feſtigkeit wider die Schmeichler und wider die Drohungen. In den Kindern findet Hr. L. noch keine ächte Phyſiognomie, nichts Beſtimmtes; dennoch liefert er eine Menge Köpfe und Bruſtbilder von Knaben und Kindern mit der Erklärung ihrer Naturgaben. Auf der 35. Tafel lieſet Hr. L. wiederum anders, als wir; der Kopf dünkt uns ſauer und wunderlich, und die Hartnäckigkeit im Ausführen iſt für uns unſichtbar; daß aus N. 3. etwas werden müſſe, können wir auch nicht verſtehen. Noch unſichtbarer für uns iſt das Edle auf der 155 S. Wo Gefühl iſt, da iſt Kraft, ſagt Hr. L.: im Phyſiſchen gerade das Widerſpiel. Die Kraft war beym Boötier, beym Römer; das Gefühl beym Athenienſer. Die ſtarke Faſer läßt ſich minder bewegen, und empfindet minder. Karl v. Hedlinger, der treffliche Stempelſchneider, deſſen ſittliches Lob Hr. Göthe hier giebt. Die verſchiedene Köpfe gleichen einander nicht, aber Hr. L. lieſet ſie dennoch gläufig, und findet in den Zügen das Groſſe und das Gute. Andere

Künſtler; einige höchſt unverſprechende Köpfe, wie d S. 187. 55. T. Muſikaliſche Kunſtler; Jomelli, an welchem Hr. L. vieles ſieht, und wir nichts ſehen, als daß er kein Mann ſey. Die Dichter; ſehr ſtreng iſt hier der V. in ſeinem kurzen Verzeichniß. Ohne Ton und Manier ſey keiner; Bodmer, Geßner, Wieland haben doch ihre Manier, und kaum könne eine Nation ſolche Dichter aufweiſen, ſagt Hr. L. Nach dieſem Verzeichniß nennt er die Dichter Propheten der Schöpfung und der Vorſehung Gottes; eben die ſchlüpfrigen anſteckenden Dichter. Und hingegen ſcheint Hr L. ſagen zu wollen, denn ſchwer iſt es zu wiſſen, ob er es ſagt, er könne Pope und Voltaire nicht für Dichter hingehen laſſen. Pope war nicht nur der meiſt harmoniſche aller heutigen Dichter; er hatte auch die angenehmſte und feinſte Empfindung. Wie ſpann der Mann das ſchimmernde Gewebe des rape of a Lock! Und Voltaire; wie prächtig und impoſant iſt ſein Mahomet und viele andere ſeiner Schauſpiele! Nicht aus ihren Phyſiognomien, ſondern aus ihren Werken erkennen wir dieſe beyden für wahre und groſſe Dichter; und verſchiedene von denen, die Hr. L. zur Zunft zählt, könnten wir nicht einmahl unter ihnen in den zweyten Rang ſetzen. Göthe; in verſchiedenen einander nicht ähnlichen, Köpfen, deſſen Gröſſe wir wiederum nicht weiter im d. S. 222. finden, und Genie ſey Liebe, Liebe, Liebe: wir dächten, jene ſey eine Vortreflichkeit des Verſtandes, dieſe eine Vollkommen-

heit des Willens, und leider können beyde getrennt seyn. Religion: ein Abschnitt, dem wir allen Beyfall geben. Die Religion ist um eben so viel der Tugend vorzuziehen, als die Ewigkeit dem zeitlichen Leben. Die Religion ist der Preiß der Glückseeligkeit in jenem, die Tugend in diesem. Aber des Spinoza Religion! denn er glaubte eine Gottheit, sagt Hr. L. (wovon er selbst ein Theil war, und deren übrige Theile nichts von ihm zu fodern hätten, als was er mit eben dem Rechte von ihnen verlangen konnte). Zu S. 249. ein häßliches Gesicht, in dessen Zügen er wiederum vieles lieset, das für uns unsichtbar ist. Borromeo: hier müssen wir völlig dem Hrn. V. widersprechen. Der Mann war ein Verfolger, ein Tyrann, der mit seinem Gelde Rebellen warb, die ihre rechtmässigen Herren, die Rhätier, anfallen sollten, warum? weil dieselben gerne eine Schule für ihre, der Landsherrn, eigene Kinder anlegen wollten. Und die verschmitzte Grausamkeit steht auf dem Gesichte geschrieben. Atheisten mit Frommen verglichen. Bolingbroke hat in der That etwas Teufliſches im Gesichte. Im Leben Diderots mag man die Fehler sehen, die man ihm Schuld giebt; das Gesicht verräth sie nicht. Die Nummern 5. und 6. sind unfehlbar versetzt, denn nicht Zinzendorf, sondern la Mettrie, hatte das Hogarthische unsinnige Tollhauslächeln. Spinoza mit einem groſſen Lobe. Die Liebe, die Duldung sind Tugenden. Aber sollten wir dieselben an

Männern finden, die ein in die Ewigkeit wirksames Gift ganzen Nationen zum Verderben ausschenken? Zinzendorf im N. 5. scheint seinen Charakter auszudrücken. Die Vergleichung des männlichen stärkern, und des weiblichen feinern Geschlechts. Gegen S. 303 über scheint uns der Marquise du Chatelet Kopf zu seyn. S. 337. ein bekannter Arzt etlichemal in verschiedenen Arten von Stichen. Hr. L. schreibt demselben ein äusserst unbeständiges Wesen zu; er soll, wie Tigellius, von einem Aeusserstey zum Entgegengesetzen übergehen, und herzhaft und verzagt, gütig und empfindlich seyn u. s. f. U. v. S. (Ulysses von Salis); der Kupferstich thut dem wackern viel besser gebildeten Manne unrecht. Ein bekannter König; dieses Gesicht lesen wir ganz anders, als Hr. L. denn hier soll man sich auf die Züge, und nicht auf die Thaten gründen; uns scheint es einen abgehärteten, durch die Ermüdung etwas abgelebten, König auszudrücken. Ueberhaupt hat sonst Hr. L. den liebenswürdigen Fehler, daß er zu freygebig rühmt, und vielleicht zu sparsam tadelt; wiewohl der letztere Fehler sonst fast kein Fehler ist. Vom übertriebenen Lobe könnten wir aus diesem Bande mehr als eine Probe zeigen, wenn wir uns nicht versicherten, selten, übergus selten, sey es nöthig, oder auch erlaubt, die Fehler seiner Mitbürger zu entdecken. Hr. L. scheint mehrere Bände anzusagen, als er sich vorgenommen hatte.

CVII.

Von der Bevölkerung. *)

1776. (S. 1067.)

Man sieht überhaupt auf dem Lande mehr Gebohrne als Sterbende, und in den Städten mehr Sterbende als Gebohrne. Hieraus schließt man durchgehends, und Herr Baumann schließt wie andere, die Lebensart und die Luft in den Städten sey ungesunder als auf dem Lande. Wir finden dieses nicht ausgemacht. Die Stadt hat ihre dem Leben schadende Fehler, das Ueberessen, das träge Leben, das Wachen, die hitzigen Getränke und scharfen Speisen, und über alles die stärkern und schwerer zu befriedigenden Leidenschaften. Aber das Land hat seine eben so schädlichen Fehler oder Nachtheile; die dumpfigen, niedrigen, heissen Stuben erwecken alle Frühlinge in vielen Gegenden eines Landes faulichte Brustkrankheiten, die überaus viele Menschen wegraffen und in den Städten selten vorkommen. Die Rothenuhr herrscht auch alle Jahre bald in diesem bald in jenem Striche auf dem Lande, und in den Städten überaus selten. Vergleicht man die Londonschen Verzeichnisse mit den Listen der Sterbenden eines ganzen mehrentheils in Dörfern bestehenden Landes, wie Helvetien, so ist

*) Dritter Theil zu Süßmilchs göttl. Ordnung von Hrn. Baumann.

zu London die Anzahl der die Neunzig und ſelbſt die Hunderte überſteigenden ganz gewiß gröſſer, als in einem eben ſo ſtark bewohnten Theile des geſunden Helvetiens. Nur iſt die Sache ſelbſt in ſo weit wahr: die Verzeichniſſe ſind richtig, und zeigen auf dem Lande mehr Geburten, in den Städten mehr Sterbende an, und zwar iſt der Unterſchied um deſto merklicher, je gröſſer die Städte ſind. Aber die Urſache iſt nicht eine mehrere Tödtlichkeit der Stadtluft. Die Stadt begräbt ihre Gebohrnen mehrentheils ſelbſt, wenigſtens ziehn dieſelbe überaus einzeln aufs Land. Hingegen kommen in die Städte unzählbare Bediente, Handwerksleute und Soldaten, davon ein Theil daſelbſt ſtirbt, und die Todtenverzeichniſſe ſo ſehr anſchwellt, daß zu Paris die in den Hoſpitälern und Fündlingshäuſern Sterbenden bis auf 12000 im Jahre ſteigen, die mehr als die Hälfte fremd und nicht zu Paris gebohren ſind. Hingegen begräbt das Dorf bey weitem ſeine Gebohrnen nicht alle: es ſchickt als Mägde, als Knechte, als Soldaten, als Matroſen, eine überaus groſſe Anzahl weg, die in der Welt herum, und guten Theils in den Städten ſterben; und hingegen hat das Dorf keinen andern Zugang zur Bevölkerung, als ſeine eigene Gebohrnen. Da nun in groſſen Städten mehr Bediente, mehr Leute die ihr Glück ſuchen, mehr ehlose als in den kleinern ſind, ſo nehmen in eben dem Verhältniſſe die Todtenverzeichniſſe der Städte zu, und die Geburten ab.

Theure Jahre vermindern die Zahl der Ehen, wie hingegen eine gewisse Hoffnung zur Nahrung sie vermehrt. Grosse Höfe vermindern auf dem Lande die Ehen, weil sie viel Gesinde erfordern, das gutentheils unverheyrathet bleibt. — Durchgehends ist die Fruchtbarkeit der Ehen in Handelsstädten gering. — Der Schaden ist sehr groß den die vielen ehelosen Soldaten thun; in Frankreich können sie in hundert Jahren das Reich anstatt der Bevölkerung entvölkert haben. Die unehelichen Kinder tragen zur Bevölkerung nichts bey, sie sterben schleunig und jung weg, und kommen selten zum Verheyrathen. Ihrer sterben zu Berlin im ersten Jahre die Hälfte mehr als der ehelichen. Paris wird auf 600000 Einwohner berechnet, Zehntausend mehr als zu London sind. Beyde grosse Städte kann man aus den Tabellen nicht richtig schätzen. Zu London mangeln in den Listen der Gebohrnen alle Dissenteurs, alle Katholiken, Juden und Sektirer, vermuthlich ein volles Viertel der Gebohrnen. Dem Verzeichnisse der Sterbenden gehn auch so viele unaufgezeichnete Begräbnißörter ab, daß man die vorbeygegangenen Gestorbenen auf 7000 schätzt. Zu Paris werden die Todten ungeheuer vermehrt, wenigstens durchs Jahr mit Zwölftausend, die in Hospitälern und Fündlinghäusern sterben, und grossentheils vom Lande nach Paris gekommen sind. Der Umfang von London ist sonst um ein so vieles gröſſer, daß man sich zu Paris unmöglich mehr Einwohner

ner vorstellen kann, und wenn daselbst die Häuser höher sind, so wohnet zu London ein Theil der Einwohner unter der Erde).

CVIII.

Ulrich Zwingli. *)

1777. (S. 1018. f.)

Man stellet sich gemeiniglich die Urheber der Reformation als bloſſe strenge, etwas zu strenge Theologen, ohne Anmuth und ohne Kenntniß der Grazien vor. So war Zwingli nicht; er hatte seinen Verstand mit dem Leſen alter Griechen und Römer ausgeziert. Der Charakter des Pindarus, den er zu einer A. 1526. gedruckten Auflage beygefügt hat, beweiſet deutlich daß Zwingli die wahre Schönheiten des Dichters gefühlt, und ihm nicht ein unbeſtimmtes Lob ertheilt, sondern eben dasjenige gefühlt und erhoben, was den Pindarus von andern Dichtern unterscheidet; insbesondere sieht er im Sänger von Theben den Freund der Tugend, den aufrichtigen Mann, der auch von seinen Helden dasjenige nicht verschwiegen hat, was ihnen zur Vollkommenheit abgieng. Aber Zwingli hatte noch andere wichtigere Einsichten; er war ein lebhafter Patriot, ein Feind fremder Beſoldungen, ein Mißbilliger der damaligen Helvetiſchen zum Scha-

*) Ulr. Zwingli Lebensbeſchreibung und Bildniß von Nüſcheler.

den und zum Verluſt vieler Tauſenden gereichenden Kriegsdienſte; er ſah die Vortheile einer tugendhaften und gerechten Regierung im Innern ein, und gab der Stadt Zürich die weiſeſten Räthe. Die Münze wurde gebeſſert, die geilen Weiber abgeſchafft, die Freyſtätte für Uebelthäter verſchloſſen, die Schulmeiſter beſſer beſoldet, und entbehrlicher Geiſtlichen Stellen und Einkünfte zur Aufnahme der Schulen verwandt; ſogar auch das Anſehen des dem Evangelio entgegenen Adels verringert. Sonſt war Zwingli ein Schüler des gelehrten Henrich Lupulus (Wölflein von Bern) und dann des Gottesgelehrten Thomas Wittenbachs von Biel, aus einem adelichen vor wenigen Jahren ausgelöſchten Geſchlechte. Er gerieth, durch ſeine Geſchicklichkeit, bald in einen ſolchen Ruf, daß ihm ſogar der päbſtliche Hof eine Beſoldung gab, und zu verdoppeln willig war. Aber in der heil. Schrift, die Zwingli fleiſſig las, und ſchon im 26. Jahre in der Urkunde verſtehen konnte, ſah er bald, daß die herrſchende Kirche von den Grundſätzen der Religion gänzlich abwich, ſo daß er ſein Mißfallen nicht bergen konnte. Der Abt zu Einſiedeln und der Biſchof von Konſtanz unterſtützten ihn in ſeiner Beſtrafung der Mißbräuche in der Röm. Kirche, und im Andringen auf das allgemeine Leſen den heil. Schrift. Im J. 1519. wurde er nach Zürch zum Predigtamt beym Münſter berufen, und hier trat er nun auf eine gröſſere Schaubühne, und unternahm wichtigere Verbeſſerungen in der Religion. Verſtändige Männer erkannten bald

an ihm den ächten Prediger der Wahrheit. Bernhard Samsons schamloser Ablaßhandel brachte Zwingli's Bestrebung zu mehrerer Wirksamkeit; er hatte Ansehen genug, dem Indulgenzkrämer den Zutritt nach Zürch zu verschliessen (und hier war keine Eifersucht eines Augustiners wider einen Dominikaner, denn Zwingli war ein Weltpriester). Schon A. 1520. befahl auch der Rath zu Zürch, nichts zu predigen, als was in den Schriften beyder heiligen Testamente stünde, und aller Menschensatzungen zu geschweigen. Auch trat der Bischof von Konstanz A. 1521. wider den Lehrer der Wahrheit auf, und von dieser Zeit an begegnete ihm die Römische Kirche wie einem offenbaren Feinde. Nur der sittliche Pabst Adrian hatte Einsicht genug, zu trachten, einen gefährlichen Feind seiner Hierarchie zu gewinnen, und bot ihm alles, nur nicht die päbstliche Krone, an, welches aber der Eiferer ohne Bedenken Ausschlug. Verschiedene Priester traten nun auf Zwingli's Seite, und darunter der Geschichtschreiber Stumpf. (Johan Haller, Probst zu Almandingen, schon A. 1521., der darüber seine Stellen verlohr, ein Stammvater der jetzigen Haller in Bern, so wie es auch Wittenbach war). Eilf Geistliche legten A. 1523. eine Bittschrift ein, worinn sie um die freye Predigt des Evangeliums anhielten. Nach und nach wurden zu Zürch verschiedene Disputationen gehalten, in welchen Zwingli mit den Vertheidigern der Römischen

Kirche zu ſtreiten hatte. Da aber zum Grundgeſetze befohlen worden war, bloß aus Gottes Wort ſich zu vertheidigen, ſo war Zwingli ſeinen Gegnern leicht überlegen. Einige der vornehmſten Männer ſpotteten der Niederlage der römiſchen Kämpfer in einer gedruckten Ironie. Verſchiedene Prieſter heyratheten, und Zwingli ſelbſt ehlichte A. 1524. eine adeliche Witwe, die aber, ihm zu lieb, ſogleich allen damals dem Adel vorbehaltenen Schmuck ablegte. Ein Schuſter, Hottinger, vergriff ſich, aus allzugroſſem Eifer, an einem Bilde, und wurde nachwärts von den Römiſchgeſinnten aufgefangen und hingerichtet. In einer neuern Diſputation lagen die Fürſprecher der Bilder unter, und die Bilder wurden, doch mit aller Behutſamkeit, abgeſchafft. Die Meſſe fiel A. 1524. nach einer durch eine niedergeſetzte Kommiſſion geſchehenen reifen Ueberlegung, und A. 1525. wurden die Klöſter in der Stadt Zürch aufgehoben. Zwingli's Buch von der wahren und falſchen Religion fand vielen Beyfall, obwohl überhaupt bey den damaligen unruhigen Zeiten, da man alle Augenblicke, einen Irrthum oder eine Nachrede zu widerlegen, die Feder ergriff, ſelbſt Zwingli oft bey der Eile nicht alle Kräfte ſeines Geiſtes anwenden konnte. In dem eben erwähnten Buche trug er nur ſeine Meinung wegen des Abendmahls vor, die nun die allgemeine Lehre der Reformirten Kirche iſt. Im Traume fiel ihm der tröſtende Spruch ein: denn dieſer iſt das Pa-

scha des Herrn. Er wollte keine Kirche nach seinem Namen genannt wissen, und drang vornehmlich auf die Besserung des Herzens. Mit überlegtem Muthe lehnte er sich über die allmächtige römische Hierarchie auf, predigte sehr oft, und arbeitete unbegreiflich viel. Im Jahre 1525. wurden ihm seine Sorgen durch die Wiedertäufer erschweret, deren Enthusiasterey aller geist- und weltlichen Ordnung den Untergang drohete. Einige von denselben überzeugte Zwingli, andere wurden, doch ohne Strenge, bestraft, und einem der Hartnäckigsten von ihnen, der wegen der Kaiserlichen Verfolger in Lebensgefahr war, verschaffte Zwingli selbst einen sichern Aufenthalt. Da die katholischen Orte eine Disputation zu Baden veranstalteten, weigerte Zwingli A. 1526. sich daselbst einzufinden, weil man auf ihn lauerte, und sogar zu Zürich, ihn heimlich aufzuheben einen Anschlag gemacht hatte. It stilo Romano, sagte Fra Paolo. Nach Bern zu der wichtigen A. 1528 gehaltenen Disputation, die den Umsturz der Römischen Religion in dieser Republik nach sich zog, gieng er aber willig hin, wiewohl unter einer Bedeckung von Gewaffneten, und doch geschah ein Schuß auf ihn. Zu Zürich versammlete sich A. 1528. der erste Synodus, und Zwingli hatte den Vorsitz. Und nun gerieth er in einen Streit mit Luthern, den Zwingli hochschätzte, aber nicht lutherisch heissen wollte, ob er wohl Luthers Lehre überhaupt billigte. Man muß aber eingestehen, daß Luther über die persönliche Gegen-

wart im Sakrament keine Einwürfe vertragen konnte, daß er die Unterwerfung Zwinglis im Gespräche zu Marburg vorausforderte, und die Anträge brüderlicher Liebe, die ihm von den Reformirten geschahen, nicht annahm, ob er wohl doch beym Abschiede versprach, den Frieden zu lieben, und Aergerniß zu vermeiden. Dieses war ein unglücklicher Streit, der dem ganzen Wesen der Reformation einen unwiderbringlichen Schaden, auch noch in folgenden Jahrhunderten, that. Zwingli pries dennoch selbst Luthers Schriften zum Durchlesen an. Die Römischgesinnten vergrieffen sich nun mehr und mehr an den Reformirten; zu Schwitz verbrannte man einen Pfarrer aus dem Gebiete der Zürcher, und Zürch erklärte endlich den Römischen den Krieg, doch wurde der Friede bald wieder hergestellt. Zwingli äusserte damals so milde Gedanken von der Seeligkeit tugendhafter Heiden, daß sie ihm in den damaligen eifrigen Zeiten zu grossen Vorwürfen gereichten. Das Gesetz der Natur ist auch Gottes Gesetz, sagte Zwingli, und durch Gott den Heiden bekannt worden; wenn sie dieses Gesetz also halten, so halten sie es auch durch die göttliche Gnade. Endlich griff Zürch wieder zum Entschlusse, den katholischen Orten den freyen Getraidekauf abzuschlagen. Da sie wegen ihrer Lage (wenigstens Schweitz und Uri) fast durch keinen andern Weg das Getraide erhalten können, so grieffen die Katholischen mit Verzweiflung zu den Waffen, und schlugen im späten November, fast in der Nacht, die übel angeführten Zürcher. Zwingli wollte nicht entfliehen, und wurde

mit vielen Wunden hingerichtet und verbrannt; Thomas Plater rettete aber sein unverletztes Herz aus der Asche. Er hatte nur 47 Jahre gelebt, und hätte dem Vaterlande noch viele Dienste thun können, wenn er, wie es ihm frey stund, seines Lebens geschont hätte. Sein billiges Lob: unter den Verbesserern des Glaubens, habe noch keiner seine Gedanken deutlicher, bestimmter und gleichförmiger auszudrücken gewußt.

CIX.

Ueber die Ausbreitung der christlichen Religion.

Nach Gibbon. *)

1777. (S. 311..)

Herr Gibbon schreibt mit vieler Vorsicht, (doch merkt man endlich seine Gesinnungen.) Ueber die Wunder erklärt sich Hr. Gibbon nicht deutlich, und wirft ein, es sey allzuschwer, die Zeit zu bestimmen, in welcher die falschen Wunder angefangen, und die ächten aufgehört haben. Wenn man aber dennoch die herzhafte Berufung der im dritten Jahrhunderte noch lebenden Vertheidiger des Christenthums lieset, wenn man betrachtet, daß sie alle den Tod für ihren Glauben litten, wenn man sich erinnert, daß Julian an diesen Wundern keinen Zweifel bezeugt, so

*) History of the roman Empire by E. Gibbons V. I. 1776.

ist man geneigt, wenigstens in den ersten drey Jahrhunderten, nicht allen Wundern den Glauben abzusprechen. Daß Hr. Gibbon wenige Märtyrer macht, darinn ahmt er den heutigen Ungläubigen nach, und braucht dazu eine Stelle des Tertullianus, die aber weiter nichts besagt, als daß einige Jahre lang, wie es auch wahr ist, vom Decius an bis zum Diocletian, die Kirche ziemlich Ruhe gehabt hat. Aber die vom Nero hingerichteten Christen waren zahlreich, so sagt es Tacitus, und Diocletian gieng so weit, daß er meynte, die christliche Religion ausgerottet zu haben, und diesen Sieg auf steinernen Denkmälern und auf den Münzen bekannt machte. Er gab auch solche Gesetze, die es einem Christen schwer machten, zu entrinnen, wie Hr. Gibbon selbst eingesteht. Alle Geistlichen wurden in Verhaft gezogen, man brauchte die strengsten Mittel, sie zum Abfall zu zwingen, und auf alle diejenigen waren harte Strafen gesetzt, die einen Christen retten würden. Sonst rühmt Hr. Gibbon die guten Sitten der Bischöfe. Daß aber wenige von denselben hingerichtet worden seyen, widerspricht der ungemein grossen Anzahl der Päbste in den ersten Jahrhunderten, die auf keine andere Weise erklärt werden kann, als durch viele Hinrichtungen. Von der Polizey der Kirche. Anfänglich seyen alle Christen an Ansehen einander gleich gewesen. Die Bischöfe haben sich nach und nach über die Aeltesten erhoben, und Hr. G bemüht sich, zu zeigen, wie zumal das Ansehen des römischen

Bischofs gewachsen sey, ungeachtet des Widerstandes der afrikanischen und gallicanischen Kirchen. Wie nach und nach die Christen reich geworden, so daß der Bischof zu Carthago für eine plötzliche Liebessteuer 850 Pf. St. zu sammeln im Stande gewesen sey. Wie die Kirchen zu Einkünften gelangt seyen, und wie der Gehorsam gegen die Bischöfe wichtiger geworden, als die sittlichen Gebote. Die vermuthliche Anzahl der Christen zu Rom setzt hier Hr. Gibbon auf 50000. Zu Constantins Zeiten möge der zwanzigste Theil des römischen Volks die christliche Religion angenommen haben, (so daß dieser Kaiser eben nicht aus Staatsklugheit zu derselben übergegangen seyn muß). Warum die Christen mehr verfolgt worden seyen, als die Juden? Sie waren von ihrem Glauben abgefallen, und die Juden hingegen waren dabey geblieben; auch die Versammlungen waren den Römern sehr zuwider. Man habe den Christen die Aufruhren einiger Juden zugerechnet, wie Tacitus den Aufruhr des Theudas. Wie kann aber der Verfasser schreiben, Trajan habe wegen den Christen nichts verordnet gehabt, und es wären auch keine Gesetze wider sie in Kraft gewesen, da hingegen des Plinius Worte deutlich solche Strafgesetze zum Grunde setzen. Noch seyen die Obrigkeiten den Christen günstig gewesen, das Volk aber habe sie gehasset und ihren Tod verlangt. ꝛc.

CX.

Werlhof, ein Arzt und Dichter.*)

Herr Werlhof ist nicht ein blosser Dichter. So groß dieser Name scheint, wenn man einen Virgil einen Homer nennt, die nichts als Dichter gewesen sind, so ist er, wie gewisse Mahlereyen, nur in einer ziemlichen Entfernung groß. Ein Dichter, der nichts als ein Dichter ist, kann für die entferntesten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht seyn. Aber für seine eigene Zeiten, und für seine Mitbürger, ist er ein entbehrliches und unwirksames Mitglied der Gesellschaft. Seine Gaben erwecken Verwunderung, aber sie haben keinen Antheil an der allgemeinen Wohlfarth; er kann für einige Stunden einen Leser vergnügen, aber er vermehrt kein Glük, und vermindert keine Sorgen und keine Schmerzen.

Weit grösser sind die Vorzüge eines gelehrten, geübten, und folglich glücklichen Arztes. Seine Gaben sind ein Werkzeug, durch welches die Vorsehung ihre Güte verbreitet. Erschrockene Ehegatten, zitternde Kinder, tief gerührte Eltern hoffen, und erhalten öfters von ihm das erwünschte Leben eines unschäzbaren Ehemanns, einer zärtlich geliebten Frau,

*] Vorrede zu dessen Gedichten. (1749.)

eines unentbehrlichen Vaters, eines hofnungsvollen Kindes; die Sehnsucht beschleuniget seine Wege, die Hofnung begleitet ihn, und der Segen derer, die er gerettet hat, folgt ihm nach, wenn er zurükgeht. Ein Dichter vergnügt eine Viertelstunde; ein Arzt verbessert den Zustand eines ganzen Lebens.

Ich nehme vielleicht mein Amt schlecht in Acht, wenn ich die Vorzüge der Dichtkunst erniedrige, die ich bey den Schriften eines beliebten Dichters erheben sollte. Aber mein Freund verachtet die falsche Beredsamkeit, die dem Heiligen des Tages heuchelt, und ihm denjenigen weit nachsezt, den sie morgen eben so weit über ihn erhebt.

Werlhofs Poesien zeugen von seinen grossen Gaben, und mahlen sein menschenliebendes Herz ab. Aber als ein Arzt wendet er dieses Herz und diese Gaben unmittelbar zu dem wahren und wesentlichen Wohlseyn seiner Mitbürger an. Er dichtete also nur in den kleinen Zwischenräumen, in welchen der Arzt nicht wirken kann. Reisen, schlaflose Nächte, Krankheiten selber, sind die einzige Zeit, die er auf die Dichtkunst wendet, und so sehr wir diese in ihm lieben, so wenig läßt uns die Menschenliebe zu, seine Zeit der mitleidigsten aller Künste, der Arzneywissenschaft, zu mißgönnen. Wir verzeihen dieser leztern um so eher ihren Vorzug, weil sie zwar Werlhof hindert, mehrere Früchte seiner Dichtkunst an den Tag zu legen, aber an derselben völligen Reife keine Abnahme verursachet hat. Die Reinigkeit der Sprache,

die Flüßigkeit des Sylbenmasses und der Wortfügung, die richtige Wahl der Reime, könnten nicht vollkommner seyn, wenn dem Hrn. Werlhof schon kein anderes Amt von der Vorsehung aufgetragen wäre, als die Dichtkunst.

Es giebt Reime, die die Obersachsen eingeführt haben, und worinn weder die Buchstaben vollkommen ähnlich sind, noch der Laut bey den andern Deutschen übereinstimmig ist. Alle Dichter haben sie, als eine nöthige Ausdehnung der Freyheiten der ohnedem so eng eingeschränkten deutschen Poesie, freymüthig angenommen, und ohne Scheu gebraucht. Werlhof ist fast der einzige Dichter, der auch diese Nachsicht verschmäht, und mit der beständigsten Richtigkeit die vollkommene Uebereinstimmung des Lautes in seinen Reimen beobachtet hat.

Eben so sorgfältig und zärtlich auch ist Werlhof in allen andern Schönheiten des Reims gewesen, die den Abschnitt, den Wohlklang, die Wortfügung, die Richtigkeit der Sprache, und die Wahl der Wörter betreffen.

Alle diese Vorzüge würden in unsern Augen nicht mehr als mittelmäßig seyn, wenn sie die einzigen wären. Die Absicht des Dichters ist zu gefallen und zu rühren, und die äusserliche Richtigkeit hat bey dem Verstande ihren Werth, aber keine Macht auf das Herz des Lesers. Es sind zu allen Zeiten Dichter gewesen, die sich mit dieser äussern Schönheit begnügt haben, und alle diese Dichter haben ihres Zweks ver-

fehlt. Aber bey unserm Verfasser sind sie, wie sie in der That seyn sollen, nur zierliche Kleider der wahren Schönheit. Wahre und gründliche Gedanken, wohl ausgefundene Aehnlichkeiten verschiedener Begriffe, scharf unterscheidende Varietäten ähnlicher Ideen, kurze und dennoch das Wesen der Dinge abmalende Beywörter, anständige Vorstellungen wirklich zärtlicher Leidenschaften, alles dieses sind Schönheiten, die auch ohne Zierde des Schalles und der Sprache gefallen; aber die sich der Vollkommenheit nähern, wenn dieser äussere Schmuck sie begleitet. Ich finde diese Vereinigung beyder Vorzüge nicht nur deswegen schön, weil Wohlklang, Reinigkeit und Richtigkeit, Eigenschaften guter Gedichte sind, sondern auch deswegen, weil es sehr schwer, und folglich sehr ungewöhnlich ist, wenn ein Dichter sie mit der Stärke der Gedanken, und dem Feuer des Ausdruckes verbindet.

Unter diesen wenigen Dichtern, die keine Art von Schönheit verabsäumt haben, wird ein jeder Kenner unsern Hrn. Verfasser zählen, und ich sehe seine Gedichte als eine der seltenen Schönheiten an, bey welchen nicht nur einige Gesichtszüge schön sind, sondern alles, was eine Schönheit ausmacht, in einer regelmäßigen Uebereinstimmung zusammentrifft.

Und dennoch ist noch ein Vorzug, den ich über alle diejenigen schätze, die ich noch benannt habe: Es ist die herrschende Tugend, und die ungeschminkte Gottesfurcht, die alle Gedanken des Verfassers belebt.

Wenn die grösten Gaben Werkzeuge des Unglaubens, der Ueppigkeit, oder der zügellosen Satyre sind, so sind mir diese Vorzüge eben so verhaßt, als die Stärke an dem Tieger, oder die Macht an einem unbilligen Fürsten.

Wenn aber ein grosser u. erhabener Geist seine Talente dem Glauben, der Wahrheit und der Tugend zu Füssen legt; wenn ein Newton die Offenbarung aus der Natur vertheidigt, ein Fenelon die Tugend mit dem Reize der Beredsamkeit ziert, und ein Racine die Religion mit den herrlichsten Farben der Poesie ausschmückt; so entsteht bey mir jenes reine Vergnügen, das mit demjenigen eine Aehnlichkeit hat, welches wir vermuthlich empfinden würden, wenn wir in die Bekanntschaft eines seligen Geistes von einer höhern Ordnung kämen. *).

*] Man hat sich nicht gescheut, diese Vorrede der Politik zuzuschreiben. Aber seit 1753 habe ich Göttingen verlassen, und seit 1766 ist der verehrungswürdige Werlhof todt, und in den zwey lezten Auflagen meiner deutschen Schriften bleibt diese Vorrede, unabsichtlich, als ein reines Zeugnis meiner wahren Hochachtung.

v. H.

CXI.

Vom Nutzen der Hypothesen.*)

In allen Meinungen der Menschen herrscht eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewohnheit, deren ganze Völker folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorsams angeben zu können; diese Moden sind eben darum veränderlich, weil sie auf keine wahren Gründe gebauet sind. Es ist der Wahrheit unmittelbares Vorrecht, daß sie ewig bleibt.

Es sind kaum hundert Jahre verflossen, daß in Europa die Erklärungen der natürlichen Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angesehene Vorzüge grosser Gelehrten waren.

Nachdem einmal Rene' Des Cartes auf eine mechanische Weise die Bildung und den Bau der Welt erklärt, und sich die Freyheit genommen hatte, solche Figuren den kleinsten Theilen der Materien zu geben, und ihnen solche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er sie zu seinen Erklärungen nöthig hatte, so sah ganz Europa diese schöpferische Gewalt als ein unzertrennliches Vorrecht eines Weltweisen an; man baute Welten, man verfertigte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meynte dem gemeinen Besten aus-

*] Vorrede zu der deutschen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte. 4. Hamb. 1751.

nehmend gedient zu haben, wenn die wirklichen Begebenheiten in der Natur sich nur einigermassen durch den angeblichen Bau erklären liessen, den man für sie ausgesonnen hatte.

Aber dieser bequeme Gebrauch dauerte nicht so lang, als die indolenten Naturlehler wohl gewünscht hätten. Die Erfindungen der Einbildungskraft sind wie ein gekünsteltes Metall, es wird die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerstörbare Festigkeit besitzen, die die Natur ihrem Golde giebt; eine falsche Münze ist gangbar, weil die Neuigkeit ihr einen Glanz giebt, die Zeit deckt ihre Röthe und ihre unächte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stolz und die Ruhmbegierde der Menschen nothwendig erregten, waren die ersten Mittel die Blösse der Hypotheſen aufzudecken. Ein junger Weltweise fand einen bequemen Weg zur Grösse in der Widerlegung eines berühmten Mannes, und es war ihm viel leichter, dessen Schwäche zu finden, als etwas bessers an die Stelle des niedergerissenen Lehrgebäudes zu setzen; ein gemeiner Probstein entdeckt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen ist für die Menschen zu schwer. Hieraus folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meynungen auf die Natur gebauet war, so blieb nichts von demjenigen übrig, was mit so grosser Bewundrung war aufgebauet worden. Der Carteſianer verdrang den Schüler der Peripatetischen Sekte, der Gaſſendiſte

fand

fand die Schwäche des Carteſianers, und eine allgemeine Vergeſſenheit hat nunmehr die ſtreitenden Lehrer begraben. Die ſiegenden Meynungen, und die überwundenen, ſind in ein unpartheyiſches Nichts zurückgeſunken, aus welchem ſie die Einbildung ohne die Erlaubniß der Natur gezogen hatte.

Ein groſſer Vorzug der neuern Zeiten war die immer ſteigende Kunſt der Arbeiter, die zur Enthüllung der Natur Werkzeuge verfertigten. Bequemere Sternröhre, ründere Glastropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Spritzen und Meſſer thaten mehr zur Vergröſſerung des Reiches der Wiſſenſchaften, als der ſchöpferiſche Geiſt des Des Cartes, als der Vater der Ordnung Ariſtoteles, als der beleſene Gaſſendi. Bey jedem Schritte, den man näher zur Natur that, fand man das Gemählde unähnlicher, welches uns die Weltweiſen von derſelben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypotheſen wuchs mit der Ueberzeugung, daß ſie eben ſo wenig richtig wären, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Aeneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Urbilde ähnlich ſeyn kann; der Mahler und der Weltweiſe hatten das Urbild nie gekannt.

Die mathematiſche Lehrart breitete ſich über Europa aus, ſie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langſam uns der Wahrheit nähern, als geſchwind von derſelben entfernen. Man trug den Menſchen das ſchwere Geſetz auf, nichts

zu glauben als was erwiesen wäre, und nach und nach wurde es von den gesitteten Völkern angenommen. Engelland fieng an; Boerhaave und Holland folgte nach, Deutschland bequemte sich dazu, und Frankreich, so ungern es seinen Landsmann verließ, so unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor seinen Nachbarn hatte, schämte sich endlich, und that in seiner Akademie, in der Person seines Reaumürs, seines Maupertuis, seines Clairauts, der Wahrheit die längstverschuldete Abbitte.

Die Mittelstrasse ist für den Menschen der allerschwerste Weg; er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Mönch in der Trappe, als daß er zwischen beiden Abwegen in einem vernünftigen Christenthum fortleben sollte. Die Mittelstrasse ist eine Linie, ein Weg ohne Breite; wer wollte sich auf demselben erhalten? So wenig das Herz des Menschen sich auf der Mittelstrasse festsetzen kann, so wenig kann es auch sein Verstand; auf einer Seite fliegt der Mensch zu hoch mit eigenen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er sinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Jansenisten zur Maschine. Eben so gieng es der Naturlehre; man hatte sich bey den willkürlichsten Erklärungen übel befunden, und ward zum Zweifler; die Akademie zu Athen wollte sich vor dem Irrthume hüten, sie sank

immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit Recht zu den Ausschweifungen des menschlichen Verstandes, zu seiner Uebermäßigkeit (denn die glückliche Sprache unsers gemäßigten Vaterlandes hat keine rechten Wörter für Excès und Caprice,) die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypotheſen, alle Syſteme zu verachten; eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menschlichen Geschlechte schädlicher werden kann, als die Träume der Schuldweisen nimmermehr haben seyn können.

Der Mensch ist von Natur faul, seine träge Kraft senkt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völker, die sich den Trieben der Natur wehrlos überlassen, sind zu aller Arbeit äusserst verdrüßig, sie hucken auf der Erde, sie schmauchen Toback, sie schlafen in ihren Hängebetten, und würden niemals aufstehen, wenn sie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europäer haben mehrere elaſtische Kräfte, die ihre Schläfrigkeit stöhren. Der Ehrgeitz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neugierde, lassen ihren Verstand nicht so Brache liegen, wie bey den Völkern, die für Ehre und Weisheit keinen Namen haben. Aber alle diese Triebe sind noch kaum stark genug, uns zu der schweren Arbeit anzufeuren, die die Nachforschung der Wahrheit erfordert.

Im ſcharfſinnigen Italien, im tiefdenkenden Spanien, ruhen tauſend und tauſend fähige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verträumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der Europäer voll Ehrbegierde, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnäus als das hauptſächliche Vorrecht des Menſchen anſieht, womit er ſich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beyder Welten, der natürlichen und derjenigen geworden iſt, die er ſelber aufgeführet, und die Theorie genannt hat.

Man ſtelle ſich nun eine Zeit vor, wo aus ganz Europa alle willkürliche Meynungen, alle Hypotheſen gänzlich, nach dem Wunſche vieler neuern Weiſen, verbannet ſind; man nehme die Sätze dieſer des menſchlichen Herzens nicht recht kundigen Geometern an: daß der Menſch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermögend ſey; daß wir nichts zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erſcheinungen; und daß die Wahrheit in einem Abgrunde liege, über welchen wir keine Brücke haben.

Was wird wohl die Wirkung dieſer Sprache der Verzweiflung ſeyn, wenn ſie die Oberhand gewönne? Eben die, ſo die erkannte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. Sobald der reiſende Waghals kein Gold, keine ſeines Wunſches würdige Waare an dem ungaſtfreyen Ufer mehr hoffet, ſo verläßt er die angefangene Entdeckung, niemand verfolgt die erſten Unterſuchun-

gen, das Land bleibt unbebaut, und sein bloſſer Namen haftet auf dem gleichgültigen Gedächtniſſe der Nachwelt.

Ich befürchte sehr, das Reich der Wahrheit werde eben dieſes Schickſal erfahren, ſobald wir in demſelben keine fruchtbaren Entdeckungen zu machen hoffen, ſobald unſre Neugierigkeit und unſer Ehrgeiz kein Eigenthum in demſelben mehr erwarten. Wenn der Weg zur Wahrheit uns ſo weit, ſo ungewiß, ſo ſchwer gemacht wird, wenn man uns vorſagt, daß wir nicht anders als mit dem Senkbley in der Hand gehen ſollen, und doch dabey uns zu wiſſen thut, daß wir mit aller Vorſicht alle Augenblicke fallen werden; wenn alle unſre Bemühungen uns zu nichts, als von einer pöbelhaften Unwiſſenheit zu einer gelehrtern führen, werden wir uns wohl bewegen? werden wir in einer mühſamen Reiſe fortfahren, die uns nirgends hin führt? wird nicht die Gemächlichkeit, wie ein neuer Eineas, einem jeden gelehrten Pyrrhus ins Ohr ſagen: warum willſt du die gewiſſen Vergnügungen der Wolluſt und der Ruhe verläugnen, und mit einer chimäriſchen Ritterſchaft die Rechte der Wahrheit, ohne den geringſten Anſchein etwas auszurichten, unfruchtbar vertheidigen? wenn du alles gethan haſt, ſo biſt du wieder wie jetzt, bey der Unwiſſenheit.

Sollte jemand mich mit dem Beyſpiele der Mathematik widerlegen wollen, von welcher man alles Willkürliche, alles Halbwahre und Unerweisliche glaubt verbannet zu haben, ſo würden mir doch ſolche Ant-

worten auf diesen Einwurf bleiben, die mir zureichend vorkommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematik gehet mit überaus einfachen Dingen um; mit Linien, mit Dreyecken, mit Vierecken, mit Ziffern, deren Eigenschaften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht sind. Sie beschäftiget sich mit diesen einfachen Gröſſen, und suchet derselben Verhältnisse und Zusammensetzungen. Keine andern menschlichen Wissenschaften haben diesen Vortheil, und es läßt sich bey keiner eine gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptsächlich schreibe: so ist es bekannt, daß uns von den Körpern, aus denen die Natur besteht, und von der Bewegung, die ihre Kräfte ausmacht, das meiste unbekannt ist. Ein mathematischer Lehrer fängt vom Punkte, von der Linie, von solchen einzelnen Dingen an, deren vollständige Erklärung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper sind völlig verborgen, die ersten aus den Elementen entstandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkraft, des elektrischen und des magnetischen Wesens, des Lichts und des Feuers, sind uns nur hin und wieder stückweise, und unvollkommen bekannt.

Der gröbere Bau der Thiere und Pflanzen; der Bau, den die Vergröſſerungsgläser einsehen, und der nur Gebürge von Elementen in Ordnung bringt, ist noch wenig und selten in einzelnen Körpern entworfen.

Selbst der noch gröbere Bau, den ein Messer zergliedert, den eine Richtschnur mißt, und ein Treibofen trennet, ist noch so unausgeführt, so unzuverlässig, daß die gröstem Mathematiker, wenn sie von den Kräften der Thiere haben schreiben sollen, die Feder niedergeleget, und verlangt haben, man soll ihnen Maasse und Winkel, und einen Grund schaffen, auf den sie bauen könnten. Kann man denn von uns eine mathematische Strenge verlangen? Kann eine Summe von Begriffen gewiß werden, wenn die einzelnen noch unbestimmt sind?

Es ist wahr, diese spröde Schöne, die Mathematik, ist den Hypothesen nicht so feind als sie sich anstellt. Sie sieht sie als eine Schwachheit an, deren sie sich schämet, und sich derselben doch nicht ganz entziehen kann; und hierinn kömmt sie mit den irrdischen Schönen überein. Der grosse Vorzug der heutigen obern Mathematik, diese verblendende Meßkunst des Unermeßlichen, ist auf eine blosse Hypothese gegründet. Newton, der Zerstörer der willkührlichen Meynungen, hat dieselben nicht gänzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an seiner Sehkunst eine verwundbare Stelle seyn, wie könnte sonst ein Euler, und sogar ein Mahler, ein Gautier, dieselbe widerlegen? Seine allgemeine Materie, das Mittel des Lichts, des Schalles, der Sinne, der Schnellkraft, war es nicht eine Hypothese? und da dieser Prometheus sich näher zur Erde lenkte, da er

die Zeiten ausmessen, und den Begebenheiten feste Schranken setzen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkührliche, und gar sehr dem Zweifel unterworfene Meynungen zum Grunde zu setzen?

Nach einem Newton wird sich nun wohl niemand schämen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein so guter Kenner das Wahrscheinliche als eine Münze gebraucht, so kann es doch nicht sogar ohne Werth seyn. Es ist an dem, es ist eine Nothmünze, es dient blos ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten; die Gewißheit ist ein ächtes Gold, dessen Preiß niemals heruntergesezt werden kann; es würde uns lieb seyn, wenn wir dessen so viel hätten, daß wir die willkührliche Münze entbehren könnten.

Da aber dieses nicht angeht; da wir ohne diese letztere fast von der ganzen Naturlehre schweigen müßten; da alle die Theile der menschlichen Wissenschaft einzelne Bruchstücke ohne Zusammenhang und ohne Verbindung würden; sollten wir nicht diese mangelnden Theile mit dem Wahrscheinlichen ergänzen, und anstatt eines Schutthaufens ein Gebäude aufrichten? Ich bediene mich mit Fleiß dieses Gleichnisses; ich habe Bücher von mathematischen Lehren gesehn, die vom Bau des menschlichen Leibes geschrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles Unerläuterte zu verbannen sich verbunden zu seyn glaubten; wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbestimmt haben sie reden müssen, um das Wahrscheinliche zu vermeiden!

Doch ich komme zu dem wahren Nutzen der Hypotheſen. Sie ſind zwar noch die Wahrheit nicht, aber ſie führen dazu, und ich ſage noch mehr, die Menſchen haben noch keinen Weg gefunden, der glücklicher zu derſelben geführet, und es fällt mir kein Erfinder ein, der ſich derſelben nicht bedienet hätte. Als Kepler dem Laufe der Planeten ſeine Geſetze beſtimmen wollte, ſo bildete er ſich eine Meynung, eine unwahrſcheinliche Meynung, deren Ungrund erwieſen iſt; und dennoch führte ihn dieſe Meynung zu dem wunderbaren und von der Nachwelt beſtärkten Geſetze des Verhältniſſes der periodiſchen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton feſt genug war, darauf zu bauen.

Die Alchymiſten mahlten ſich Geſpenſter, goldene Berge, und mehr als ovidiſche Verwandlungen vor; ſie arbeiteten, um ſich dieſen Geſpenſtern zu nähern, und fanden auf dem Wege eben ſo nützliche, und vielleicht dem menſchlichen Geſchlechte noch nützlichere Wahrheiten, als ein Mittel wäre, Bley zu Gold zu machen; eine Erfindung, die uns in kurzer Zeit mit allem möglichen Golde in die Armuth zurükbringen, und uns in die Nothwendigkeit verſetzen würde, mit Diamanten, oder mit einem andern Preiſe, unſern Handel zu treiben, der zugleich ſeiten und beſtändig genug wäre.

Die gröſten Geſetzgeber der Botanik haben ſich willkührliche Grundregeln gemacht, nach welchen ſie

Klaſſen, Geſchlechter und Gattungen bildeten, und nach welchen ſie Gewächſe vereinigten oder trennten. Alle dieſe Geſetze ſind willkührlich, ſie ſind noch alle unzuverläſſig befunden worden; aber ſie haben uns dennoch unglaubliche Dienſte gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächſe in eine ſolche Ordnung geſetzet, daß wir leichter, und unendlich gewiſſer, zehntauſend Pflanzen unterſcheiden, als die Alten ihre Sechshunderte.

Die angenommenen Hypotheſen haben wirklich erweisliche Aehnlichkeiten entdecket; ſie haben uns noch nicht ganz zur Wahrheit, aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführet; jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas näher, und ohne dieſelben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieſes Gleichniß für meinen Zweck ſo deutlich, daß ich es noch nicht verlaſſen werde. Wenn man keine Hypotheſen bey der Kräuterkenntniß gebrauchet, und nur wie Cluſius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beſchreiben geſuchet hätte, ſo würde, nach dieſer von unſern Gegnern geprieſenen mathematiſchen Methode, gar nichts zum Beſten dieſer Wiſſenſchaft gethan worden ſeyn.

Cluſius und Johann Bauhin waren groſſe Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verſtand und ihre Arbeitſamkeit ſind ohne Tadel. Da ſie aber kein Lehrgebäude hatten, noch haben wollten, ſo blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die unähnlichen waren untereinander vermengt, die ähnlichen getrennt, der Natur widersprochen, und der Gebrauch der Namen so verdorben, daß dieses grosse Hülfsmittel des Gedächtnisses mehr schadete als es Nutzen that. Wenn ein Ehrenpreiß, eine Onagra, eine Scutellaria, ein Epilobium, eine Peplis, eine Lysimachia, alle Lysimachia heissen, und alle eben denselben Namen führen, so sollten sie, nach den Regeln der Karakteristik, ähnliche Wesen seyn. Da aber dieser Namen ohne System ausgetheilet wurde, so bezeichnete er verschiedene und unähnliche Dinge, und verführte also mit seiner Gleichförmigkeit die Lernenden, die bey einem ähnlichen Namen ähnliche Dinge erwarten.

Da diese grossen Männer kein System hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein besonderes Vorrecht anwiesen, daß es das Kennzeichen der Art seyn sollte, so bemerkten sie von den meisten Kräutern die Gestalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Decke, der Staubfäden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht ganz und gar nicht. Ihre Beschreibungen wurden dadurch so unvollkommen, daß man sie sehr oft gar nicht würde brauchen können, wenn nicht der Fleiß der neuern von vornen an, eben dieselben Gewächse zergliedert, und Maaß und Zahl bestimmet hätte.

Schon zu den Lebzeiten des Clusius erschien Cäsalpin, ein Mann, der in der peripatetischen Schule

die Liebe zur Ordnung, und den Wunsch alles zu erklären, angenommen hatte. Er war ein mittelmäßiger Kräuterkenner. Clusius hat mehr Kräuter erfunden, als Cäsalpin gekannt hat, da sein Kräuterbuch, nach des Micheli Zeugniß, noch nicht 900 Gattungen in sich fasset.

Mit einem so geringen Vorrathe setzte sich Cäsalpin vor, die Botanik systematisch zu machen. Es war fast nicht möglich, daß er bey seiner kleinen Kenntniß der einzelnen Theile, das Ganze untadelhaft hätte übersehen und anordnen können. Er nahm also die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Keime sitzen, und dennoch trat er der Wahrheit näher, und bestimmte mehr wahre Aehnlichkeiten, mehr natürliche Klassen, als alle Kräuterkenner vom Theophrastus bis zum Tournefort.

Dieser Letztere sah die Pflanzen auf einer andern Seite, bey der Blüthe, an; einer Seite, auf welcher die Franzosen alle Dinge anzusehen pflegen. Er wählete wenige Gestalten von Blumenblättern, die noch dazu weder genug bestimmt, noch genug unterschieden waren, und nach dieser unvollkommenen Hypothese führte er ein Gebäude auf, das sich die Verwunderung von ganz Europa zuzog. Selbst sein Gegner Ray bediente sich seines Lichtes, die Ordnung zu erheitern, die er in seinem hohen Alter den Kräutern vorschrieb.

Tournefort genoß faſt dreißig Jahre nach ſeinem Tode ſeinen Ruhm, und war ein Geſetzgeber in ſeiner Wiſſenſchaft. Aber die Hypotheſen ſind, wie wir ſchon geſagt haben, ein Gerüſte, gemacht ſich der Wahrheit zu nähern; ſie dürfen nicht immer aufrecht bleiben. Linnäus trat im Norden auf. Er wählete ſich neue Grundſätze, er gründete ſeine Methode auf eine Hypotheſe, auf die willkührliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfäden und Staubwegen, die nach einer wahrſcheinlichen Meynung eine Aehnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieſes neue Lehrgebäude that die gröſten Dienſte. Alles wurde rege; von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume und der Frucht aufs genauſte beſchrieben, denn ſie waren nunmehr alle nöthig geworden. Die Botanik hebt ſeit dem ihr Haupt über alle andere Wiſſenſchaften empor; ſie iſt nicht nur der Vollkommenheit ſelbſt am nächſten, ſie hat nicht nur nach und nach der Natur faſt alle ihre Klaſſen und Aehnlichkeiten abgerathen, ſondern ſie hat dem ganzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Erzte haben bey ihr, wie die Römer beym Areopagus, ihre Geſetze geholet, und ſich denſelben unterworfen.

Ich habe bishieher meinen Satz mit Exempeln beweiſen; es wird mir eben ſo leicht ſeyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wenn die Menſchen handeln ſollen, ſo werden ſie wirkſamer

nach dem Verhältniſſe der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trägheit wird durch den Ehrgeiz, und durch ihre andern der Schnellkraft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, ſobald ihr herrſchender Trieb es erfordert; und dieſer herrſchende Trieb iſt hauptſächlich eine eigene Hypotheſe, und gleich nach derſelben das Vergnügen, die Hypotheſe eines andern zu zerſtöhren.

Ein Lehrgebäude, das unſern Namen führen ſoll, eine Meinung, die aus unſern Kräften entſproſſen iſt, thut bey dem Gelehrten, was die Ehrſucht bey dem Alexander that. Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrung, Kunſt und Werkzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verſtandes, werden mit Luſt, und ohne Widerſpruch angewandt, wenn wir einen Zweck dabey haben, wenn dadurch unſer Lehrgebäude wahrſcheinlicher, gewiſſer und angenehmer wird. Wer würde die Staubfäden in faſt unzählbaren Blumen gezählt und gemeſſen haben, wenn ſie nicht das Weſentliche ſeines Lehrgebäudes bey dem Linnäus, und alſo die Hauptmittel geweſen wären, daſſelbe vollſtändig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten? Da Newton einmahl auf den Gedanken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu ſpalten, ſo dauerten ihn keine Koſten. die Künſtler mußten ihr äuſſerſtes thun, ihn mit Werkzeugen zu verſehn, die für ſeine Abſicht fein genug wären, und er unterwarf

sich den mühsamsten und schwersten Abmessungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit seiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypothesen haben noch einen ernsthaftern Nutzen, den sie auch bey den fühlloseſten Weltweisen behalten, wenn schon einer entstehen würde, der die Wahrheit bloß wegen ihrer Schönheit, und ohne Rücksicht auf seinen Ruhm, lieben sollte. Sie werfen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefordert wird, und die ohne Hypothese uns nicht eingefallen wären, eine Wirkung, die ihren unsäglichen Vortheil in den Wissenschaften hat.

Die wenigsten Menschen hätten Scharfsicht genug, von sich selbst sich Fragen vorzuschreiben, und einzusehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nützlichsten anzusehen wäre. Aber ein System, oder die Zerstörung desselben, wirft eine unzählbare Menge von solchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die sie öfters beantwortet. Also hat das Ptolomäische, das Tychonische, und das Copernikanische Weltgebäude den Sternkennern gewiesen, worauf sie zu merken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchen die Wahrheit erkannt werden sollte.

Eine jede Wahrscheinlichkeit besitzt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Satz mit noch andern ausmachen, die uns diesesmal noch

mangeln. Wir ersehen also genau aus dem, was wir haben, dasjenige, was wir ermanglen, und finden ein Verzeichnis von denjenigen Erfahrungen und Bemerkungen vor uns, die unsere Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit machen würden, wenn wir sie besässen. Wie ein Feldmesser, der eine Landkarte entwirft, von welcher er einige Stellen bestimmet hat, dazwischen ihm aber die Stellungen anderer Oerter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halb gewissen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht mathematisch kennet, eben so thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er nebst dem Gewissen das noch Ungewisse in eine zusammenhangende Verfassung gebracht hätte, so würde seine Arbeit die noch übrigen Stellen, und um die Gränzen genauer zubestimmen, viel schwerer, viel unangenehmer und fast unmöglich seyn, weil sie keinen Zusammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich sind die blos wahrscheinlichen Lehrgebäude auch um deswegen höchst nützlich, weil sie eine Eifersucht und einen Wettstreit unter den Gelehrten erwekken. Ein Läufer, der um einen Preiß mit seinem Nebenbuhler rennt, greift sich ganz anderst an, und macht viel geschwindere Schritte, als wenn er für sich seinen Weg gienge.

Der Preiß iſt die Ehre des Rechthabens, und das gemeine Beſte genießt die Früchte des Beſtrebens der Streitenden.

Darf ich mich ſelber zum Beyſpiel geben? es kann ohne Eitelkeit geſchehen. Wäre Boerhavens und meine Meinung von dem Athemholen niemals in Zweifel gezogen worden, ſo hätte ich mich mit einem oder zweyen Gründen begnügt, und meine Ueberzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wiſſenſchaften iſt unermeßlich; man weiß nicht, wo man anfangen ſoll, in einem Felde zu arbeiten, deſſen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß ſind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieſes Feldes wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wenn man ihn uns ſtreitig macht, mit Ernſt umgäumen. Ich wurde genöthiget neue Verſuche zu machen, und dieſe öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit deſſen, das ich vertheidigte; ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man es einer Lehre zweifeln ſollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an ſo vielen Thieren geſehen hatte.

Dies iſt ein kleines Beyſpiel; die Figur der Erde iſt ein groſſes. Newtons Meinung davon war etwas mehr, und des Caſſini Ausmeſſung etwas minder als wahrſcheinlich. Man ſtritt; und dieſer Streit brachte uns die zwo vortreflichen Reiſen nach dem Pol und nach der Mittellinie zuwege, die zuverläſſig die

Sache nicht nur nach des Newtons Sätzen entschieden, sondern vielgenauer und gewisser gemacht haben, als eine blosse allgemeine Rechnung hätte thun können.

Blosse geometrische Sätze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklärungen der natürlichen Erscheinungen, würden keine Streitigkeit, keine Nacheiferung erwecken. Dieses thun die Hypothesen, woran zwar vieles ist, das sie in Stand setzet vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreifen kann.

Streitende Sekten sind wie Stahl und Feuerstein; sie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schutzreden für die Hypotheſen so gemeint sey, daß ich das Wahrscheinliche dem Wahren an die Seite setzen wolle. Nein; der Mond wird niemals wie die Sonne scheinen, aber doch ist sein schwächerer, sein kalter Schimmer uns nützlich. Die Ptolomäische Einrichtung war falsch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde, so viele Erfahrungen die richtig waren, lagen unter noch mehrern Meinungen, die nichts Wahres hatten, verwischt; und dennoch hatte die Welt mit einem sehr grossen Nutzen diese Hypotheſe so viele Jahre gebraucht, und davon im gemeinen Leben fast eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit selber haben. Endlich ist der Tag gekommen, und hat den Krystallenen

Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der Mitte der Welt, die unnöthige Geschwindigkeit der Sonne und der Fixsterne, und die andern Fehler dieses Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkundigern eine allgemeine Gewissheit verlangt, die sie nicht im Stande waren zu liefern, so hätte man so viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der nähern oder weitern Entfernung der Gestirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältnisse der Theile der Welt unter einander gehabt; man hätte von den gemeinsten Erscheinungen, den Finsternissen, sich keinen Begriff machen können, und wäre in einer barbarischen Unwissenheit geblieben, aus welcher doch Ptolomäus uns schon halb herausgerissen hat.

Alsdann wird niemand sich über die angenommenen, und unerwiesenen Lehrsätze beklagen können, wenn wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug lassen, und das Wahrscheinliche nur um den Preiß ansetzen, den es an sich selber hat. Niemand wird Betrogen werden, wenn wir zwar mit dem Wahrscheinlichen die Lücken des Wahren ergänzen; wenn wir aus demselben über den Abgrund der Unwissenheit Erwartungsbrücken bauen, aber dabey warnen, daß sie nur bis auf einen gewissen Grad tauglich sind. Wir können annehmen was wir wollen, wenn wir den Leser nur bey dem Angenommenen aufrichtig erinnern, unsere wahrscheinliche Meinung sey von dem Wah-

ren noch sehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet; wenn wir gestehen, es fehle uns noch zur Ueberzeugung diese noch ungemachte Erfahrung, jenes Maaß, oder der Bau von diesem noch nicht bestimmten Theile. Kann jemand klagen, wenn man Scheidemünze für Scheidemünze angiebt, und ihren Preiß nicht höher setzt, als das Silber an derselben werth ist? der betrügt allein, der sie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube, aus diesen Betrachtungen werde nun denjenigen, die der Natur Werke und Thaten zu erklären sich bestreben, die Freyheit vergönnen, nebst dem Erwiesenen etwas Unerwiesenes, etwas Wahrscheinliches zuzubauen, und also ein Gebäude aufzuführen, dessen Hauptsäulen zwar feste, dessen Theile aber nicht alle von einer gleich unerschütterlichen Stärke sind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß solche Erwartungsstücke mehrentheils die Ursachen gewesen sind, daß sie mit der zuverläßigsten Materie in kurzem von ihrem Verfasser, von seinen Gegnern, oder von der Nachwelt ersetzt worden; und ich glaube, es ist nunmehr wahrscheinlich, die Hypotheses seyen sowohl in Ansehung des Verstandes als des Willens, dem Wachsthume der Wissenschaften zuträglich.

Diese Betrachtung ist um desto natürlicher, je öfter der Hr. von Buffon, als der Haupturheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypotheses, und zum Theil ganz neue, ganz fremde,

und einem ungewohnten Leſer unwahrſcheinliche Lehrſätze vorzutragen; denn auch dieſe Freyheit hat ihren groſſen Nutzen. Geht man mit ſeinen Vorgängern immer auf eben dem Pfade, ſuchet man nicht neue Wege, ſo wird nichts entdecket. Es iſt wahr, die Erfinder neuer Welten ſind nicht allemal glücklich; einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurück, und andere entdecken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntſchaft uns gleichgültig iſt. Aber wäre kein Colon, kein Magelhaens, aus Spanien abgeſegelt, ſo wären viele Schiffbrüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdekt worden.

Der Herr von Büffon ſcheinet von denjenigen Reiſenden zu ſeyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdecken mögen, und ſich dabey weder die Mühe der Schiffart, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdrieſſen laſſen; denn eine irrige Lehre iſt für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich ausge, iſt keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr als eine Hypotheſe, vorgetragen habe. Seine Gedanken vom Urſprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andere zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum beſondern Baue der kleinern Welt gehörige Hypotheſen. ꝛc.

Sie ſind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer Vertheidigung fähig ſind. Man findet überall viel Kenntniß der Dinge,

viele Erfahrung und viel Einsicht; aber doch geht der Verfasser immer etwas weiter als seine Kenntniß, seine Erfahrung, und seine Einsicht. Ich würde mit Vergnügen hievon den Leser unterhalten, und meine Gedanken über des Herrn von Büffon Meynungen mit Freyheit und Bescheidenheit sagen, wenn es möglich wäre sie kurz zu sagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zuliesse, die anstatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da diese beiden Fälle nicht möglich sind, so kann ich nichts weiter, als den Leser ermahnen, mit einer philosophischen Achtsamkeit dieses Werk zu lesen. Er wird viel Neues, viel Eigenes finden, und es werden wenige Leser seyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch solche Sätze antreffen, die mit derjenigen Einschränkung müssen angesehen werden, davon ich oben gesprochen habe.

CXI.

Hagedorn und Haller
gegen einander verglichen. *)

Ew. Hochgeb. verlangen meine Gedanken über eine Vergleichung, die Herr Uz und andere zwischen zwey Dichtern gemacht haben, die fast zu einer Zeit ent-

*) Schreiben an den Hrn. von Gemmingen.

ſtanden ſind, und in vielem allerdings etwas ähnliches gehabt haben. Ich will verſuchen, ob ich ohne der Eitelkeit alles zu erlauben, von mir ſelber werde ſprechen können.

Der Herr von Hagedorn iſt in eben dem Jahre, aber ſechs Monate früher als ich, gebohren. Beyde kamen wir in eine Zeit, da die Dichtkunſt aus Deutſchland ſich verlohren hatte. Denn Brokes und Pietſch hatten einzelne, und jener zuweilen groſſe Schönheiten, er überlies ſich aber allzuſehr der unendlichen Fertigkeit, mit welcher ihm die Reime aus der Feder giengen. Beyde wurden wir ſorgfältig erzogen; ich wurde aufs ſtrengſte zur Arbeitſamkeit und zur Ordnung angehalten, und Homer war mein Roman im zwölften Jahre. Beyde hatten wir das Unglück Waiſen zu werden, und mich traf es härter, weil man mich völlig mir ſelber überlies. Beyde dichteten früh, und ich ſchrieb eine Unendlichkeit von Verſen von allen Arten, ehe ich fünfzehnjährig wurde; meine Begierde war unerſättlich; ich ahmte bald Brokes, bald Lohenſtein, und bald andere niederſächſiſche Dichter nach, indem ich eines von ihren Gedichten zum Muſter vor mich nahm, und ein anderes ausarbeitete, das nichts dem Muſter nachgeſchrieben, und doch ihm ähnlich ſeyn ſollte. Der Herr von Hagedorn kam doch noch in ein Gymnaſium, ich aber wagte es An. 1723. auf die hohe Schule zu gehn.

Beyde hatten wir mehr Geschmack als Kräfte. Mein Freund (denn wir haben Briefe gewechselt, und viele Jahre im besten Vernehmen gestanden) schmelzte seine ersten jugendlichen Gedichte um, und verbesserte sie, wie er zu mehrern Kräften in der Dichtkunst kam. Ich gieng einen Schritt weiter, und an einem glücklichen Tage im Jahre 1729 verbrannte ich alle meine unzählbaren Verse, Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte, und was es alles war. Ich ließ mir selbst keine Spuren davon über; nur war ich in meinem Geschmacke noch nicht so gebessert, daß ich alle diejenigen vertilgt hätte, die es verdienten. Ein schmeichelnder Zuhörer schrieb sich noch einige ab, die ich beybehalten hatte, die ich aber selber unterdrückt habe, und er gab sie zwanzig Jahre hernach einem Verleger ohne mein Vorwissen, und zu meinem größten Verdruß. Lange hernach, und jetzt mehr als jemals, war mein Geschmak besser als meine poetischen Kräfte; ich sah jenseits allein, was ich zu leisten vermochte, eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war. Ich sah, zumal im Virgil, eine Erhabenheit, die sich niemals herunterließ, wie ein Adler in der obern Luft schwebte, eine Ausarbeitung, die an der Harmonie, an der Mahlerey, am Ausdrucke nichts unausgefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch niemand nachgeahmt hat.

Der Herr von Hagedorn besuchte Engelland, ich auch, und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf beyde einen wichtigen Einfluß. Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bis hieher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen liessen, und strebten beyde nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.

Sehr jung machte sich der Herr von Hagedorn mit seinen Possen bekannt; ich um etwas später. Ein Freund, der sich zuviel aus den meinigen machte, unternahm A. 1731. eine kleine Sammlung davon drucken zu lassen. Ich erhielt, daß er mir die Besorgung überließ, wodurch ich so viel gewann, daß ich vieles weglassen, und verschiedenes verbessern konnte.

Beyde haben wir an den bürgerlichen Kriegen zwischen den deutschen Dichtern keinen Antheil genommen. Beyde waren wie wohl der wässerichten Dichtkunst eben nicht günstig, und lebten mit Bodmern in Freundschaft. Aber selbst zu Felde ziehen, dieses wollten wir nicht. Ihn verschonten die sogenannten Gottschedianer noch. Mich aber, weil ich ein Schweizer war, mißhandelten Gottsched, Schönaich, Mylius, und andere in die Wette. Das Tintenfäßlein, die Aesthetik in einer Nuß, die Bemühungen griffen mich mit der heftigsten Rachbegierde an. Man war grausam genug, meine Mariane

schimpflich zu parodiren. Man that der Ewigkeit eben die Ehre an. Ein Freund schrieb mir, er habe Hrn. Gottscheds Hand vor sich liegen, mit welcher er die Aesthetik korrigirt hat. Aber was sollte ich bey einem Kriege gewinnen? In einer Wissenschaft, die sich auf Erfahrungen gründet, kann eine Streitigkeit ihren Nutzen haben; sie giebt uns einen Anlaß, die Versuche zu wiederholen und zu vermehren; und die Wahrheit kann durch das Zeugniß unpartheyischer Sinne erwiesen werden. Aber in Wissenschaften, die auf dem Geschmacke beruhen, ist es unendlich langweilig, die Quellen des Schönen allemal bis zu den ersten Gründen zurückzubringen, und bey einem Leser zu erzwingen, er solle sich eine Stelle gefallen lassen, die ihm nicht gefällt. Es war mir also viel leichter, harte Urtheile anzuhören, als vor dem Tribunal der Welt einen langwierigen Proceß zu führen.

Der Herr von Hagedorn dachte auch bey der neuen Poesie wie ich, und wir blieben beyde dem Reime getreu. Ich sah auch, daß unsre Gründe ungefehr gleich waren. Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie sie gemeiniglich sind, so wäre die Arbeit zu leicht; und leichte Arbeit ist auch in der Poesie schlecht. Sollte man aber die Harmonie beybehalten, und richtige Füsse von langen und wirklich kurzen Sylben abwechseln lassen, wie Herr Uz und von Kleist, und in Schweden Li-

thau gethan haben, so wäre die mechanische Arbeit sehr schwer. Und einmal fehlt dem deutschen Hexameter der Spondäus, und die einsylbigten Wörter sind zu häufig.

Selbst der neue Schwung der Sprache, der in den hexametrischen Versuchen herrscht, däuchte dem Hrn. von Hagedorn eine Neuerung, und mir kam er oft verworren und gezwungen vor. Nicht daß wir beyde Klopstocks Verdienste nicht gefühlt hätten; ich suchte ihn von Langensalze und aus dem Weißischen Hause in das meinige zu ziehn; das Glück sorgte aber besser für ihn, und seine Gaben wurden belohnt. Wir blieben indessen beyde bey den Reimen. Im Lehrgedichte, dünkt mich, haben die gleich langen Verse, in deren jedem ein Begriff ausgeführt ist, einen überaus deutlichen Vorzug. Das in einander Flechten der hexametrischen Verse, das man gewiß biß auf die höchste Ungebühr getrieben hat, steht in einer lebhaften Beschreibung, und im Affekte, ganz gut; aber der nüchterne Philosoph spricht feyerlicher in einem in sich selbst vollkommnen Verse, der die Sache auch dem Gedächtnisse am besten eindrückt.

Herr v. Hagedorn kam endlich mit mir auch in den Lehrgedichten überein, die einen grossen Theil seiner Gedichte ausmachten. Wir suchten beyde diesem Gedichte den Nachdruck zu geben, dessen es fähig ist, und für Worte Gedanken anzubringen.

Bey allen diesen Aehnlichkeiten blieb zwischen uns eine grosse Ungleichheit. Eine der Ursachen bestund in der Lebensart. Unser Herr v. Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüthe, er trank ein Glas Wein und genoß der freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Wein ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu seyn. Hieraus folgte, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog, und mein Vergnügen bey einem stillen Theetische, oder bey den Büchern suchte.

Hieraus entstund ein grosser Unterschied im ganzen Tone unsrer Poesie. Der Hr. von Hagedorn dichtete Lieder, darinn er die Liebe in dem Wein besang, und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Mir gefiel nichts über den verliebten Baurenkerl, und wie viel munterer würde noch das Gemählde seyn, wenn der geschickte Dichter in einem Lande gelebt hätte, wo Freyheit und Ueberfluß den Landmann belebt.

Aber die Frölichkeit und die Kenntniß der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert, und den Boileau übertrifft. Mit dem Pope hat er eine grosse Aehnlichkeit in der

feinen Ausbildung der Verse, worinn wenige, auch seit unsern Zeiten, es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kam er in der lächelnden Ironie, in der unschuldigen Schalkhaftigkeit der Satyre, und in der Kenntniß des gesellschaftlichen Menschen nahe. Noch jetzt finde ich nichts, das der Glückseligkeit und dem Freunde vorzuziehen seye. Hagedorn schrieb rein wie Boileau, und scharfsinnig wie Horaz. Der Erstere blieb zurück, so bald er nicht über die Poesie schrieb, und fiel ins Tiefste, wenn er den Menschen überhaupt zum Vorwurf seiner Satyre machte. Horazen mangelte es an der Harmonie, er merkte es selber, und gestund, er schreibe fast wie in Prosa, so angemessen die Ausdrücke sind, so fehlt ihm überall der Wohlklang eines Virgils.

Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit; dieses starke Gefühl, das eine Folge vom Temperamente ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung, und am meisten noch der Erkenntlichkeit, mit einer Lebhaftigkeit an, dabey mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beym Lesen einer großmüthigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhülflosesten Umständen eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß. Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freylich meinen Gedichten einen eignen schwermüthigen Ton, und einen

Ernſt, der ſich von Hagedorns Munterkeit merklich unterſcheidete.

Ich kenne ein einziges Gedicht meines Freundes, daß ein wenig etwas wehmuthiges Gefühl zeigt, und doch lauft es endlich in eine Art von Lächerlichkeit hinaus; es iſt ein dankbare Liebe eines Sohns gegen ſeine Mutter.

Ein anderer Vorzug des Hrn. von Hagedorn war die Kenntniß der Sprache. Er lebte in Deutſchland, und war von ſeiner Jugend an im reinen Deutſchen erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen; in meinem Vaterlande, jenſeits den Gränzen des deutſchen Reichs, ſprechen ſelbſt die Gelehrteſten in einer ſehr unreinen Mundart; wir haben auch in unſern ſymboliſchen Büchern, und in den Staatsſchriften andre Deklinationen, andre Wortfügungen. Dieſe Unarten mußte ich nach und nach ablegen, und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Mutterſprache zu wenden; ſo blieb mir allemal eine gewiſſe Armuth im Ausdrukke, die ich ſchon damals am beſten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit des Günthers verglich. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache; manchen andern drükte ich mit einem unvermeidlichen Verluſte an der Reinigkeit, und an dem leichten Schwunge des Ausdrukkes aus.

Mein Freund blieb dabey ein Dichter; und hatte daneben keine beſchwerliche Arbeit. Er las, was

seinen Geist zieren konnte, und besaß mehr als ein andrer die Kunst, einzelne und nicht überall bekannte Begebenheiten aufs angenehmste anzubringen; wodurch eben seine Lehrgedichte sich vor andern auszeichnen, deren Stoff bloß aus den allgemeinen Begriffen der Dinge genommen ist.

Ich hingegen wurde frühe von andern Berufsarbeiten gedrückt, und erlag fast völlig unter der geehrten Bürde, da des würdigsten Ministers Zutrauen mehr auf meine Achseln legte, als sie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernsthafte Geschäfte gaben keinen Stoff her, der sich in die Poesie einweben ließ, sie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge, und in eine Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Vielleicht kömmt eben von der Gewohnheit in weniger Zeit viele Arbeit zu thun das allzusehr gedrungene Wesen, das man hin und wieder an meinen Versen getadelt hat. Die Verse wurden mir schwer, ich unternahm nicht leicht in einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen; auch diese veränderte ich ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr frühe auf einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis ins Jahr 1736. nahm ich nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten, nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affekt ein Vergnügen fand sich abzumahlen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte.

Hingegen dichtete der Herr v. Hagedorn bis an seinen zwar frühen Tod, der schon An. 1755. einfiel; und dennoch ist mein poetisches Leben noch kürzer gewesen; denn nach 1748. finde ich kaum vier neue Stellen in meinen Gedichten. Beyde haben wir glücklich zu der Zeit geschwiegen, da die Natur nicht mehr redet, und die gekünstelte Einbildung der Vernunft keine Zierde mehr verleihet.

Der Herr von Hagedorn hat sehr witzige Dinge geschrieben, und es ist mir nicht begreiflich, wie man ihm diesen Ruhm absprechen kann. Er konnte mit einem Worte den Kontrast zweyer Begriffe auszeichnen.

So häuslich liebet nicht
der Wanduhr gleich geht das Gewicht
ihm Gräfte. u. s. f.

Gemählde der Natur hat er sparsam und allemal auf der moralischen Seite gegeben. Man ist über ihren Werth noch nicht einig. Aber wie unnachahmlich hat Virgil gemahlt. Jedem unbedeckten Dinge gab er ein Leben, einen Adel, den ihm niemand gegeben hätte. Ich habe mehr gemahlt, zumal Werke der Natur, das kann man nicht; lies ich irgendwo. Es ist wahr, Aberlin giebt mit dem Pinsel einen Begriff von einem Staubbache, der auch für ein Kind sinnlich ist. Aber die Poesie mahlt, was kein Pinsel mahlen kann; Eigenschaften andrer

Sinne

Sinne neben dem Gesichte, Verbindungen mit sittlichen Verhältnissen, die nur der Dichter fühlt.

Vielleicht hat man bis zum Ueberflusse gemahlt, und die Franzosen setzen die poetische Mahlerey unter die Fehler ihrer Feinde der Britten, und ihrer verachteten Nachahmer der Deutschen. Aber eben diese Franzosen fangen an der Natur die schuldige Abbitte zu thun; St. Lambert und selbst de l'Isle mahlen ihr nach.

Sie sehen, mein erhabener Freund, daß der Hr. von Hagedorn und ich Aehnlichkeiten haben, und wiederum einander unähnlich sind. Wären die Menschen gerecht, sie würden nicht um Vorzüge zanken. Kann nicht eine Rose sehr schön seyn, und dennoch die Nelke reizend bleiben. Hassenswürdig sind in meinen Augen die Sultane, die nicht glauben auf ihrem poetischen Throne sicher zu seyn, so lang sie Brüder haben. Und was gewinnen sie? Sie erwürgen, und werden erwürgt.

Die größte Unähnlichkeit zwischen uns bleibt wohl in den Schilderungen vergnügter Leidenschaften. Et ego in Arcadia, ich habe auch geliebt, mit aller Lebhaftigkeit die Süßigkeit der Liebe gefühlt, und mir, in sehr jungen Jahren zwar, einige Ausdrücke dieser Empfindungen erlaubt. Das war aber keine Belustigung für mich, es war das ernsthafteste Geschäft meines Herzens. Die lächelnde Freude aber habe ich

nie gefühlt, die Hagedorn so lebhaft empfand, und so angenehm abzumahlen wußte.

Jetzt, da das Alter mich ernsthafter gemacht hat, jetzt sehe ich nicht mehr als ein Nachtheil an, daß ich das Vergnügen freundschaftlicher Ergötzungen nicht genossen, nicht empfunden, nicht gemahlt habe. Nicht daß Hagedorn sich jemahls von dem Wohlstande entfernt habe, den die Ehrerbietung gegen die Tugend erfordert. Er hat auch von Gott würdig und empfindsam gesprochen. Nein, weil seit seinem Tode die unzählbare Menge deutscher Dichter sich mehr als jemahls mit dem Thyrsus und den Grazien beschäftigt.

Ich bin nicht ohne Gefühl für die leichten Schwünge des lächelnden Anakreons; ich habe Gleims glückliche Nachahmungen mit Lust gelesen, und mit Vergnügen angepriesen. Nun aber, da diese fröhliche Sekte alle ernsthafte Dichterey verdringen will, da sie mit der Duldung nicht zufrieden, zur Verfolgerinn wird, nun sehe ich lieber, daß ich nicht zu derselben gehöre.

Ich vermeide allzu traurige Betrachtungen, und dennoch sind auch bittere Arzneyen nöthig, wenn die Krankheit sie erfordert. Aber so angenehm, so reizend diese Dichterey seyn mag, so kann ich mir den Schaden nicht verheelen, den sie thut.

Unser Jahrhundert ist gesellschaftlicher, als alle vorhergehenden. Die beyden Geschlechter sehen ein-

ander mit der gröſten Freyheit; überall breitet sich der Geſchmack zum Tanze, zu Schauſpielen, zu Luſtbarkeiten aus. In dieſer den Vergnügungen ſo gänzlich ergebenen Welt iſt die reizende Dichtkunſt nicht an ihrem Orte, ſie die den herrſchenden Trieben noch mehr Zunder reicht. Des Menſchen Herz wird ohnedem der ernſtlichen Arbeiten leicht überdrüſſig, und hängt an dem ſinnlichen Vergnügen mit natürlichen Feſſeln. Je öfter, je reichlicher er ſich in dem angenehmen Tranke der Wolluſt berauſcht, je weniger Geſchmack findet er an den ernſthaften Forderungen der Pflichten. Auguſt, der kluge Fürſt, der die Menſchen vollkommen kannte, Auguſt, der keinem Gotte ſeine eignen Lüſte aufopferte, fand dennoch die erweichenden Ovidiſchen Gedichte ſeinen lüſternen Römern ſchädlich.

Was ſoll die Welt werden, wenn der Fürſt zuerſt in Schauſpielen, in Bällen, in ewigen Verlarvungen und rauſchenden Luſtbarkeiten ſeine ſo enge Zeit verſchwenden will; wenn der Miniſter an Pracht, an Buhlſchaften, an feyerlichen Mahlzeiten, an allen Nothwendigkeiten, die Pracht und Eleganz täglich vermehrt, eben die Zeit anwenden muß, die er für das Land verwahren ſollte; wenn der allgemeine Rauſch endlich die Kaufleute, die Bürger, die Gelehrten überwältigt, und in einem neuen Sybaris die Wolluſt das einzige Geſchäfte bleibt.

Kann eine Regierung, ein Land, eine Stadt, eine hohe Schule ohne Arbeit bestehn? kann diese Arbeit von Menschen erwartet werden, deren Seelen mit den flatternden Bildern süsser Empfindungen ganz eingenommen, ewig nach dem Genusse lechzen.

Ist es also jezt die Zeit, die fröhliche Welt mit reizenden Poesien zu noch grössern Begriffen aufzufordern, die sie sich von der ächten Glückseligkeit machen soll, welche man ihr im Wein, in der Liebe, in Buhlschaften, in Lustbarkeiten verspricht? Giebt man dem erhizten Kranken im Fieber erhizende Weine? Ist also der Gebrauch zu rühmen, den so viele muntere und fähige Köpfe von ihren Gaben machen, die nichts als ein ätherisches Oel sind, womit man das Feuer der herrschenden Leidenschaft zur heftigsten Lohe bringt.

Ist es also das Murren eines Sauertopfes, wenn ich gewünscht habe, wenn ich noch wünsche, daß so vieler Witz, daß eine so rosichte Einbildungskraft, daß die glühenden Farben der hellsten Mahlerey nicht zum allgemeinen Schaden angewendet würden; und sind die lustigen, die schalkhaften, die süchtigen Dichter, sind ihre Bewunderer gerecht, wenn sie nicht nur frey seyn wollen, zum Schaden der Sitten, zur Unterdrückung nöthigerer Pflichten reizend und verführerisch zu dichten; wenn sie sogar diejenigen verfolgen, die noch einigen Ernst bey der Poesie beybehalten, und dieselbe zu ihrer grossen Bestimmung, zur Auf-

munterung zurückführen wollen, am Glücke der Welt durch die Tugend zu arbeiten?

CXIII.

Vom Nutzen der Reisebeschreibungen. *)

Ich habe zu allen Zeiten für die Aufsätze vernünftiger und wissensbegieriger Reisenden eine besondere Neigung gehabt. Ich fand in denselben die Naturgeschichte im Grossen, die Kenntniß der Erdkugel und des Menschen. Ich lernte von jener die wahre Ertragenheit eines jeden Landes, und seine Früchte aus den dreyen Reichen, die wir aus dem blossen Ansehen der Himmelsstriche nicht lernen können, indem die gesammelte Erfahrung aller Reisenden beweiset, daß Europa in Ansehung der kleinen Entfernung vom Pol das wärmste Land in der Welt, Asien in gleichem Abstande vom Nordpol schon kälter, Amerika im Nordtheile sehr kalt, und im Südertheile am allerkältesten ist. Ich lernte aus denselben die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit der Gewächse und Thiere, davon sehr viele, und je länger man sucht, je mehrere sich in beiden grossen Welttheilen finden. Man hat in Jamaika schon ziemlich viele europäische Kräuter, in Nordamerika aber mehrere

*) Vorrede zur Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen. Göttingen; eilf Bände. (1750.)

gefunden, und die von den wärmern Gegenden, trifft man jemehr und mehr sowohl in den heissen Inseln unter Asien, als in den Antillischen an. Die Thiere finden sich auch immer häufiger in beiden grossen Strichen des festen Landes. Der Bär, der Löwe, das Elend, der Luchs, das Pferd, der Stier, der Bieber, und die meisten andern vierfüssigen Thiere sind in beiden anzutreffen, und die Lama hat man nunmehr auch in Bengala, den Lamantin aber um Kamtschatka entdeckt. Ich erfuhr aus der allgemeinen Uebereinstimmung der Reisenden, daß auf allen Bergen der Welt sich versteinerte Muscheln fänden. In Carolina, im Caucasus, im Taurus, in Arabien, in China, und in allen Ländern die wir kennen, hat die Erfahrung diesen Satz bestätiget; denn die Andischen Gebirge, worauf die Parisischen Weltmesser keine versteinerte Muscheln gefunden haben, sind zu hoch, und auf einer gewissen sechstausend Schuhe übertreffenden Höhe haben die Alpen ebenfalls keine. Ich bemerke aus allen Nachrichten, daß auf dem meisten Theile des Erdbodens überhaupt die See abnimmt und schwindet; die Carolinischen Ufer und die Schwedischen nehmen zu, und selbst die süssen Seen in den Gebirgen nehmen ab, welches beweiset, daß diese Abnahme des Wassers nicht von den Winden, sondern von einer viel allgemeinern Ursache herkömmt, obwohl das Maaß dieser Abnahme allzu frühzeitig bestimmet worden ist. Ich finde, daß das Gold in

heissen Gegenden am häufigsten, in gemäßigten mit der häufig, in kältern mehr Silber, das Eisen aber fast über die ganze Welt zerstreuet ist, woraus jenes Erz zur Seltenheit und zum Preiße der Waaren, dieses aber zur Nothdurft der Menschen hergegeben zu seyn scheinet. Ich stelle Tausend andere Betrachtungen von dieser Art an, die alle auf die Nachrichten der Reisenden gegründet sind, und die mir die Wohnung des menschlichen Geschlechts bekannt machen.

Aber die größte Bemühung der Menschen ist die Kenntniß seiner selbst, und diese sind wir grossentheils den Reisenden schuldig. Wir werden in einem Lande unter Bürgern erzogen, die alle einen gleichen Glauben, gleiche Sitten, und überhaupt gleiche Meynungen haben; diese flechten sich nach und nach in unsre Sinnen ein, und werden zu einer falschen Ueberzeugung. Nichts ist fähiger, diese Vorurtheile zu zerstreuen, als die Kenntniß vieler Völker, bey denen die Sitten, die Gesetze, die Meynungen verschieden sind; eine Verschiedenheit, die durch eine leichte Bemühung uns lehrt dasjenige wegzuwerfen, worinn die Menschen uneinig sind, und das für die Stimme der Natur zu halten, worinn alle Völker miteinander übereinstimmen. So wild, so grob die Einwohner der in der friedlichen See zerstreuten Inseln sind, so weit der Grönländer von Brasilien oder vom Vorgebirge der guten Hofnung abliegt, so allgemein sind doch die ersten Grundsätze des Rechts

der Natur bey allen Völkern. Niemand beleidigen, einem jeden das Seine lassen, in seinem Berufe vollkommen seyn; ist der Weg zur Ehre bey den alten Römern, bey den Anwohnern der Strasse Davis, und bey den Hottentotten.

Eben diese Reisen decken uns eine unendliche Verschiedenheit in der Herrschaft des Verderbens auf, die sich über alle Einwohner der Welt ausgebreitet hat. Wir finden überhaupt die Einwohner südlicher Länder faul, geil, grausam und verrätherisch; gegen den Pol nehmen diese Laster immer mehr ab, und die äussersten Theile gegen den Nordpol sind mit solchen Völkern vom Eiß-Cap bis zur Wagersbay bewohnt, die fast ohne Leidenschaften, und eben deswegen ohne Obrigkeiten und ohne Krieg sind. In den wärmern Ländern herrscht fast ohne Ausnahme eine monarchische Herrschaft, auch auf den kleinen Insuln der friedlichen See. Die freyen Staaten sind mit wenigen Ausnahmen an das einzige Europa gebunden, und scheinen also eine Erfindung der durch die Wissenschaften erleuchteten, und über die Fehler der königlichen Regierung nachdenkenden Menschen zu seyn. Beide äusserste Theile der alten Welt zeigen uns künstliche und gesittete Völker, auf einer Seite die Europäer, auf der andern China und Japan, fast unter einem gleichen Himmelsstriche; da hingegen die schönen Künste und die innerliche ordentliche Eintheilung der Regierung von dem übrigen Erdboden verbannet zu seyn scheinet. Das Alter der Menschen ist überhaupt zieu-

lich gleich; doch länger in den etwas kältern Gegenden und ohne Zweifel am allerkürzesten in den heissen wo die Menschen eher zu ihrem Wachsthume und zur Kraft zu zeugen, und vermuthlich also auch am ehesten zu den übrigen, und zur letzten Stufe des Lebens gelangen.

In der Bildung der Menschen finden sich einige geringe Verschiedenheiten, wovon die gröste die Schwärze ist, die in Afrika hauptsächlich in den heissesten Gegenden herrschet, hingegen in Amerika unter eben der Linie gar nicht, und in Asien viel geringer angetroffen wird. Die andere eben so merkliche, ist die von den Weissen in dem innern Afrika und in der Darienischen Meerenge befindlichen Menschen, deren Haut Pferdeweiß, und die Augen zu blöde sind, die Sonne zu vertragen. Alle diese Menschen kommen dennoch in ihren Haupteigenschaften überein, und die letzte allereinfältigste Art hat doch ihre Sprache, ihre gesellige Lebensart, und ist der Unterweisung fähig, und nimmt sich also von dem allerklügsten Orang Utang noch beträchtlich aus.

Doch wir haben bisher nur einige kleine Proben von den Gedanken gegeben, die die Reisebeschreibungen bey uns erwecket haben, und die ohne Ende häuffig und verschieden sind. Mit einem Worte, wir lernen durch sie die Welt kennen, und ersetzen einigermassen den Mangel eigener Reisen und eigener Erfahrung. Wir bereichern uns mit tausend nützlichen Wahrheiten; wir legen unsere Vorurtheile ab, und wir ge-

nieſſen die Frucht der Lebensgefahren und der langwierigen Bemühungen andrer Männer, die in verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten für uns gearbeitet haben. Der Arzt, der Kräuterkenner, der Mineralienliebhaber, der Naturkündiger, der Sittenlehrer, der Staatsgelehrte, der Patriot, der Gottesgelehrte, der Kaufmann, der Künſtler, lernen auf tauſenderley Arten. Sie erweitern ihre Begriffe, und kommen auf Spuren, auf die ihr eigener Verſtand ſie niemals hätte führen können.

Sollen aber alle dieſe Vortheile wirklich ſeyn, ſo muß man ſolche Nachrichten leſen, die von wahrhaften und kündigen Männern herſtammen, bey welchen das Vermögen und der Willen die Wahrheit zu ſagen ſich vereinigen. In einem Thevet, einem Lukas, einem Le Blanc, einem Pinto, lernet man nicht die von Gott erſchaffene Welt, ſondern eine Fabelwelt kennen, die nirgens als in dem Gehirne ihrer Verfaſſer eine Wirklichkeit hat.

Man ſiehet, wohin dieſe Betrachtungen führen. Nicht alle Reiſebeſchreibungen ſind nützlich, und viele können wirklich ſchaden. Gegen einen Kämpfer, einen Tournefort, einen Rauwolf, findet man hundert trokene Seefahrer oder abentheuerliche Helden, die weder die Sprache, noch die Geſetze, noch die Natur der Länder gekannt haben, wo ſie geweſen ſind, und deren Reiſen dem Leſer eben ſo wenig Nutzen ſchaffen als ihnen ſelbſt. Dieſe Wahl iſt nun eben ſo ſchwer nicht, und

wir hoffen versprechen zu können, daß man sie in unserer Sammlung finden werde.

Man wird allemal des Verfassers Ordnung und Worte beybehalten. Ich gestehe, daß es mich dünkt, des Salmons und andrer Weise, aus verschiedenen Reisebeschreibungen eine zusammenhängende Geschichte zusammenzutragen, seye nicht so nützlich und nicht so angenehm, als wenn man bey der Urkunde bleibt. Diese findet mehr Glauben; der Leser lernt aus dem Ganzen urtheilen, ob die Verfasser sein Zutrauen verdienen; sie ist auch angenehmer, weil sie die Natur abmahlt. Wir haben bey der allgemeinen Reisegeschichte überall alles trockener, und manchmal eine Menge von Widersprüchen verschiedener Reisebeschreiber bemerkt, aus welchen sich der Leser auf keine Weise helfen kann. Man hat diese Fehler durch die schlechten Quellen vermehrt, woraus man geschöpft hat. Die Naturgeschichte ist zumal mehrentheils unzureichend, und mit unähnlichen zusammengestoppelten Kupfern mehr verstellt als bereichert worden. Wider diese Fehler wollen wir uns sicher genug stellen. Kein schlechter, kein mittelmäßiger, kein unzuverläßiger Schriftsteller soll in unserer Sammlung Raum finden.

CXIV.

Ueber die Scholastische und Wolfische Philosophie. *)

Die Herrschaft der Metaphysik hat ein Ende. Wahr ist, sie hat lange gedauert. Wenige Monarchien dauerten solange als die Aristotelische. Seine Philosophie herrschte zwölf Jahrhunderte durch über ganz Europa; ihre Eroberungen erstreckten sich bis nach Persien und Indien, und die Macht eines Schulmeisters von Athen gieng weiter als die Herrschaft eines Augusts und Trajans. Auch noch zu unsern Zeiten findet eine mächtige Sekte ihren Vortheil dabey, diese Philosopie zu unterstützen; die ihrem eigenen Geständnisse nach, ungemein tüchtig ist, Meinungen zu vertheidigen, die dieser Sekte eigen sind, und die die Vernunft mit Widerwillen annehmen würde, wenn man sie ihr ganz nakt vorbrächte. Newtons Namen wird in den meisten Schulen der römischen Kirche kaum a) ausgesprochen. Hie und da erhebt sich ein Freund der Atomen, von der Dämmerung der

*) Auszug aus der Anzeige der hollmanischen Logik in der Bibl. rais. T. 37.

a) Damals.

Gassendischen Philosophie erleuchtet, der bald darauf ein Opfer seiner Liebe zur Wahrheit wird, die dieser Sekte beständig verdächtig ist, und allezeit durch den verhaßten Titel der Neuerungen sich anschwärzen lassen muß b). Engelland, Holland, Deutschland, ein Theil von Frankreich und Italien, haben dieses Joch seit einem Jahrhunderte abgeschüttelt. Man ist müde geworden, sein ganzes Leben mit der Erlernung allgemeiner Sätze zuzubringen, die man niemals Gelegenheit fand, zu irgend einem Gebrauche anzuwenden. Man sah, daß die eingebildete Welt, die die Scholastiker erschaffen hatten, nirgends in der wirklichen Welt, zusammenhängt. Gott schuf einzelne Wesen, Körper und Bewegungen, und man hatte sich einzig um die Einrichtung der Klassen, und um Modifikationen bekümmert.

Ist man aber nicht vielleicht in dieser Verbesserung zu weit gegangen? Hat man nicht zugleich mit dem Geschwätze der Schule auch dasjenige verbannt, was sie nützliches hatte? Hat man nicht unterlassen, die allerwesentlichsten Begriffe zu erklären? Ist man nicht dadurch in eine weitschweifige und unbestimmte Schreibart gerathen? Und hat dieser Mangel an Bün-

b) Begebenheiten, und zwar häufige Begebenheiten, gaben zu diesen Betrachtungen Anlaß. Sie haben sich zu Salzburg und zu Ingolstadt zugetragen. Die Gesellschaft, die die Schlüssel der scholastischen Weltweisheit besitzt, verfolgte daselbst im allerbuchstäblichsten Verstande gute ächte Katholiken, bloß weil sie den Meinungen des Gassendi Beyfall gaben.

bigkeit nicht seinen Einfluß auf alles dasjenige ausgedehnt, was über die Zeit, über die Bewegung, über die Freyheit, über die menschliche Seele, geschrieben worden ist, und überhaupt auf alles dasjenige, was in das Gebiet der Metaphysik gehört?

Wolf bejaet alle diese Fragen auf das stärkste. Er hat sich verbunden geglaubt, die Erklärungen, die Abtheilungen, und die Wörter, die die Modifikationen ausdrücken, wieder in die Philosopie zurückzuführen; Dinge, die man als barbarisch verstossen hatte, und die man wieder mit aller Ehre in den Schriften dieses Weltweisen und seiner Anhänger zum Vorschein kommen. Man sieht, sogar in seiner Sekte, vermessene Geister entstehen, die sich alles Zweifels schämen, die die Arten den Erklärungen der Gattungen unterwerfen, und die sich nach und nach eben die Herrschaft über die Wissenschaften anmassen, die Bakon und Gassendi der Schule entrissen haben. Sie schreiben über Vorwürfe, von denen sie das wenigste verstehen. Ihre allgemeine Sätze sind für sie, was Salomons fabelhafter Ring; alle Thoren eröfnen sich bey ihrer Ankunft; das allerverborgenste wird aufgedeckt, und die ganze Natur unterwirft sich ihrem Zepter. Sie sind Naturkündiger, Aerzte, Rechtsgelehrte, Theologen, blos weil sie die Metaphysik verstehn; sie würden auch Redner und Dichter seyn, wenn sie sich nicht allzuhoch hielten, Redner oder Dichter zu werden.

Man hat in der Meinung, daß alle unsere Begriffe uns durch die Sinne beygebracht werden, und daß wir uns keinen eigentlichen Begriff von unkörperlichen Wesen machen können, ich weiß nicht was? gottloses finden wollen. Allein Krankheiten, Träume, und die Wirkung der Arzneyen beweisen auf eine unumstößliche Art, daß die Vorstellungen und das Gedächtniß mit dem Bau des Gehirns verknüpft sind, und daß folglich die Begriffe, wenn sie sich der Materie eindrücken, keine unkörperliche Dinge in derselben vorstellen können.

Der Streit der Realisten und der Nominalisten gerieth zur Schande der menschlichen Natur. Ein Augenblick von unpartheyischer Untersuchung ist hinlänglich einzusehen, daß allgemeine Begriffe bloß in der Art zu denken vernünftiger Wesen ihr Daseyn haben, die das Allgemeine von einzelnen Dingen absondern. Dieser Streit ist seit zwey Jahrhunderten beygelegt; die Helden beyder Partheyen liegen, samt ihren unermeßlichen Zänkereyen, in einer verdienten Vergessenheit bey einander. Allein es war eine Zeit, wo man sich um einen Streitpunkt zerriß, der gewiß den trojanischen Krieg rechtfertigt, und die Unternehmungen der Griechen entschuldigt. Schmähungen, Verläumdungen, Schläge, Verfolgungen, sogar der Mord wurde angewandt, die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung zu vertilgen. Man tödtete Philosophen, weil sie die Wirklichkeit eines Pferdes leugneten,

das weder braun noch schwarz noch weiß, noch von irgend einer andern Farbe, sondern das blosserdings ein Pferd wäre. Unter allen Hirngespinsten die dem menschlichen Geschlechte schädlich sind, halte ich der Talmudisten ihre für die närrischen, aber gleich nach ihnen die Träume der Scholastiker.

CXV.

Ueber das Verhältniß der Sprache zu den Wissenschaften. *)

Noch jetzt behalte ich einen alten philosophischen Groll wider einen Gelehrten der ein Bewunderer der Chineßischen Sprache war. Wahr ists, eine Sprache scheint reich, die 80000 Wörter besitzt; allein man kann sich irren, wenn man bloß nach der Anzahl urtheilt. Ein Münzkabinet von 5000 recht verschiedenen Münzen ist mehr werth, als eines von 80000 das meistens nur aus gedoppelten bestünde, und das nur 800 verschiedene Münzen hätte, deren jede 100 mahl wiederholt wäre. Die Chineser haben ein Wort, um ein Pferd, ein anderes um ein zweyjähriges Pferd, wieder ein anderes, um ein Pferd auszudrücken, das irgend einen Fehler, oder eine gute Eigenschaft hat. Sie haben 100 Stammwörter, die alle nur ein Pferd nach

*) Aus der Anzeige der Hollmanischen Logik in der Bibl. raif. T. 37.

nach seinen Eigenschaften bezeichnen. Ich bin völlig überzeugt, das diese wunderliche Sprache die Chineser verhindert hat, sich in den Wissenschaften hervorzuthun. Man kann ihnen allerdings weder den Geist der Erfindung, noch eine vollkommene Aufmerksamkeit, noch eine natürliche Scharfsinnigkeit absprechen, die von ihrem Klima herzurühren scheint. Neben so vielen Vortheilen besitzen sie noch denjenigen, ein unermeßliches Volk auszumachen, das gleichen Gesetzen, und einer gleichen Sprache unterworfen ist, und bey welchen die Wissenschaften mehr geehrt werden, oder aufs wenigste mehr geehrt worden sind, als bey allen andern Völkern des Erdbodens. Mit allem dem haben sie es nirgends weit gebracht, als in der Sittenlehre, die die Wissenschaft des Herzens ist, und die die Araber, die Perser, und die ältesten Morgenländer, ohne Buchdruckerey und oft ohne Bücher, eben so hoch als die Chineser getrieben haben.

Ich bin überzeugt, daß die Schicklichkeit (aptitude) einer Sprache selbst der Philosophie ungemein behülflich sey. Eine Sprache, so wie die griechische, die beynahe alle ersinnliche Begriffe mit Leichtigkeit und Genauigkeit auszudrücken im Stande ist, muß nothwendigerweise viele Vorzüge vor einer heutigen Sprache haben, die blos das Wörterbuch eines besondern Volks ist, das sich schwerlich lenken läßt neue Begriffe auszudrücken, und das lieber die Begriffe selbsten missen will, als sie durch neue Worte bezeichnen.

Der Hr. v. Voltaire hat dieſen Punkt gar zu weit getrieben. Er will die franzöſiſche Sprache einſchränken, die ſo nöthig hätte noch mehr erweitert zu werden. Die Vollkommenheit einer Sprache in Anſehung der Wiſſenſchaften beſteht allerdings darinn, ſo viel verſchiedene Wörter zu haben, als verſchiedene Begriffe ſind. Allein die Begriffe eines geſitteten Volks vermehren ſich täglich. Welche erſtaunliche Menge von Begriffen hat man nicht ſeit hundert Jahren erlangt? Die Naturlehre, die Naturgeſchichte, die Zergliederungskunſt, die Kräuterkunde, die Künſte und Handwerke haben uns eine unendliche Menge neuer Begriffe geliefert; der Umgang und die Verfeinerung der Höfe ſelbſt das Verderbniß des Herzens haben andere Begriffe ausgebildet. Wie ſoll man dieſe Begriffe behandeln, wenn Worte fehlen, dieſelben auszudrücken.

Man erlaube mir mich bey dieſer Gelegenheit mit aller Lebhaftigkeit eines Menſchenfreundes über die falſche Ehrbegierde zu beklagen, die alle Völker von Europa je mehr und mehr einnimmt. Man hatte, über Künſte und Wiſſenſchaften zu ſchreiben, die Lateiniſche Sprache; die in alle Wege reicher iſt, als die Gemiſche die aus derſelben entſtanden ſind. Nun vernachläßigt man eine ſo zahlreiche, an vortrefflichen Schriftſtellern ſo reiche Sprache, und dieß bloß, um in einer eingeſchränkten halbſtummen Mundart zu

schreiben, *) die nur die Gedanken einer einzigen Nation ausdrückt, und aller andern Völker ihre verstellet. Bald werden die Gelehrten von einer neuen Last unterdrückt werden, die schwer auf ihnen liegt. Man muß das Englische, das Französische, das Italienische erlernen; denn diese Nationen sind fest entschlossen, nicht anderst als in ihrer Muttersprache zu schreiben. Man entschließt sich dazu, in der Hoffnung dasjenige nutzen zu können, was bey Nationen geschrieben wird, die viele gelehrte, scharfsinnige und erfindsame Köpfe hervorbringen. Allein auch die Holländer, die Deutschen, sogar die Schweden und die Dänen, sind eifersüchtig über ein Vorrecht, das dem gemeinen Besten so sehr zuwider ist, und schreiben nun ebenfalls ihre besten Tagebücher, ihre Geschichte, und die Entdekungen ihrer Akademien in ihrer Muttersprache. Künftig wird man zehn Sprachen verstehen müssen, um nicht unwissend zu seyn. Der aufgeklärteste Kopf wird nicht länger vermögend seyn, alle Worte zu fassen, die man zu der Zahl der Begriffe hinzufügen muß, welche sich alle Tage vermehrt, und deren Vermehrung das menschliche Geschlecht wirklich bereichert; da hingegen die vielen Sprachen ihm nur gleichviel bedeutende Töne liefern. Welche Vortheile hatten nicht die Griechen vor uns voraus? Sie hatten nur

*) Der Hr. v. H. zielt hier auf die Oberherrschaft der französischen Sprache.

eine einzige Sprache zu erlernen, und konnten der Erlernung der Sachen diejenigen kostbaren Jahre widmen, die wir nun zur Erlernung ihrer Benennungen anwenden müssen.

Einzelne Bemerkungen.

I.

Ueber die Religion und die Kirche.

Die Religion ist immer das Einzignothwendige des Menschen. Ihre Wirkungen gehn bis in die Ewigkeit fort, und dies Bedürfniß nimmt beständig zu; dess einst bleiben doch alle Arbeiten hinter uns. (1757. S. 120.)

II. Die Furcht des Todes ist freylich zum Theil eine Folge des Uebergewichtes des sinnlich empfundenen Gegenwärtigen, vor der durch Schlüsse erworbenen Kenntniß des Zukünftigen. Sie ist aber auch guten Theils ein Schlag des Gewissens. (1768. S. 815.)

III. Warum Gott das natürliche und das sittliche Uebel zugelassen habe? Das Erstere, selbst wenn es Tugendhafte betrifft, ist ein Mittel zur Besserung der Menschen, oft auch ein Mittel, die Bande der Gesellschaft enger anzuziehen, und die Menschen einander nützlicher und werther zu machen. Die Tugend macht bey sehr mäßigen Umständen uns glücklicher,

und sicherer glücklich, als das Laster beym Reichthum und bey der Macht. Die glücklichste Familie, die glücklichste Nation ist diejenige, die tugendhaft ist. Warum erlaubt Gott das sittliche Uebel? Weil er nicht Götter, nicht Klötze, sondern freye denkende Wesen schuf, und dasjenige Geschöpf nicht tugendhaft seyn kann, dem es unmöglich ist lasterhaft zu seyn. — Die denkenden Wesen zum Guten aufzumuntern, hat Gott mit der Tugend, Heiterkeit und reine Freude, mit dem Laster Schaam, Reue und andere nachtheilige Folgen verbunden. Die Ueberwindung des Lasters dient in diesem Leben zur Prüfung, und erhebt uns zu einer mehrern Fähigkeit gut und glückseelig zu seyn. Selbst die Wiederkehrung des Lasterhaften zur Tugend ist für ihn eine desto lebhaftere Freude, je kräftiger er den Werth der Tugend nunmehr fühlt; der mächtige Einfluß, den die Tugend in diesem Leben auf unsere Glückseeligkeit hat, läßt uns denjenigen Einfluß ermessen, den sie im künftigen Leben haben wird, wenn kein Körper uns mehr der natürlichen Leiden bloßsetzen, kein Laster uns selbst unwerth, und uns Gott mißfällig machen kann. (1776. Zug. 350.)

IV. Der Anfang und die Ausbreitung des Christenthums sollen blos durch menschliche Mittel bewirkt worden seyn? — Aber die verdorbenen Menschen zu den Tugenden umzubilden, durch welche das Christenthum selbst bey seinen Gegnern, ehrwürdig gemacht worden ist, was war das Mittel? Kennen es die Verach-

ter? War es in der Philoſophie, oder in der Religion zu ſuchen? (1772. S. 774.)

V. Es wäre durch hundert Beyſpiele zu zeigen, wie leicht die Menſchen ſich einbilden können, eine Sache ſey unbegreiflich, die ſie doch bey erhaltenem mehreren Lichte ganz wohl begreifen. (dies über die ſogenanten Geheimniſſe in der Religion. (1763. S. 352.)

VI. Die neuere Philoſophie iſt durchgehens eine Verfolgerin, die alle diejenigen mit Verläumdungen und Schimpfreden beſtraft, die nicht von ihrer Sekte ſind. Billig haſſen ſie die Lehre Jeſu, die den Feinden Gutes zu thun befiehlt, und von der ihrigen ſo weit entfernt iſt. Wenn wir keine andere Urſache hätten, die Religion zu lieben, ſo würden wir dazu genugſamen Grund finden, wenn wir die Sittenlehre ihrer Widerſacher und die Herzen derſelben kennen lernen. (1768. S. 952.)

VII. Die Religion der Weltweiſen hatte wenig Einfluß auf die Sittenlehre des menſchlichen Geſchlechts. Viele zweifelten über alles, und über die Natur der Gottheit am meiſten. Manche von ihnen verwarfen die Eigenſchaften eines wahren Gottes, und die Beſten und unter ihnen Sokrates, waren von der Vielgötterey nicht rein. Anaxagoras war der erſte, der Gott für einen Geiſt erkannte; die Stoiker waren faſt in dem nemlichen Irrthum, den ſeit ihnen Spinoza wiederholt hat, und machten das Alles zum Gotte. Die Weiſen unterrichteten dabey das Volk nicht über die

Religion, und waren durchgehends der Meinung, man müsse die Götter seines Landes nach den Sitten desselben verehren, denen sich Sokrates nicht entzog. Sie suchten das Unvernünftige der Vielgötterey zu beschönigen. Sie vertheilten die Vorsehung und Regierung der Welt unter verschiedene Götter. Ueber das Gebet waren sie kalt und uneinig. Viele verwarfen es, und andere schränkten es auf die zeitliche Glückseligkeit ein. Die Welt war eben um die Geburt des Heilandes über die göttlichen Sachen in der grösten Unwissenheit, wie man auch aus des Cicero Schriften siehet, und folglich beweißt die Geschichte selbst, das Unvermögen der menschlichen Vernunft, die Göttliche Natur Gottes und unser Verhältniß gegen denselben zu entdecken. (1766. S. 768.)

VIII. Man rückt den Philosophen das wenige Gute vor, das jemals im Großen von ihnen bewirkt worden ist; da hingegen die christliche Religion aus Barbaren gesittete und menschliche Nationen gebildet hat. (1771. S. 247.)

IX. Warum will man doch die Augen verschliessen und nicht einsehen, daß die Verbesserung des Glaubens blos der Vergleichung zuzuschreiben ist, die man zwischen der wieder bekannt gewordenen heil. Schrift und den Lehren der herrschenden Kirche machte! Sollte man den Protestanten eine sinnliche Religion zuschreiben, weil sie das Fleischessen und die Priesterehe erlaubten, worinn sie wörtlich die heil. Schrift

ſowohl als die Natur vor ſich hatten, da ſie hingegen die dem verdorbenen Menſchen ſo bequeme Weiſe abſchafften die Beſtrafung der Sünde durch Ablässe, milde Gaben, und andere äuſſerliche Handlungen zu erlangen, die mit dem Verderben des Herzens ſowohl beſtehen können? Hat die römiſche Kirche ſich als eine erleuchtete Richterinn der Aechtheit der Offenbarung gezeigt, da ſie offenbar fabelhafte Schriften unter die Werke der Propheten gemiſcht hat? Hat nicht die Duldung unter den Proteſtanten den Anfang genommen? Haben ſie jemals Inquiſitionen errichtet, und den Irrthum wie die Miſſethat beſtraft? Hat man ihren Mordnächte in Paris, in Veltlin, in Irrland vorzurücken? Hat ihre Kirche, wie die verſchiedenen Päbſte, dieſe Mörderenen ganzer Nationen gebilliget, mit Feſten gefeyert, mit Lobreden, mit Münzen, mit Denkmählern verewiget? Lächerlich iſts die Proteſtanten zu Socinianern zu machen, weil ſie die geheiligten Worte nicht brauchen, womit die Römiſche Kirche, die Göttlichkeit des Worts beſtimmt. Was hat dieſe Kirche für ein recht, ihre Schlüſſe andern Kirchen aufzudringen? — (Zug. 1774. S. 244.)

X. Hr. Hume erwähnt allemal der proteſtantiſchen Geiſtlichen mit einem ſichtbaren Haſſe, obwohl der nemliche Hume, den Puritanern die ganze engliſche Freyheit, wie er ſie jetzt über alles in der Welt hochſchätzt, einzig zuſchreibt. Dieſer Mann iſt auch gegen die Reformation nicht völlig gerecht. — Ihre Ur-

ſache war offenbar nichts anders als die Vergleichung, die die Urheber derſelben, in Helvetien ſobald als in Sachſen, zwiſchen der wiedererlangten heil. Schrift, und der Lehre, und dem Staatsgebäude der römiſchen Kirche machten. Keine weltliche Abſicht hatte dabey einen Antheil, und die reformirten Geiſtlichen traten recht mit Eifer alle ihre Macht an die weltliche Obrigkeit faſt zum Schaden der Kirche ab. Man weiß, was Beza antwortete, da man ihn bat zu bewilligen, daß die Biſchöffe ihre äuſſern Vortheile behalten ſollten. Es iſt völlig falſch, daß die Kraft der Beweiſe die Völker nicht zur Reformation gebracht habe. Sie that es ganz allein, und zumal zu Zürich, Genf und Bern in der gröſten Ordnung. Bern ließ die entgegengeſetzten Geiſtlichen gegen einander diſputiren, die Akten öffentlich aufſchreiben und drucken, und alsdann erfolgte der Schluß: dem erkannten Worte Gottes zu folgen. — Wir haben faſt immer die Freygeiſter gegen die Proteſtanten unbilliger als gegen die Katholiken gefunden; vermuthlich weil ſie für ihre Sekte die proteſtantiſchen Grundſätze gefährlicher anſehen, als iene ihre. Eben dieſe Gunſt der Freydenker gegen eine ſtaatskluge und mächtige Kirche macht, daß Hr. Hüme an den Unordnungen zweifelt die zur Zeit der Reformation den Klöſtern Schuld gegeben wird. Aber ſind denn die Gravamina Germanicæ nationis nicht ein Beweiß des äuſſerſten Verderbens der damaligen Kirche? denn wir glauben ſie ſey nur allein

durch die Eifersucht gegen die Protestanten, und das in sie eindringende Licht der Wahrheit, in den Sitten reiner geworden. (1764. S. 25.)

XI. Den Geist der Verfolgung der römischen Kirche vertheidige wer kann. Aber der Beyfall den die Päbste der Mordnacht zu Paris, und der allgemeinen Mördereyen im Veltlin und in Irrland gegeben; die grausamen Gesetze, die noch jetzt in Frankreich herrschen, die niemals von Rom mißbilligte Inquisition, die Ansprüche selbst die die römische Kirche auf die allgemeine Herrschaft macht, lassen wenige Hoffnung einen Zweifler zu bekehren. — Unter den Christen ist die wahre Duldung der Ungläubigen in ihrem ganzen Umfange entstanden, aber diese Christen waren Protestanten. — Die Vertheidiger des Katholizismus setzen die Bibel herab. Aber es ist ganz unphilosophisch eine göttliche Offenbahrung eingestehen, die die Mittel zum Heil in sich faßt, und dieselbe dem gröſten Theile der Menschen untersagen zu wollen. Freylich gab dieses göttliche Buch der despotischen Kirche die tödtlichste Wunde, weil man in demselben den Unterschied zwischen der Lehre und den Maaßregeln Gottes, und ihrer Lehre und ihren Maaßregeln fand. Aber die geringe Anzahl Irrlehrer, die durch die Freyheit zu denken entstanden sind, kommen mit den schädlichen Folgen in keine Vergleichung, die aus der Hinterhaltung des Lichts entstehen, und die einerseits eine gedankenlose Dummheit, und anderseits eine zügellose und von

der Furcht Gottes völlig entledigte Frechheit nach sich ziehen. Am schwächsten ist endlich der Beweiß der Religion den ein Doctor der theol. Fakultät zu Besançon (Bergin) vorträgt. Er sagt die Bilder der Kirche, die Festtage, die Ceremonien beweisen die Wunder Jesu. Sie beweisen also die Wunder Jupiters. Eine unverrückte Reihe von Priestern kömmt von Jesu auf mich. Eben eine solche Reihe kam auf den Hannas und Caiphas, und kömmt nach auf die Priester der Juden und die Bischöffe der verschiedenen orientalischen Kirchen. Auf diese Stützen will Hr. Bergier sein Christenthum bauen, und die göttliche Kraft der Schrift soll überflüßig seyn. Die wahre Kirche ist unsichtbar: Kann aber eine Kirche wahr seyn, die dem Geiste und den Worten der göttlichen Offenbarung widerspricht, die sie selbst für das Werk des Heilandes und seiner ersten Schüler ansiehet. Hr. Bergier der sonst die Protestanten zum Theil gelesen hat, hätte auch nicht die Rechte des christlichen Glaubens durch die Rechte seiner, wiewohl mächtigen Kirche schwächen sollen, auf die er jene gründen will. [1768. S. 261.]

XII. Ueberhaupt glauben wir, so wie im sechszehenden Jahrhunderte die bekannt gewordene heilige Schrift alles gethan hat, so sey eigentlich nichts zur Erleuchtung nöthig, als eben dieselbe verglichen mit dem wirklichen Zustande der römischen Kirche, um den protestantischen Kirchen neue Verehrer zu verschaffen. [1772. Zug. 187.]

XIII. Die Hinrichtung des Servets ist den damaligen blutigen Gesetzen allein zuzuschreiben, die von der vormals allein herrschenden Kirche wider die Ketzer gemacht worden, und noch in Kraft waren. Calvin konnte nichts weiter als die Anzeige thun; und die harten Ausdrücke des Spaniers wider die Dreyeinigkeit würden ihm noch heutiges Tages, bey aller von den Protestanten eingeführten Duldung der Ungläubigen, ein hartes Gericht zuziehen. [1765. S. 832.]

XIV. Freylich hätte man den hypochondrischen Spanier (Servet) lieber einsperren sollen; da er aber das Wort Cerberus wider den Gegenstand der tiefsten Verehrung aller Christen gebraucht hatte, so glaubte man im mosaischen Gesetze, und in den nicht abgeschafften blutigen Gesetzen der katholischen Kirche, Ursache genug zum Tode zu finden. Die Duldung war noch nicht erfunden, und ist die spätere Frucht der nothdürftigen Umstände der Holländer, und der aufgeklärten Vernunft. [1771. S. 156.]

XV. Es haben einige die Bestrebungen der Pfälzer, ihre Kirche zu Heidelberg zu behalten, mißbilligen wollen; hierinn gehet man aber zu weit. Diese Kirche war ein Recht, und dieses darf man auch unter den türkischen Despoten vertheidigen. Noch hält man dort das Versprechen bey dem Mahomet, und die mit ihrem Daumen besiegelte Vorrechte der Christen. [1770. S.]

XVI. Die Weisheit des Pfaffenbriefes von 1370. verdient in der helvetischen Geschichte bemerkt

zu werden, als wodurch diese Nation zu allererst die Geistlichkeit in ihre Schranken setzten, und ihnen die Macht abgeschnitten, vor ihre geistliche Gerichte jemand zu laden. [1766. S. 750.]

XVII. In der Geschichte von Italien sagt Denina: „Die grosse Macht der Geistlichen entstund zu Theoderichs Zeiten, aus den guten Diensten, die die Bischöffe dem Volke als Gesandte und Friedensräthe und als mildthätige Beschützer der Armen leisteten.„ Wir aber glauben die wahre Ursache der Grösse des Bischoffs zu Rom sey wohl diese: daß weder die gothischen Könige zu Rom wohnten, noch die Longobardischen Rom wirklich einnahmen, so daß diese Hauptstadt nach und nach eine eigene Stadt unter der Leitung des Bischoffs wurde. [1771. S. 396.]

II.

Ueber natürliche Merkwürdigkeiten.

I. Das Verdienst des Naturkündigers nicht schätzen, heißt alle die Vortheile verachten, dir wir von der genauern Einsicht in den Bau der natürlichen Dinge geniessen. Was wüßten wir von der Kette der Wesen, wenn nicht die Kenntniß der Insekten und der Kräuter uns die Ringe derselben an einander gehängt hätte? Was war die Philosophie ohne die Schüler der Natur anders als eine schwatzhafte, verworrene und unnütze Unwissenheit. (1748. S. 427.)

II. Die

II. Die Alten hatten zur Kenntniß der Natur auch manche Hülfe, die wir nicht haben; vorzüglich unter den Römern die prächtige Menge von Thieren zu ihren Schauspielen, und die damals mehr bekanntern schönsten Theile der Welt. (1763. S. 501.)

III. Die Streitigkeiten über die Ehre der ersten Wahrnehmung kommen uns immer als Zeichen einer zudringlichen Eitelkeit vor, da es ja wohl möglich ist, daß verschiedene Gelehrte, die die Natur selber Rathsfragen, in entlegenen Ländern die nemlichen Sachen sehen, ohne daß ein Schüler des einen dem andern verrathen haben; denn die Natur ist sich doch überall gleich, und zeigt allen die in ihr forschen, die gleiche lehrende Seite. (1758. S. 1237.)

IV. Viele Gelehrte stimmen in die Klagen von Ausartung des heutigen Menschengeschlechts, ein, und stimmen mit in die Volkssage: nos ætas, &c. Bey den Vornehmen, (obwohl nicht bey allen) den Kaufleuten und sitzenden Handwerkern mag etwas Wahres daran seyn. Sonst zeigen uns auch die alten Holzschnitte, und noch sicherer die Harnische, daß man im vierzehenten Jahrhundert nicht länger gewachsen ist, als heut zu Tage. Freylich mögen die Jägernationen gewisses Ungemach besser vertragen lernen, daran sie sich gewöhnen. Sie sind aber in Nordamerika, nach allen Nachrichten der Engelländer, nicht so stark als die Britten. Und daß das Leben sich nicht abgekürzt habe, siehet man an den Reihen der Eura-

päischen Könige. Man wird manches Jahrhundert zurücksetzen, bis man das Alter Ludwigs XIV. Georgs II. Friedrichs I. und des Königs Stanislaus wieder findet. Wir wissen auch aus unzähligen Verzeichnissen, daß noch vor 150 Jahren die Bürger der Stadt (Bern) wo wir leben, geschwinder nach einander und jünger gestorben sind. [1764. S. 453.]

V. Ob der Mensch eigentlich ein vierfüßiges Thier sey oder sich aufrichte, ist von mehrern Gelehrten untersucht worden, und sie lenken sich fast auf die erstere Meynung. — Uns scheint aber das zur Freyheit der Arme bestimmte Schlüsselbein, der breite Fuß, der kurze Tarsus und Carpus, die Schwachheit der Nackenmuskeln, und insbesondere der Mangel des die Augen zurückhaltenden, und unsers Wissens den auf vier Füssen gehenden Thieren völlig eigenen Muskels, den Menschen, theils von allen, und theils von den meisten Thieren zu unterscheiden; und noch weniger Neigung haben wir zu glauben, der Mensch hätte auf vier Füssen gehen, und alsdann einen ganz andern Bau seiner Theile annehmen können. [1758. S. 397.]

VI. Wenn es geschwänzte Menschen giebt, und sie Feuer anzünden, wie Linné meynt, so sind sie gewiß keine Affen. Das Vorrecht Feuer hervorzubringen, hat Gott keinem Thiere verliehen. [1767. S. 783.]

VII. Cui bono? ist eine allzu gewöhnliche Frage gemeiner auch wohl vornehmer Leute, was denn endlich die fleißige Jagd nach kleinen Gewächsen und Un-

geziefer für Nutzen habe. — Wir Menſchen ſind auf eine ſo ſchöne an ſo mannichfaltigen Geſchöpfen reiche Erde geſchickt, daß wir dieſe und aus denſelben die Abſichten und die Weißheit des Schöpfers erkennen ſollen. Die Inſekten nähern ſich uns, ſie nähren nützliche Vögel u. ſ. w. und viele von ihnen bringen uns beträchtlichen Schaden oder Vortheil. Eben ſo iſts mit den Mooſſen, und mit allen Grasarten die in der Haushaltungs- und Arzneykunſt ihren Nutzen haben. Auch kann man nicht wohl Klaſſen und Regeln machen, wenn man nicht alle beſondere Arten kennt, und aus denſelben die allgemeine Kennzeichen beſtimmt. ꝛc. ꝛc. (1754. S. 1124.)

VIII. Die Fähigkeit vollkommener zu werden, hält Rouſſeau für das eigenthümliche Vorrecht des Menſchen. Aber die Thiere wiſſen auch vieles von ſich ſelbſt, das ſie nicht nachgeahmt haben, und ein Kanarienvogel, der ſeine Eltern in fernen Gegenden verlaſſen, und kein Neſt von ſeiner Art hat bauen geſehen, baut das ſeinige ungelehrt. (1756. S. 831.)

IX. Allerdings haben die Thiere Begriffe; ſie vergleichen dieſelben mit einander, ſie urtheilen und erinnern ſich. — Die Thiere lernen; ſie erwerben das Vermögen ihre Nahrung ſelber zu ſuchen und ſich zu vertheidigen. Sie haben ſogar Modelle in ihrer Einbildung, wie könnten ſonſt die Vögel ihre Neſter, und die Biber ihre Hütten bauen? Es iſt wahr, ſie ſind in einen engen Kreis eingeſchloſſen, aus welchem ſie nicht

heraustreten. Sie können einander gar wenige Begriffe mittheilen. Auch die Menschen würden ohne Sprache und ohne Zeichen ihrer Begriffe, bey gar wenigen Begriffen bleiben. Die Triebe (Instinkt) sind nur einfache Erkenntnisse, und die Vernunft ein weitgebrachtes und vollkommenes Vermögen. Die Thiere machen gar selten Abstraktionen, sie haben wenige allgemeine Begriffe, alles ist ein Individuum für sie. [1756. S. 1316.]

X. Die warmen Gegenden der Welt geben überhaupt den Thieren die meiste Verschiedenheit der Farben. Um Angora werden nicht nur die Ziegen, sondern auch die Katzen, und die Kaninchen langöhrig. —— Die hangenden Ohren sind ein Zeichen der uralten Sklaverey bey einem Thiere, und die wilden Arten tragen die ihrigen durchgehends gerade. — Die Leber aller wilden Arten ist kleiner als die Leber der zahmen Art. In den äusserst kalten und äusserst warmen Gegenden, sagt Büffon, findet man die gröſten, die kleinsten, und die grimmigsten Thiere. In den gemäſsigten Gegenden hingegen sind auch die Thiere mittelmäßig groß, und minder grimmig; wie denn in dem minder heissen Amerika die Löwen selbst vor den Menschen fliehen. Auch die Pflanzen sind in den heissen Gegenden äusserst warm und kühl, und in den gemäſsigten minder wohlriechend und minder würzhaft. Ueberhaupt nehmen die Thiere ab, und der Mensch nimmt täglich mehr im Reiche der Erde überhand. [1757. S. 413].

XI. Die Thiere müssen fast nothwendig ein Mittel haben, sich einander ihren Willen zu offenbaren, da eine Wölfin sich in einen Hinterhalt legt, um ein vom Wolfe gehetztes Thier mit frischen Kräften anzugreifen. Sie lernen auch durch die Erfahrung die Mittel ihrer Erhaltung verbessern. Die Fleischfressenden um den Raub zu bezwingen, die vom Grase lebenden um dem Untergange zu entgehen. Alle diese Listen sind ein Beweis, daß die Thiere eine mehrere Vollkommenheit zu erwerben fähig sind, denn sie werden vorzüglich durch die Erfahrung erhalten. Die erworbene Fertigkeit geht sogar in die Zucht wohlgezogener Hunde über, und wird erblich. [1769. 1404.]

XII. Die Alpenkräuter kommen mit den Nordischen überein, wegen der ähnlichen Kälte; und in Grönland wachsen am Seestrande Kräuter, die auf den hohen Alpen sonst angetroffen werden. Um die Pflanzenkräfte zu erkennen, muß man den einzigen Weg der Erfahrung einschlagen. Die meisten Kräfte schreibt man ihnen nach einer mündlichen Ueberlieferung von den Alten zu, die gar leicht irrig seyn kann. [1770. S. 687.]

XIII. Das Schnee- und Regenwasser ist allerdings gesund, und in vielen Ländern hat man kein anders, als das leztere; doch sollte man es in eisernen Rinnen, mit Pech überzogen sammeln. Das Schneewasser ist reiner, weil keine Fäulniß dabey Platz hat, und keine Insekteneyer sich einmischen können, es ha-

auch wenigere fremde Stoffe, wie das Verhältniß von 60 zu 100. [1779. Aug. 216.]

XIV. Wintringham meynt die Kröpfe entstehen vom Schneewasser. Dies ist aber ein Irrthum. Sie sind ein Uebel nicht der wahren Alpenländer, sondern gewisser sehr warmer Thäler, die weniger Schnee als Deutschland kennen. [1773. 1390.]

XV. Wir finden es sehr gegründet die Namen berühmter Männer den Pflanzen-Geschlechtern beyzulegen, und die Namen derselben müssen unveränderlich bleiben. Wir würden hiebey, da diese Namen eine Belohnung gemeiniglich von der Welt unbelohnter Bemühungen, und eine Aufmunterung seyn sollen, dergleichen Bemühungen sich aufzuopfern, und weder ein Fürst, noch ein Minister, sich sonderlich mit dem beygelegten Namen eines Krautes schmeicheln, alle diese Kränze blos für wirkliche Kräuterkenner sparen. Wir würden auch niemals bloße Hoffnungen noch ungeprüfter Leute zum voraus mit einem Namen belohnen, der durch die Erfahrung an einem unverdienten Manne haften kann. Am wenigsten aber sollte man persönliche Gefälligkeiten, Aufnahmen in gelehrte Gesellschaften, empfangene Geschenke, u. dgl. mit einer Ehre bezahlen, die in die Ewigkeit fortdauern, und dem Verdienste eigen seyn soll. Endlich sollen keine schlechten Aufschreiber und Zusammentrager eine Ehre erhalten, die blos den Vermehrern des Reichs der Gewächse zugehört. ꝛc. ꝛc. [1770. S. 237.]

XVI. Es wird richtig angemerkt, daß man in der Botanik zu viele Mühe auf die bloſſen Namen wende; nichts iſt dürrer als die heutigen Floræ. [1772. S. 532.]

XVII. Hr. Unzer glaubt Konjunktionen der Planeten verurſachten Ueberſchwemmungen, und ein Komet könne eben wie der Mond die Witterung regieren, auch weil er, wie Newton und die geſunde Vernunft lehren, von der Sonne gewaltig erhitzt werde, der Erde viele Hitze mittheilen. — Wir haben aber ſchon oft erinnert, daß ein Komet ſich wohl nicht lange genug bey der Sonne aufhält, von ihr die Hitze zu erhalten, die Newton berechnet hat, nur ein Beyſpiel zu geben, wie man ſolche Dinge nach Vorausſetzung berechnen könnte, und aus dem, was von den Wirkungen des Mondes und der Sonne in flüſſige Materien auf der Erde bekannt iſt, verſichert man ſich leicht, daß von entfernten Weltkörpern nichts, das damit zu vergleichen wäre, zu erwarten iſt. Dieſe Verſicherung hat freylich nicht der ſogenannte Phyſikus, der nur weiß, daß Kräfte da ſind, aber der Mathematikus, der weiß, wie ſtark ſie ſind. [1771. S. 398.]

XVIII. Daß nach dem Regen alles deutlicher, gröſſer, und näher ſcheint, iſt allerdings eine in Helvetien gemeine Wahrnehmung; ſo wie hingegen die Gebürge in der Dämmerung uns niedriger dünken. [1766. S. 746.]

XIX. Wir haben oft geſagt, die Welt iſt aus Gotteshand als ein Wald gekommen. Auch das nor-

dische Island, das jetzt keinen Baum mehr zeugt, war bey seiner ersten Entdeckung ein dichter Birkenwald. — (1764. S. 58.)

XX. Unzählbare Irrthümer sind zumal in der Philosophie, daraus entstanden daß man sich auf einen einzigen, oder auf wenige Versuche verließ, da doch bey denselben ein zufälliger Umstand den Ausgang bestimmt hat; da hingegen bey den wiederholten Versuchen die unwesentlichen Umstände wegfallen, und nur dasjenige bleibt, was der Natur beständige Weise ist. — Wenn man sich mit der Beobachtung der Natur abgeben will, so muß man sich nicht denjenigen Ausgang wünschen, der mit unserer, oder unsers Lehrers Meinung am besten übereinkömmt, sondern sich alle Arten von Ausgängen gefallen lassen. Und hiergegen wird überaus oft gefehlt! — Viele Irrthümer sind aus unvollkommenen Wahrnehmungen entstanden, wenn man einige Ausgänge, die man oft bemerkt, für allgemein angesehen hat. — Die Wahrnehmung allein lehrt uns in der Arzneywissenschaft die Wahrheit. — Die Wahrnehmung verschafft uns auch ein zärtliches Gefühl des Schönen; und sie erweitert und erhöhet unsere Begriffe von der Majestät des Schöpfers und seiner Werke. (1779. Aug. S. 381.)

III.

Etwas zur Land und Stadtwirthschaft.

I. Die neuen Anbauer in Lappland sollen mit ziemlich schlechtem Fortgange Aecker anlegen. Es scheint der Klugheit gemäß, in jedem Lande diejenigen Gaben der Natur mit allem Fleisse zu bauen, die dessen Eigenschaften angemessen sind, und nicht zu weit nach Norden, Wein, Obst oder Getraide von dieser gütigen Mutter zu fordern, da sie doch den nördlichen Ländern an Fischen, Bergwerken, Waldungen und andern Reichthümern ihr Erbe ausgetheilt hat. (1761. S. 1357.)

II. Eine gute Regel ists, lieber minder Vieh zu halten, und dasselbe recht wohl zu füttern, als mehr Stücke und es elend zu halten. Man nährt am schlechten Vieh zu blossem Verluste, die gleich grossen Knochen und Muskeln doppelt; die man bey dem bessern Vieh einfach erhält, und also noch einmal soviel Ueberfluß zum Behuf der Milch übrig läßt. (1759. S. 588)

III. Die Landhaushaltungskunst hat in keinem Theile mehr gewonnen, als in der Urbarmachung der eingesunkenen und Landesschädlichen Sümpfe, zumal in Irrland und neuerlich in Schweden. In warmen Ländern sind dergleichen Gegenden gar nicht selten, und könnten zu den vortrefflichsten Ackerfu-

ſen werden, da ſie jetzt nur das Land mit ungeziefer und fieberhaften Dünſten anfüllen. — (1759. S. 588.)

IV. Die Gerſte ſcheint kalten Ländern gewiedmet zu ſeyn, und wächſt in den höchſten Helvetiſchen Thälern bis ganz nahe an das Eiß. (1759. S. 589.)

V. Man darf billig wider die allzugroſſe Nutzbarkeit des Salpeters zum Wachsthum der Pflanzen, warnen. In Indoſtan ſind die reichen Salpeterichten Erden zugleich bloſſe Wüſteneyen. (1759. S. 589.)

VI. Die ſchwarzen Kühe ſind die beſten, und auf den helvetiſchen Bergen ſind ſie auch die gröſten und Milchreicheſten. (1759, S. 676.)

VII. Der Torf iſt zu nichts, als zum Brennen nützlich zu gebrauchen; und ungeachtet der Spötterey des Linnäus, dennoch der Morgen nach Abzug aller Unkoſten ſo viel werth, als eine gute Wieſe, wobey man das Land nicht verliert, ſondern gar wohl zu guten Wieſen machen kann.

Guter Torf iſt ein nützliches Produkt, und ein Fuder reicht ſo weit als zwey Fuder Holz. In Helvetien hat man zwar guten Torf, der zu Bern genug im Gebrauche iſt, er wird aber nicht verkohlt. (1763. S. 214.)

VIII. Die obrigkeitlich errichteten Vorrathshäuſer haben allerdings ihren Nutzen, den Preiß in allzureichen Jahren noch etwas aufrecht zu erhalten. Wir ſehen in den neuerlich im Kanton Bern errichteten Weinvorräthen augenſcheinlich, daß in den reichſten

Jahren, wo man ehemals den Wein auslaufen laſſen muſte, der Preis noch ziemlich bleibt, und nicht viel unter dem Drittel des theuren Preiſſes fällt; in dem benachbarten Wallis aber noch jetzt in reichen Jahren ganze Weinberge ungeleſen bleiben. (1763. S. 590.)

IX. Herr Fougeraux in der Deſcr. des arts, hält für die Dächer den Schiefer für vortreflich; unſere Baumeiſter hingegen, wegen ſeines Springens im Feuer, und wegen der aus den Nägeln unvermeidlich eindringenden Feuchtigkeit ihn für ſchlechter halten, als die Ziegel; wie wohl es ſonſt eine Veredlung einer ſonſt unbrauchbaren Waare iſt, dahingegen bey dem Ziegelbrennen an ſo vielen Orten das Holz in Betrachtung kömmt. Auch in Frankreich iſt dieſer vormals offenbar weich geweſene Stein mit den Abdrücken fremder und amerikaniſcher Gewächſen öfters bezeichnet. (1763. S. 592.)

X. Man klagt, daß man in unſern ökonomiſchen Zeiten Verbeſſerungen unternehme, ohne zu berechnen, ob ſie die Unkoſten bezahlen werden. Aber dies iſt ein Fehler wider die Privathaushaltung; für die allgemeine Oekonomie des Landes iſt jede Verbeſſerung nützlich, wenn ſie ſchon mit dem Schaden des Unternehmers geſchiehet, und dieſe Art von Ausgaben iſt in den meiſten Ländern die edelſte und rühmlichſte. (1763. S. 833)

XI. Der Schnee iſt freylich eine Art von Dung, wie wollten ſonſt die Alpenwieſen, die niemand jemals bauet, ſo unſäglich reich ſeyn können. Doch glauben wir, er dünge mehr die Wieſen als die Felder, und

ſey: eine langſame und zur beſten Zeit eingerichtete Wäſſerung. (1764. S. 139.)

XII. An die Stellen der unfruchtbaren Gegenden, hat die Natur die Wälder gepflanzt. Die Tannen wachſen am liebſten zwiſchen den Klippen, die Eichen auf dürren Auen; die Birke und Fichte im ſchlechten Sande. Und eben darum iſt die Unbedachtſamkeit einer Nation am ſchädlichſten, wenn ſie eine ſolche, zu nichts als zu einer gewiſſen Gattung Walde auserſehenen Gegend, vom Holze entblöſſet, und dadurch zu allem Gebrauche unnütz macht. (1755. S. 555.)

XIII. Daß ein groſſer Bauernhof mehr abtrage, als ebenderſelbe, wenn er zertheilt iſt, — läuft wider alle Erfahrung. Da ein kleines Gut allemal pünktlicher kann beſorgt werden, als ein groſſes, und da unzweifelhaft ein Eigenthümer mehr Fleiß anwendet, als ein durch Vögte angeſtrengter Knecht. Wenn aber mehrere Höfe und mehrere Familien auf einem vormals ſehr ausgedähnten Gute wohnen, ſo werden ſie freylich mehr zu ihrem Unterhalte aufwenden, und der verkäufliche Ueberfluß wird kleiner ſeyn. Aber eben dieſes iſt der allgemeine Nutzen des Landes. Wir ermahnen die Zweifler, in freye Länder zu reiſen, die die Natur eben nicht beſonders begünſtiget hat, ſie werden anſtatt eines mächtigen Edelmannes zwanzig Familien wohlbemittelter, und mit zahlreichen Kindern geſegneter Bauren, und das Land aufs beſtmöglichſte benutzet finden. (1770. S. 1263.)

IV.

Ueber die Staatswirthschaft.

I. Nicht das Klima trägt zu den edlern Eigenschaften eines Volkes das Meiste bey; wie Montesquieu meint, sondern die Religion. Der Zustand der Wissenschaften, die Regierung, die friedlichen und gesegneten, oder die kriegerischen und unterdrückenden Umstände wirken vorzüglich auf den Geist einer Nation, womit sich noch andre Ursachen mit verbinden lassen. (1759. S. 22.)

II. Die Menge des nützlich beschäftigten Volkes ist der wahre Reichthum der Länder; alles also, was der Vermehrung durch die Ehen entgegen steht, ist ein wahres Verderben eines Landes. Das Volk aber kann sich nicht vermehren, wenn die Verehlichten nicht eine zuverlässige Nahrung für sich und ihre Kinder erwerben können. Dieses ist nicht möglich, so lange das Land in ungeheure Höfe vertheilt ist, deren jeder nur eine Familie nährt, ihr aber wegen seiner Gröſſe zur Last gereicht, und sie zwingt, aus Mangel genugsamer Hände, mit Dienstboten das Land zu bauen, die sich wenig oder gar nicht verehlichen. — Ein Bauer der kein eigen Land hat, verläßt das Land, oder stirbt unbeerbt, als ein Soldat oder als ein Knecht, und sein Stamm stirbt mit ihm aus. Zwey Gesetze würden diesen Uebeln abhel-

ſen, deren das eine die Theilung der Höfe erlaubte, und das andre die Zuſammenſchlagung verböte. — (1757. S. 503.)

III. Die Stärke einer Nation beſtehet in den volkreichen Städten, und es iſt nicht zu hoffen, daß dieſe in Aufnahme kommen können, wenn die Handwerke, wovon die Bürger leben ſollen, auf dem Lande getrieben werden. (1765. S. 341.)

IV. Herr **Rumberg** ein Schwede, hat politiſche Tabellen herausgegeben. Er ſchätzt auf eine ganz beſondere Weiſe das Leben eines Menſchen. Deſſen Werth beſtehet in den Abgaben an die Krone; in den Beſoldungen verſchiedener Richter, Lehrer, und anderer Diener des Staats; in den Geldern, die man an Kauf und Handwerksleuten giebt; und endlich in der jährlichen Nothdurft eines Menſchen. Ein Menſch überhaupt trägt nach dieſen Tabellen $42\frac{1}{17}$ Kd. oder etwas über 32 Gulden des Jahrs ein, und iſt alſo kapitaliter Werth 527 Gulden. Ein Arbeiter iſt faſt noch einmal ſo viel werth. Ein verheyratheter Menſch iſt wegen der zu hoffenden Vermehrung wieder doppelt ſo viel werth. Die Verbeſſerung des Landes kann den Werth des Menſchen 15mal höher treiben, und alsdann wäre eine Quadratmeile an Kapital faſt 2 Millionen Gulden werth. Herr Rumberg berechnet demnach den Schaden ſo man dem Lande thut, wenn man einen Unterthan auswandern läßt; wenn man eine Ehe hindert; auch wenn ein Baurengut in

Heeren Hände kömmt. Wie unermeßlich iſt alſo, der Schade des Krieges, wo eben aus den beſten Jahren, und aus den geſundeſten Leuten, zu Hunderttauſenden verlohren gehen, und alſo der Schaden von 300,000 Seelen (oder der geringſte Verluſt eines ſiebenjährigen Kriegs bey einer mächtigen Nation,) über 316,000,000 Gulden kömmt. (1762. S. 939.)

V. Die Macht einer Nation iſt nicht bloß aus der Anzahl des Volks zu ermeſſen; denn ſehr oft hat ein kleineres Volk ein Gröſſeres überwunden, und auf dem mehreren Reichthum beruhet viel; und noch mehr auf der beſſern Kriegszucht. Die Bevölkerung iſt nur dann hoch zu ſchätzen, wenn ſie von arbeitſamen Einwohnern iſt, und man darf nichts von unarbeitſamen Armen hoffen. (1772. S. 32.)

VI. Es giebt doch noch politiſche Schriftſteller, die zweifeln, ob eine ſtarke Bevölkerung ein Glück ſey. Man fürchtet ſo viele Einwohner werden ihr Auskommen nicht finden. u. ſ. f. Aber wie findet der Holländer und der Chineſer das ſeinige? Je mehr Menſchen je mehr Induſtrie, weil einerſeits der Fleiß unfehlbar nährt, und anderſeits ohne Fleiß die Natur allein niemanden das Leben verſchafft. (1764. S. 1188.)

VII. In einem Lande können die Taufen ſehr zahlreich, gegen die Anzahl der Sterbenden ſeyn, welches oft ein trauriger Beweis iſt, daß von den fruchtbaren Ehen viele Kinder ſich auſſer Landes verlieren. (1763. S. 105.)

VIII. Die Armen machen doch den gröſten Theil einer Nation aus, und wenn man es im Grunde betrachtet, ſind ſie ihre wahre Stärke, da ſie doch eigentlich das Land bauen, faſt alle Arbeit thun, auch den gröſten Theil der Kriegsleute hergeben. (1757. S. 1005.)

IX. Es iſt ein gemeiner Satz in der Staatsökonomie, daß die bloſſe ſtärkere Bevölkerung eine Nation zwingt mehr Fleiß anzuwenden, und folglich die Einkünfte des Regenten vermehrt. Es ſcheint auch eine natürliche Rechnung zu ſeyn, nach welcher die Tagearbeiten in die Einnahme einer Nation gebracht werden, und folglich mit der Anzahl der geſchäftigen Hände, auch die Einnahme einer Nation ſteigt. Ein Staat verarmet am gewiſſeſten, wenn der Regent den Verkauf des Getraides und Weines und folglich den Anbau im geringſten einſchränkt. (1763. S. 93.)

X. Friede, Handlung und eine glückliche Regierung, verdoppeln viel geſchwinder die Anzahl der Einwohner, und folglich die Macht eines Landes, als die gröſten Eroberungen; und Frankreich ſoll wirklich 1 bis 2 Millionen weniger Unterthanen haben, als A. 1700, da es Lothringen noch nicht beſaß.

XI. Die Religion hilft allerdings die Ehen vermehren, und angenehmer, beſtändiger, fruchtbarer zu machen, indem ſie die unreinen Lüſte verdammt und hemmt, durch welche die Ehen ſeltener und unglücklicher werden. Wie fruchtbar war das Alte nach

ſeiner

seiner Art gottesdienstliche Italien gegen eben dasselbe, nachdem alle vornehmern Römer Epikuräer waren, und sich allen ihren Begierden überliessen! Die zunehmenden und alle Scham mißkennende Buhlerey war auch damals der Untergang der meisten Kayserl. Familien, und dadurch des Staates selber.

Die Armeen helfen nur allzukräftig ein Land entvölkern, als in welchen sehr wenige Menschen, in den gesundesten und stärksten Jahren, zur Ehe gelangen; auch die harte Begegnung trägt etwas dazu bey. (1772. Zug. S. 413.)

XII. Der Marquis von Mirabeau sagt: Gott selber will nicht, daß die Einkünfte des Fürsten anders steigen sollen, als wenn mit ihnen die Einkünfte des Volkes steigen. — Es war ein grosser Fehler am Colbert, daß er die Manufakturen allein in Aufnahme brachte, und die Landesprodukte vergaß; und lieber auf den Preiße der rohen Materien verlieren wollte, als daß der Künstler gewinnen könnte. — Die Pachter treiben die Steuren eines Volks aufs doppelte dessen, was der König bezieht, und sie sind immer dennoch seine Gläubiger. Sie bringen es dahin, daß alle Quellen erschöpft werden, bis man nichts mehr mit neuen Lasten belegen kann; der Fürst nichts mehr vom Lande, und dieses nichts mehr vom Fürsten hoft, und der Athem eines Kindes die Monarchie übern Haufen werfen kann. — Ohne Eigen-

thum ist kein Lohn, ohne Lohn keine Regierung. Schätze sammeln ist kein Fehler, sie ist allemal die Frucht einer weisen Regierung; und die Könige und Kayser, die Schätze nachgelassen haben, sind gute Fürsten gewesen. *) — — (Theorie de l'Impot).

XIII. Es ist lächerlich, daß man nur Brod und nicht auch Kleider haben will, die eben so nothwendig worden sind. (Dieß zu Gunsten der Manufakturen wider den Hr. von Mirabeau.)

XIV. In Frankreich ist der Satz von den Ephemeristen gar zu gemein; man müßte alle Auflagen in eine einzige verwandeln, die auf dem Lande liegen soll. — Eine solche Einrichtung kann bey einem Volke Platz haben, wo lauter Landbau, und wenige Manufakturen und Künste sind. Gewiß ists, daß nicht der Landbesitzer, sondern der Verbraucher, die Accisen bezahlt; und daß, wenn Engelland seine zehn Millionen Pf. Sterling alle vom Lande heben wollte, es noch etwas mehr als 20 Sch. auf das Pf. jährlicher Einkünfte, und Holland vielleicht das Hundertfache derselben auflegen müste: da in Engelland das Land nur 2 gegen 10 der ganzen Einkünfte bezahlt, und in

*) Eigene Umstände können einen Fürsten zwingen, daß er so viele Schätze sammeln muß, als einen Krieg auszuhalten nöthig sind; aber freylich sind Canäle, Austrocknung sumpfiger Gegenden, Vermehrung der Produkten und Manufakturen, weit ergiebigere Schätze als Geld, das müssig in Kisten liegt. (1763. S. 94.)

Holland faſt alles Einkommen des Staates von den Manufakturen und der Handlung kommen muß, und das Land ſelbſt faſt nichts einträgt. (1775. S. 1035.)

XV. Es iſt widerſinnig zu läugnen, Fleiß und Induſtrie zeuge Reichthum. Woher hat ihn denn Holland? Daß die Induſtrie dem Landbau und der Bevölkerung ſchaden könne, iſt ein unmöglicher Einwurf; denn die Induſtrie zeugt Nahrung, und Nahrung ſammelt Leute. — 1775. S. 1036)

XVI. Die langen Pachten (mehrentheils auf drey Menſchen Leben, ſiehet Herr Arth. Young als den wichtigſten Vorzug der Engliſchen innern Einrichtung an, als wodurch der Pachter aufgemuntert wird, ein Gut zu verbeſſern, deſſen mehrern Ertrag ihm und ſeinen Kindern zu Nutzen kommt. Im übrigen Europa hat man dieſe lange Pachten nicht, und eben dieß iſt eines von den ſtärkſten Hinderniſſen der Aufnahme des Landbaues. — — Anders denkt Herr A. von den Zehenden, die er völlig verabſcheuet, weil der Beſitzer des Zehenden einen Antheil an der Verbeſſerung des Gutes hat. Uns dünkt aber, der Zehende habe für ſich, daß hingegen der Beſitzer des Zehende in den ſchlimmen Jahren mit leidet, da hingegen der Landbau bey den Landtaxen und Grundzinſen, auch zur Zeit des Mißwachſes, eben die Auflage erfordert; und die Abnahme eines Zehntentheils verhindert doch die Verbeſſerung eines Gutes nicht ſo ſehr, wenn man es aufs doppelte bringen kann.

In Helvetien sind die Zehendländer die reichsten, und diejenigen wo der Ackerbau die meiste neue Vollkommenheiten hat; und hingegen sind die Gegenden, wo man Grundzinse bezahlt, die ärmsten. Den Pfarrern will Herr V. lieber ein Stück Land für seinen Zehenden abtreten. Wir, wo wir wohnen, sehen hingegen nicht gerne, wenn die längst festgesetzten Einkünfte einer Pfarrey allzusehr in Ländereyen bestehen, und Herr V. sollte sich erinnern, was er von der Schädlichkeit kurzer Pachten eben gesagt hat. Eine solche kurze Pacht wäre der Besitz der Pfarrgüter in den Händen eines Pfarrers. (1775. S. 1028.)

XVII. Eine reiche und zur See handelnde Nation, hat zu den Manufakturen grosse Vortheile; eben die grossen Tagelöhne, die Hume als den Verfall der engl. Handlung ansiehet, verschaffen ihr fremde Hände. Sie ersetzt aber dieselben mit wohlfeilen rohen Materien, durch die Nähe der einander in die Hände arbeitenden Künste; mit der Menge der verkauften Waaren; mit den wohlfeilen Zinsen, mit den besten Werkzeugen und Handgriffen. Keine europäische Nation kann gegen die englische harte Waare den Preiß halten; und die englischen Wollenzeuge gehen heutiges Tages mitten durch Frankreich in die entferntesten Länder des festen Landes, und durch die neue Handlung der Engländer dringen ihre Waaren durch den Indus bis in die Länder der Patanen und Angwanen. Englands Fabrikationen sind über-

haupt auch beſſer, als die Franzöſiſchen; und daß ſich der Engl. Handel noch vermehre, wird durch die Zollbücher und durch die Höhe aller Aktionen deutlich bewieſen. — — Eine groſſe Schiffarth vermindert einerſeits die Anzahl der Lebenden durch die Gefahren der See, und andrerſeits vermehrt ſie die Nahrung und die Ehe, und zieht nach England viele Fremde. (1768. S. 1290.)

V.

Ueber die Regierungsverfaſſung freyer Staaten.

I. Einen äuſſerſt unrichtigen Gedanken trägt Palliſot vor, wenn er ſagt: Die engliſche Staatsverfaſſung ſey ewigen Streitigkeiten unterworfen, denn der Friede finde ſich nur in den äuſſerſten Gränzen der Abhängigkeit und der Freyheit. War das demokratiſche Rom und Athen ohne Unruhe? War und iſt es das deſpotiſche Frankreich? Die Vollkommenheit einer Regierung beſtehet nicht in der unmöglichen Abwendung aller Zwietracht; ſie beſteht in der Laſtung des Staats durch genugſame Gegengewichte, ſo daß er ſich ſelbſt wieder hebe, wenn er auf eine Seite ſich zu ſehr geneigt. Die deſpotiſche Herrſchaft der Stuarten brachte den Umſturz dieſer Familie zuwege; das ariſtokratiſche lange Parlement wurde der Nation zum

Greuel; die militärische Obermacht der Armee brachte die ganze Nation wider sie auf, und der Anarchie müde, rief man die Monarchie zurück. Aber zu Rom, da das Volk kein genugsames Gleichgewichte gegen sich hatte, nahm seine Macht ungestört zu, bis es sich blindlings anwendete, einem gefährlichen Bürger die Mittel zur Einzelherrschaft in die Hände zu geben; und diese letztere hörte erst mit der Zerstörung des Staats auf. [1764. S. 566.]

II. Die Wahrnehmung des Hrn. von Mirabeau, daß eine Monarchie nach ihrer Abnahme sich wieder empor hebe, eine Republik aber niemals von ihrer Schwäche wieder zu sich selbst komme, ist ziemlich historisch. [1758. S. 1183.]

III. Wir glauben allerdings, es sey in einer Monarchie weit leichter, ein übel Herkommen zu verbessern als in einer Republik. Aber hingegen sinkt die Republik langsam in Verfall, da ein Commodus plötzlich alle die Tugenden eines bestgesinnten Antonius in wenig Jahren unnütz, und Rom zur Mördergrube macht. Wie schnell war auch nicht die Ausartung der französischen Regierung, nachdem Heinrich todt, und Sülly verdrungen war. [1770. S. 1301.]

IV. Herr Iselin in seinen vermischten Schriften thut einen Versuch, die drey Mächte bey einer Demokratie in ein Gleichgewicht zu bringen. Die erwählende Macht [und die oberste] besteht in allen Gliedern des Staats. Dieses dünkt uns nicht nur allzudemokratisch, sondern allein fähig, ein Land zu Grunde

zu richten. Der Pöbel, man ſieht es an Engelland, wählt nicht nach Idealtrieben, aus Verehrung der Tugend; er wählt nach ſeinem eigenen und höchſtverdorbenen Eigennutze, nach der demagogiſchen Freundlichkeit eines Kandidaten, und nach dem Maſſe des freygegebenen Weins. Zu Rom wurde die niedrigſte Klaſſe ausgeſchloſſen, und dieſes müſte auch in der Idealrepublik geſchehen, wiewohl ſolche Geſetze wie in Engelland, gar bald in Kraftloſigkeit verfallen. ꝛc. [1770. S. 1502.]

V. Dem Hrn. Rouſſeau entfährt ein vielleicht unrichtiger Gedanke. Nur die Demokratie ſagt er, verdoppelt die Beſchützer eines Staats, weil ſie ihren Muth verdoppelt. Wir kennen viele wirkliche Demokratien, und beneiden ihre Ruhe, ihre Glückſeligkeit und ſelbſt ihren Muth nicht. [1764. S. 774.]

VI. Die Staatsverfaſſungen ſind in Helvetien äuſſerſt verſchieden; theils höchſt demokratiſch, dann halb und endlich ganz ariſtokratiſch. Ob groſſe Staaten durch eine Republik beherrſcht werden können, wird durch Roms Beyſpiel widerlegt. Rom als eine Republik konnte nicht mehr die allzuweit ausgedehnten Provinzen verwalten; Man darf nur des Cicero Briefe leſen, wie elend die Regierung für die Unterthanen und für Rom ſelber war. [1776. S. 332.]

VII. Der Grundſatz des Rouſſeau, das Volk ſey der oberſte Herr, und alle Obrigkeiten (Gouvernement) nur eine Kommiſſion, die nach Gefallen widerrufen werden könne, ohne daß es ſelbſt in des Volks

Vermögen stehe, sich dieses Rechtes zu begeben, macht alle Regierungen unsicher und unkräftig. Es war also Pflicht der Regierung ein Buch zu verurtheilen, das alle Macht der Obrigkeit und alle Sicherheit aufhebt. — [1765. S. 695.]

VIII. Die heutigen Rousseauischen Grundsätze: alle Gesetze beschweren die natürliche Freyheit; macht viele Mißvergnügte. Diese Menschen werden nicht zufrieden seyn, bis sie frey werden, wie die Grönländer. Der grosse Grundsatz: das allgemeine Beste erfordere einen Theil der Freyheit eines jeden Bürgers; scheint den neuern Philosophen fremde zu werden. [1771. S. 806.]

IX. Eine Republik mag sich nur durch die Tugend erhalten. Eine Wahrheit die schon Montesquieu bewiesen hat. Und allerdings ist die Schonung in Republiken gegen seine Bürger, bey geringen Verbrechen und bey Amtsnachläßigkeiten, nicht wohl zu trennen. Um die Gleichheit der Stände, welche dem Geiste einer Republik so angemessen ist, zu erhalten; und die Schwierigkeiten die bey Belohnungen obwalten, zu überwinden; sollte jedes Glied der Regierung nur von einem allgemeinen innern Gefühle belebt seyn, eine Pflichten ohne Absicht auf Belohnung oder Strafe mit Eifer zu erfüllen, und mit Feuer dem Vaterlande zu dienen. Diese patriotische Tugend muß sich auf die Religion gründen. [1757. S. 215.]

X. Wir glauben, die Tugenden der Römer seyen Wirkungen ihrer Leidenschaften gewesen; aber wie

glücklich ist die Staatsverfassung, die eben diese Leidenschaften zum allgemeinen Besten zu leiten weiß. (1770. S 1301.)

VI.

Ueber Sprachen und Wissenschaften.

I. Die schönen Wissenschaften und die Künste haben sich immer schwesterlich verbunden; vor der Beredsamkeit waren die schönen Künste rauh und unbelebt; beyde haben sich in gleichem Grade gebildet, und geriethen gemeinschaftlich wieder in Verfall. Die Malerey nahm ihre starken lebhaften Bilder aus den Eindrücken, den die grossen Redner auf den Geist, und folglich auf die Gesichtszüge ihrer Zuhörer machten. Diese waren die Urkunden ihrer Leidenschaften. (1757. S. 236.)

II. Wie sehr sich das abendländische Europa gebessert habe, seit dem die Wissenschaften wieder erneuert worden, kann man am besten ermessen, wenn man die abscheulichen mittlern Zeiten mit den jetzigen vergleicht; nur daß der verbesserte Glauben, nicht vom Antheil beraubt werden muß, den er an der Verbesserung der Sitten, selbst in der Römischen Kirche, gehabt hat. Unstreitig sind auch durch die Wissenschaften die Fürsten, die Minister, die Richter, die Künstler, selbst

die Kriegsleute, in ihren Geschäften klüger und fähiger geworden. (1771. Zug. 99.)

III. Mit Recht haben Schriftsteller die chimärischen goldenen Zeiten des Augusts, des Leo X. und Louis XIV. angegriffen. Alle Wissenschaften steigen nach und nach in glücklichen und vorzüglich in freyen Staaten. Augusts gelehrte Helden, waren alle unter der Republik erzogen, und die Cäsaren konnten nicht mehr ihresgleichen aufweisen. Des Königs Louis XIV. größte Männer waren eben auch älter als seine Regierung, wie Corneille und Paskal ꝛc. ꝛc. (1765. S. 964.)

IV. Es ist offenbar ein Unglück, daß nicht alle Gelehrte, wenigstens über die gründlichen Wissenschaften, Lateinisch schreiben. Die Gewohnheit der heutigen Nationen, daß jede in ihrer eigenen Sprache schreiben will, wird zum unerträglichen Joche für die Gelehrten, die anstatt der einzigen lateinischen Sprache, jetzt sechs oder acht Sprachen verstehen müssen. Und ob wir heut zu Tage wohl nicht wie ein Cicero schreiben, so ist dennoch die lateinische Sprache unendlich schöner, reicher und wohlklingender, als alle heutigen Sprachen; und wo Kürze und Nachdruck seyn soll, wie auf den Münzen und Steinschriften, müssen auch die Franzosen, die beständige Ausfälle gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache thun — auf sie zurückkommen. (1778. Zug. 566.)

V. Eine Vollkommenheit wollten wir gerne bey unsern praktischen Schriftstellern sehen, daß die Schreib-

art reiner, und nicht mit so leicht entbehrenden fremden Wörtern durchspickt wäre. Es ist an dem, man siehet auf die Sache und nicht auf die Wörter. Aber die grössten Gelehrten in andern Ländern, haben den Ruhm ihrer gemachten Erfahrungen, durch eine angenehme und leichte Schreibart zu erhöhen, sich glücklich bemühet. Unsere in ähnlichen Arbeiten noch nicht genug bereicherte Sprache, würde unter der Feder eines geschickten Mannes immer gelenker werden, und den Verfasser mit einem noch grössern Beyfalle belohnen, als die blosse nackende oder in vielfärbige Lappen gekleidete Wahrheit zu thun vermag. (1747. S. 636.)

VI. Die englische Sprache ist reich, und allen Gegenständen gewachsen; nur hat man ihre Regeln nicht genug bestimmt, und aus Gefälligkeit gegen den Reim viele Wörter verstümmelt, das höchst nöthige e verdrungen, und die ohnehin häufigen Mitlauter noch auf einander gestopft. Johnson hat schon viel zur Verbesserung gethan, und könnte man den noch übrigen Fehlern helfen, so würde diese Sprache in Ansehung der guten in derselben vorhandenen Bücher, und der ausgebreiteten englischen Handlung, sich eben so leicht allgemein machen lassen, als die viel ärmere und unkräftigere französische, und selbst als die beyden klassischen Sprachen. (1757. S. 235.)

VII. Freylich ist den Franzosen unmöglich die poetische Beschreibungen aus andern Sprachen in die ihrige überzutragen, weil diese Sprache eine Menge von Bildern verwirft, die aus dem gemeinen Leben,

den Künsten, dem Ackerbau, und selbst aus der Anatomie hergenommen sind. Hierdurch werden ihre Uebersetzungen gemeiniglich kürzer als die Urkunden, sie verlieren aber einen guten Theil des Mahlerischen, das die Urkunde oft so lebhaft macht. (1761. S. 104.)

VIII. Ist die Ordnung der Französischen Sprache so vollkommen, als ihre Lobredner behaupten? Ist es in der Natur die Vereinigung zu spalten, ne und pas von einander zu entfernen? Und die Energie! Man vergleiche die besten französischen Gedichte gegen die neuern Deutschen Lyrischen, wie wässerich und schwach sind jene. Auch ist die Anmerkung unrichtig, daß eine jede Sprache in Europa um so viel sanfter werde, je näher das Land dem Mittage ist; der Spanier j oder x ist für die Franzosen nicht sanft, und die Rußische Sprache sanfter, als die südlichere Polnische. (1778. Zug. S. 618.)

IX. Herr Thomas handelt in einer Rede vom Einflusse, den die Gelehrten auf die Regierung haben können. Sie bereiten mühsam die Materialien der Geschichte, der Gesetzgebung, der Kammersachen; und der Staatsmann findet bey ihnen dasjenige vorbereitet dessen Ausarbeitung im Lärm der Geschäfte ihm unmöglich gewesen wäre. Wir wollten beyfügen: daß die Gelehrten zur Tugend der Nationen am meisten beytragen, indem sie leuchtende Beyspiele angenehm vorstellen, und die Tugend rühmlich machen, so wie in der wirklichen Welt die Macht sich die allgemeine Ehrerbietung zuziehet. Die nachdenkenden Gelehrten,

lehren ein ganzes Volk dencken, und sich nur durch die Ueberzeugung leiten zu lassen. (1767. S. 1224.)

X. Es ist nicht wohl möglich, in einem Lande, wo man eine einzige Sprache lernt, ein historisches oder dahin einschlagendes Werk nur in einer mäßigen Vollkommenheit zu schreiben; und der Abbe Lambert gibt einen neuen Beweis, wie weniges Recht die Franzosen haben, andere Völker als Schmierer und unverständige Sammler zu verachten. (1751.)

XI. Ohne die Kritik wird keine Nation jemals das Uebergewicht in Werken des Witzes erhalten. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die wenige Aufnahme der Dichtkunst in den hundert nach Opitzen verflossenen Jahren, den Mangel der wahren Kritik zur vornehmsten Ursache habe. Auch gute Köpfe, wie Lohenstein und Hofmannswaldau, liessen sich durch die Geduld der Leser verleiten, bald hart und schwülstig und zur Unzeit gelehrt und metaphorisch, und bald wieder unkeusch und matt zu seyn. — — (1777. S. 326.)

XII. Oft fällt es den Franzosen ein, ihrer Nation die Verbesserung des Geschmaks unter den Deutschen, zu zuschreiben. Aber die poetische Mahlerey, die die Ausländer selbst als einen Vorzug der Deutschen erkennen, konnte man gewiß den Franzosen nicht absehen. Wir wissen hingegen, wie grossen Antheil die englischen Urbilder an dem verbesserten Geschmacke der ersten deutschen Dichtern gehabt habe, die es gewagt, sich

vom Pfade der Geyphius und Weiſen zu entfernen. (1779. S. 1278.)

XIII. Wir haben ohne Nationalſtolz, der eigentlich an uns ungegründet wäre, mehrere Bardenlieder mit den franzöſiſchen Lyriſchen verglichen, und mit Vergnügen uns überzeugt, daß die deutſchen Gedichte an Lebhaftigkeit der Farben, am Neuen und Erhabenen, die hochgerühmten Franzoſen überhaupt übertreffen; da ihre Oden bey aller Sprachrichtigkeit, allemal zu ſehr im Allgemeinen (Generali) und deswegen kalt bleiben. Und gerne überſehen wir, was uns ſonſt weniger an unſern Deutſchen gefällt, einige Enjambements, oder auch einige Verſe, die wir nicht zu ſkandiren wiſſen. (1776. S. 300. Zug.)

XIV. Die ganze Klaſſe der reizenden Schriftſteller, die die Seele erweichen, und die ohnedem heftig reizenden Triebe noch verführeriſcher abmahlen, ſcheinen in der That nicht zur nützlichen zu gehören. Die Beſtimmung des Menſchen iſt doch wohl nicht für ſich, und für den Augenblick zu ſorgen, daß er in Wolluſt hinflieſſe. Er hat Verhältniſſe gegen die Zukunft und gegen die Geſellſchaft, die das angenehme Leben des Phanias nicht erfüllt. (1770. S. 231.)

XV. Wir haben uns müſſen Schuld geben laſſen, ein Reſponſum über witzige, aber in das ſchlüpfrige fallende Schriften gegeben zu haben, der Beynamen nicht zu gedenken, die man dieſem Reſponſo zugelegt hat. Aber wir ſind der unveränderten Meynung,

ein Dichter könne naif, witzig und allerliebſt ſchreiben, und dabey um deſto ſchädlicher ſeyn, je mehrere Gaben er hat, ſeine gefährlichen Bilder einnehmend zu machen. So denken wir von dem unnachahmlichen la Fontaine. Die Triebe der Natur ſind ſo ſtark, daß man wider die erſten Grundſätze der Sittenlehre handelt, wenn man dieſelbe durch reizende Gemälde noch mehr aufweckt; und der Nachahmung würdig das Leben vorzuſtellen, das man in dem Schoße einer öffentlichen Beyſchläferinn zubringt, iſt ein Rath, von dem wir wünſchen, daß er weder unſern Kindern, noch unſern Freunden, noch dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gegeben werde. (1770. S. 1329.)

XVI. Bey Beurtheilung eines Dichters ſollte man nicht ſo vielen Werth auf die poetiſche Schildereyen ſinnlicher Dinge ſetzen; die ein Mahler auch in ſeiner Gewalt hat; man ſollte mehr die moraliſche Schildereyen betrachten, wodurch ſich der Dichter weit über den Mahler erhebt. (1771. S. 307.)

XVII. Wenn der Lobredner in ſeinem Styl die Blumen gar zu reichlich verſchwendet, und eine ſo deutliche Geſinnung äuſſert, ſeinen Mann in allem und auf das gefliſſenſte zu loben, ſo ſcheint dies uns das Mittel, den Leſer vielmehr wider den Redner und Held einzunehmen, und ihm alles verdächtig zu machen, was mit ſo mühſamer Begierde zu rühmen vorgetragen wird. Simplex munditiis! iſt bey der Schönheit, der Wohlredenheit und Dichtkunſt was am meiſten gefällt. (1749. S. 144.)

XVIII. Wir glauben angemerkt zu haben, daß keine Anstrengung der Kräfte zu den Studien schadet, wenn sie mit Vergnügen begleitet ist; wohl aber, wenn sie mit Widerwillen, mit Sorgen oder einer verdrießlichen Ueberhäufung erduldet wird. Das Einsame, und oft alles Vergnügens beraubte Leben, macht die Arbeitsamkeit der Deutschen so oft tödlich.

XIX. Wir erfahren täglich, daß Leute gegen sonst allgemein angenommene wissenschaftliche Sätze, äusserst ungläubig sind, und die dagegen dennoch eine unsägliche Leichtgläubigkeit gegen die ihrer Sekte nöthigen Hypotheſen bezeugen. Eben so die Freygeister in der Religion! (1747. S. 885.)

XX. Der Alchymist Jugel, hat es mit allen andern Fanaticis gemein, daß er die wahre Wissenschaft verachtet, und sich dadurch selbst den Weg zur Aufklärung seines Verstandes versperret. (1745. S. 22.)

XXI. Es ist bekannt, daß bey der Abnahme des blühenden Zustandes der Wissenschaften, die Alchemie mehr und mehr empor gekommen, und um desto stärker getrieben worden, je elender die Umstände des griechischen Reichs gewesen. (1745. S. 251.)

XXII. Unbequem ist es, Bemerkungen aus Büchern hintereinander aufzuschreiben. Durch diese Weise sammelt man ein Meer, worinn man sein Eigenthum nicht mehr finden kann. Viel bequemer sind einzelne Papiere, die man in Fächern, unter ihren Titeln in Schränken aufbehält. (1764. S. 255.)

XXIII.

XXIII. Der heutige Zustand der Wissenschaften scheint es zu erfordern, daß entweder die Wahrheiten rein vorgetragen, oder das Untermengte blos Wahrscheinliche, auch für blos wahrscheinlich ausgegeben werde. (1749. S. 141.)

XXIV. Wir glauben, es geschehe endlich ohne Schaden der Wissenschaften, wenn in der Republik der Gelehrten Freygeister entstehen, die alles in Zweifel ziehen, was man sonst überall für gegründet angesehen hat. Es entstehet dadurch eine unpartheyische Art zu denken; der Arzt z. B. macht erfahrungsmässige Untersuchungen in die Gründe seines medizinischen Glaubens; das Falsche wird, wie ein sonst ungerügter Missethäter zur Verantwortung gezogen; und das Wahre behält doch seine ewigen Rechte in den Urtheilen der Kundigen. (1756. S. 690.)

XXV. In fast allen metaphysischen Büchern sind die Verfasser nur mit Widerlegungen beschäftiget, als wenn Streiten von dieser Wissenschaft unzertrennlich wäre. (1768. S. 815.)

XXVI. Locke hat mit Unrecht das Nachdenken (Reflexion) von den Sinnen, als einer Quelle der Begriffe, getrennt; das Nachdenken ist selbst in seinen Anfängen nichts als Empfindung; und dieser anscheinend kleine Fehler hat den Locke in der Folge weit geführt. (1756. S. 1317.)

VII.

Ueber die Schaubühne.

1. Es ist möglich daß die Schaubühne nützlich und eine Sittenschule werden könnte. Wer eine Athalia ohne Liebe hat schreiben können, hätte eben auch andre Schauspiele ohne diesen allzuoft besungenen Trieb erfinden können. Aber so wie die Schauspiele jetzt beschaffen sind; so wie sie wirklich vorgestellt werden, so sind erstlich die Lustspiele, und zumal das Lustspiel in dem Geiste eines Moliere, durch und durch mit Stellen angefüllt, die die Tugend und die Wahrheit von der Bühne verscheuchen. Man vertilgt die edlen Eindrücke des Trauerspiels, durch das gleich darauf aufgeführte Possenspiel. — Man hat schon gewünscht, daß man einen grossen Theil der Schauspiele ganz verbieten, und aus andern das Schädliche wegstreichen möchte. — Die Bühne würde sodann eine unschuldige Belustigung seyn. — In dem Trauerspiele, wie es jetzt ist, ist die angenommene Sittenlehre übertrieben; die unnöthige Verachtung des Todes und die Aufopferung aller andern Triebe gegen die einzige Liebe, führt zu keinen guten Lebensregeln, und die Begebenheiten und Grundtriebe die sie entspringen lassen, gehören in eine romanische von der unsern ganz verschiedene Welt. (1774. S. 351. 3.)

D'Alembert sagt die französische Tragödie sollte mehr Thätigkeit und minder Worte haben. Aber wir glauben sie sollte vorzüglich die theatralische Sittenlehre verlassen, die auf die ritterlichen Romane gegründet, und nicht die Sittenlehre der Menschen ist. (Zug. 1774. S. 102.)

II. Die Franzosen vertragen nicht leicht ein Schauspiel in ungebundener Rede; selbst der Geizige fiel, weil er nicht in Reimen war; und doch ist der Reim für das Lustspiel, das Gemälde der gemeinen Natur, fast zu künstlich, und er zieht sehr viele Schwachheiten nach sich, davon auch Moliere wimmelt, und die von der ungebundenen Rede wegbleiben würden. — — Die geschwinden Antworten, die in Engelland sehr gemein sind, dünken uns gezwungen, und verrathen die Kunst allzusehr. In der Schreibart ist der Deutsche mehrentheils so schwülstig als der Britte. „Eh noch der junge Tag auf Hermons Höhen glänzt." ꝛc.*) (1772. S. 1247.)

III. Wir finden die Komödie in Frankreich, vorzüglich auch beym Moliere, so lasterhaft, daß wir den Widerwillen der Geistlichkeit nicht tadeln können. Der Betrug wird fast in allen Stücken gerühmt, und die Einfalt derjenigen lächerlich gemacht, die ihm nicht widerstehen können. Des Jourdains Freund dünkt uns zehnmal unwürdiger, als der elende Jourdain, der sich auf die unwahrscheinlichste Weise zum

*) Cronek.

Mamamouchi machen läßt, und ein guter Türke zu seyn verspricht. — Moliere ist grossentheils ein Possenreisser; in der wahren Kenntniß, vorzüglich der tugendhaften Menschen, ist er fremde, und keines seiner Spiele kann mit den Conscious lovers, ja nicht einmal mit der hecyra hierinn verglichen werden. Er kannte und mahlte eine lasterhafte Welt. (1764. 827.)

IV. Wenn etwas Nützliches auf der Schaubühne ist, so könnte es das Comique larmoyant seyn, wo Leute, wie wir; uns grosse und rührende Beyspiele der Tugend geben. Denn die tragische Tugend ist mehrentheils für die meisten Menschen zu hoch, zu selten, und in den meisten Trauerspieldichtern falsch und romantisch. Die Natur hat unserm Geschmacke nach, sich so wenig beym Moliere erschöpft, daß er mehrentheils nur für den Pöbel und sehr selten für den Kenner geschrieben hat; und sein verdorbenes Herz strafte die Einfalt, dabey er des Lasters schonte. Man will zwar, sein Misantrop und Tartüffe seyen doch voll von einer guten Sittenlehre. Sie mögen es seyn; aber doch überhaupt hat Moliere den schlauen Betrug begünstiget, und die Einfalt lächerlich gemacht, die das mindere Laster (nur Schwachheit) ist. (1768. S. 752.)

Wie gemein sind auf unsern Bühnen, die unaufhörlichen Anspielungen von Kammermädchen und Dienern auf Begriffe, die ohne das die Sinne mächtig genug reizen? Wie gemein ist die falsche Sittenlehre,

die das Glück im Beſitz des Reichthums und der Schönheit ſetzt, und damit die Tugend zu belohnen. (1764. S. 990.)

VIII.

Ueber Schriftſteller.

Pope in ſeinem Verſuche über den Menſchen, verdeckt unter angenehmen Blumen ein gefährliches Gift. Seine Abſicht gehet dahin, dem natürlichen Triebe oder Inſtinkte das Wort zu reden. Und der allgemeine Satz: Daß alles was iſt, gut ſey, ſtreitet ſowohl mit der Vernunft als mit der Offenbarung. Sollte der ſatyriſche Pope kein moraliſches Uebel kennen? und iſt denn das moraliſche Uebel etwas wünſchenswürdiges und gutes? [1746. S. 551.]

II. In dem Leben des Milton bemerkt man einen freyen, und aller Verſtellung und Knechtſchaft entgegen ſtrebenden Geiſt, mit etwas Unruhe und einiger Eckelheit im Umgange. Ein Quacker gab ihm Anlaß das Paradieſe Regaind zu ſchreiben, und dieſes Werk war ſein Liebling. [1750. 572.]

III. Es iſt für Deutſchland ein Vorwurf, daß die Schweizer zuerſt es waren, die in Klopſtock den groſſen Geiſt geprieſen, und Dännemark ihn belohnt hat, da er mitten in dem aufgeklärteſten Theile Germaniens verborgen lebte. [1751. 580.]

IV. Ich will die Jahre, (ſagt der Herr v. Haller in der Vorrede zu ſeinen Opp. min.) die mir in meinem Alter noch übrig bleiben, auch dahin anwenden, daß ich meine Werke von den Fehlern und Mängeln ſo viel reinige, als mir möglich ſeyn wird. Er entſchuldigt dieſe Fehler durch die ungewiſſe Lebensart, die er habe führen müſſen, indem er nie bey einer Wiſſenſchaft habe bleiben können, und auch jetzt ſeitdem er Göttingen verlaſſen, in allgemeinen und beſondern Geſchäften ſeines Vaterlandes arbeite, die mit der Medizin in keiner Verbindung ſtehen. Er beſcheidet ſich auch, daß ſeit dem ſeine Schriften erſchienen, die nemlichen Gegenſtände von andern beſſer behandelt worden, und ſiehet endlich die Streitigkeiten als einen Fehler an, den er, ſo viel an ihm iſt, zu verbeſſern trachten werde: wie man denn von den Streitigkeiten mit Senak, Zambergern, Gunzen, Hubern, keine Spur hier antrift. „ [1763. S. 153.]

V. Man wirft d'Alembert vor, daß er ſeit 1758. und ſeit dem Urtheile des Parlements wider die Encyclopedie, ſich wieder als einen Katholiken, ja ſogar als einen Kontroverſiſten anſtelle. Ueberhaupt beſchuldiget man die neuern franzöſiſchen Weltweiſen (in England würde man ſie Freygeiſter nennen) einer verächtlichen Heucheley, indem ſie bald die Duldung der Proteſtanten rühmen, und bald wider ſie das Wort nehmen; bald den Aberglauben verwerfen, und bald ſelber wieder einführen wollen. Starb doch Mau-

pertuis zwischen geweyheten Kerzen, und blieb doch ein Philosoph. [1763. S. 176.]

VI. Gottsched mag zwar als ein grammatischer und prosaischer Schriftsteller sein Lob verdienen; aber der Geschmack des Lobredners des Hermanns und Verächter des Miltons kann auf keinen Ruhm Anspruch machen. Die Kleidung des Schönen mochte er allenfalls beurtheilen, für das Schöne selbst aber hatte er in der That kein Gefühl. [1769. S. 1062.]

VII. Wir haben kürzlich eine scharfe Beurtheilung der Schauspiele des unerschöpflichen Goldoni gelesen. Aber den Ruhm muß man doch dem Manne lassen, daß er eine unzählbare Menge neuer fabelhafter Gemüthsarten geschildert hat, die auf dem Theater neu waren, und grösstentheils feiner und minder Karrikatur sind als die Molierischen Geizigen, oder bürgerlichen Junker, wobey die Unwahrscheinlichkeit oft aufs höchste getrieben wird. — — [1769. S. 1292.]

VIII. Büffons schriftstellerischer Karakter hat das Rednerische, das ohne Beweis angenommene, das Zweydeutige, zum Unterscheidungszeichen. [1756. S. 1315.]

IX. Die Fabeln der Minnesinger aus dem 13ten Jahrhundert, beweisen eine schlaue Einfalt der damaligen Zeiten. Der Grund des Verstandes, ist, wie bey allen Nationen und Zeiten gut; die Einkleidung aber, und die indessen veraltete Sprache giebt der Ausmahlung einen gewissen Schimmel, der uns so we-

nig unangenehm vorkömmt, als der so hoch geschätzte grüne Rost der römischen Münzen. — — Es kann den Liebhabern der deutschen Sprache nicht anders als angenehm seyn, die kleine Abweichung der Wörter näher kennen zu lernen, die sie in fünfhundert Jahren erlitten hat, und manches ursprünglich deutsche Wort, und manche kräftige Wendung kann sich hier mit einem Geburtsbrief als ächtes deutsch rechtfertigen. ꝛc. [1757. S. 359.]

X. Wir finden im Pope einen grossen Vorzug an Stärke über den Boileau. Des leztern Satyren über den Menschen haften am äussern, und an einigen, theils einzelnen Nationen zur Schuld liegenden Mißbräuchen, theils unschuldigen Feyerlichkeiten. Pope geht auf die innern Triebfedern des Menschen. In den scherzhaften Heldengedichten, sagt Boileau in schönen Versen mehrentheils gemeine Dinge. Pope hat ganz neue Erdichtungen und neue Schwünge. Sein L'Ombrespiel ist unnachahmlich schön und witzig u. s. w. [1763. S. 63.]

XI. Herr von Linné klagt immer seine Tadler an. Aber hat er nicht zu der mindern Achtung seiner Verdienste dadurch Anlaß gegeben, daß er in der Botanik alle Benennungen fremder Verfasser, eine sehr kleine Anzahl ausgenommen, auslöscht; auch wo sie offenbar besser sind? Hat er nicht die Entdekungen derjenigen, die nicht alle seine Regeln annehmen wollen, unterdrückt? ihre neu gefundenen Pflan-

gen vorbey gegangen, und ihre Verbesserungen unangezeigt gelassen? Hat er nicht von verschiedenen Gelehrten, zumal auch in Wissenschaften wo er fremd ist, sehr hart geurtheilt? Hat er nicht, so lang es ihm immer möglich gewesen, die von ihm für Varietäten gehaltenen, und wahrhaftig doch verschiedenen Gattungen anzunehmen sich geweigert? wiewohl er später verschiedene endlich angenommen hat. — — Wir wünschten, daß bey der Arbeitsamkeit des Hrn. von Linné, bey seinem lebhaften Genie, und der vortreflichen Gelegenheit die Wissenschaften aufzuklären, er sich überwinden könnte, andern gleichfalls mit Augen begabten und weiter nach Süden lebenden vieles also frisch vor sich habenden Männern, etwas mehr zutrauen und überhaupt sich erinnern möchte: daß wie alle Wissenschaften, also auch die Kräuterkenntniß eine Republik sey. [1764. S. 687]

XII. Es muß allerdings vielen die unumschränte Herrschaft zuwider seyn, die sich Herr Linné über die Thiere angemasset hat. Er hat sich selbst als einen zweyten Adam angesehen, und alle Thiere nach ihren Kennzeichen benennet, ohne sich um seine Vorgänger zu bekümmern. Kaum kann er sich enthalten den Menschen zum Affen, oder den Affen zum Menschen zu machen. [1746. S. 670.]

XIII. In dem brittischen Plutarch wird von Shakespear viel zu viel gesagt. Ein grosser Theil seiner Schauspiele sind voll concetti und unnatürlicher Aus-

drücke, zwiſchen welchen allerdings zuweilen etwas unverbeſſerlich ſchönes hervorſchimmert; und es iſt eine Anmerkung zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, daß zur nemlichen Zeit die Italiäner ihre beſten Schauſpieler und Dichter, die Engelländer die helle Morgenröthe des Shakespears, und Frankreich die elendeſten Dichter beſeſſen hat. 1765. S. 1146.]

XIV. Man findet genug Spuren, wie wenig Montesquieu mit ſeinem Vaterlande zufrieden ſeyn konnte. Man zwang ihn einen Abſchnitt ſeines Eſprit de Loix zu unterdrücken, worinn er zeigte, die Würde eines Statthalters ſey für die vereinigten Niederlande nöthig. [1767. S. 999.]

XV. Cäſar Borgia das Ungeheuer, übertraf an Grauſamkeit, an Frechheit ſeiner Lüſte und an Treuloſigkeit den Nero ſehr weit; und es iſt ein unwiderlegbarer Beweis des böſen Herzens des Machiavels, daß er dieſes Scheuſal zum Muſter eines guten Fürſten wählte. [1768. S. 388.]

XVI. Des Petrarca ein und zwanzig jährige Liebe für die ſchöne Laura, war vermuthlich nur auf ihrer Seite Platoniſch. Der Dichter rühmt ihre unverletzte Keuſchheit, die er mehrmals angefochten zu haben geſtehet, und ſeine zweyte Liebe für eine Fräulein Beccari endigte die Geburt einer Tochter, die des Dichters Erbin wurde. — — [1768. S. 388.]

XVII. An Voltaire fühlt man doch immer den Vorzug unſrer Zeiten über die unwiſſenden, unphiloſophiſchen Zeiten des Corneille. Die mehrere Kenntniß

der Sittenlehre und der Philosophie, und das Lesen englischer Schriftsteller, hat den Gedichten des Herrn v. Voltaire einen Nachdruck gegeben, den Corneille nicht haben konnte. Unstreitig hat Voltaire überhaupt das schönste Kolorit, das die französische Scene kennt. Zärtlich und ausgemahlt wie Racine, erhaben wie Corneille an seinen guten Stellen, und philosophischer als beyde. [Bey Gelegenheit einer Anzeige der theatral. Arbeiten dieses Dichters.] [1768. S. 424.]

XVIII. Der Artikel: Luther, in dem Dict. des portraits histor. anecd. des hommes illustr. ist unerträglich, und kein Jesuite würde ihn partheyischer geschrieben haben. Können denn die heutigen Katholiken nicht einsehen, was für Dank die Welt unsern Glaubensverbesserern schuldig ist, und wie sie auch ihnen die Fesseln des römischen Stuhls leichter gemacht haben. [1768. S. 1215.]

XIX. Rabelais wird oft dem Swift vorgezogen. Der Unterschied ist unendlich. Swift hat einen Plan, eine Absicht, seine Einbildung ist reich und der Natur ähnlich. Rabelais Räthsel gleichen oft den Einfällen eines Verrückten. [1771. S. 1044.]

XX. Man sagt in Frankreich Haller habe sich nach dem Boileau gebildet. — Keine Dichter können sich unähnlicher seyn. Des Boileau Vorzüge waren in der Mechanik des ausgefeilten Verses, und in der schlauen Bosheit; sein Geschmack schränkte sich auf die Dichtkunst ein, aber sein Herz fühlte nichts, und man wird kein Zeichen einer Rührung bey ihm finden. [1771. 1045.]

XXI. Shakespear hat überhaupt unnachahmlich schöne Stellen, aber aus Mangel an Geschmack sinkt er in die niedrigsten. Es ist freylich wahr, der Geschmack seiner Zeit hieng am Hanswurstischen. Dies mag eine Entschuldigung für Shakespear seyn, nicht aber für die Schauspiele, deren Ziel die Vollkommenheit seyn soll. Gelehrt war Shakespear nicht. Sein Theseus spricht vom Aristoteles. Wir können auch sein Lob nicht zugeben, daß er die Leidenschaften so vortreflich geschildert hätte, wenigstens nicht die Liebe. [1771. S. 1175.]

XXII. An Fenelon rühmt sein Biographe vornämlich die Sanftmuth. Fenelon hat rund abgeschlagen mit Dragonern die Protestanten zu bekehren, und er hat zwey Provinzen von der Verfolgung befreyet; — Er allein in ganz Frankreich habe sich der Gewaltthätigkeit widersetzt. — Sein Telemach wird freylich gerühmt; wir würden die allzuhäufige heidnische Mythologie, die unanständige Geschäfte der Götter, die unmöglichen Vorschläge, wie die Eintheilung der Bürger in Klassen, und die allzuumständlichen Zweykämpfe, etwas gemildert wünschen. — Er hatte Streitigkeiten mit Bossuet, aber Bossuet war ein stolzer Sophist. [1772. S. 279.]

XXIII. Bacon ist mit dem Galiläi verglichen worden. Der letztere war freylich ein besserer Mathematiker und Sternkenner, aber er war auf wenige Wissenschaften eingeschränkt; Bacon übersah sie alle, und die Mittel sie zu verbessern, wie ein Wesen

von einem höhern Orden, und wie noch niemand sie angesehen hatte. (1732. S. 325.)

XXIV. Herr v. Haller gedenkt mit einigem Verdrusse der Nachrede, die er nach fast vierzigjähriger Arbeit, unzählbaren beschwerlichen Reisen, und beträchtlich aufgewandten Geldern, (wegen seiner botanischen Werke) hat ausstehen müssen. Es ist abgeschrieben, sagte man, weil der Herr v. Haller genau die Schriftsteller anführt, die vor oder nach ihm, aber wie er, über den Bau der Blumen denken. Dennoch sind in der hist. stirp. Helv. einige hundert neue, und noch mehrere vorher fast unbekannte und daselbst zuerst bestimmte Gewächse; und dieses ist, sagt er, der Lohn, den man für seine Bestrebungen genießt, nützliche Wissenschaften zu erweitern! (S. Scheuchzers Agrostographie. N. Ausgabe.) (1775. S. 3.)

XXV. Wir finden nöthig, den wahren Zweck anzuzeigen, den v. Haller bey so vielen Citationen mochte gehabt haben. Es ist die dankbare Hochachtung, die er gegen jene Männer trägt, durch deren Werke er selbst seine Wissenschaften erweitert hat. Hatte er z. B. in dem menschlichen Körper etwas besonders bemerkt, so glaubte er sich nicht gleich berechtiget, dieses unbekannte Land in Besitz zu nehmen, bis er sich überzeugt halten konnte, daß kein anderer es vor ihm schon entdecket. Hat er aber die Spuren andrer Männer gefunden, die vor ihm eben diese Bemerkungen gemacht, so hat er sich verbunden geglaubt,

ihre Namen anzuzeigen, um die gröſſern oder kleinern Verdienſte eines jeden Mannes, aufs ſorgfältigſte der Nachwelt zur Verehrung aufzubehalten. (1745. S. 120.)

XXVI. Des Jeſuiten Peter Daniel Huets Buch von der Schwäche des menſchlichen Verſtandes, ſollte unter der Vernichtung der gewiſſen Erkenntniß des Menſchen, das Anſehen des römiſchen Stuhls erhöhen, zu dem man, als zu dem Statthalter des Allerhöchſten fliehen, und die Gewißheit ſuchen müßte, weil ſelbige auſſer der Kirche nicht könnte gefunden werden; und wenn die Vernunft der Ketzer, wie bey der Verwandlung im H. Abendmale ſo viele Zweifel hervorbrächte; ſo konnte man ſie dadurch binden, daß man ihnen zeigte: alles iſt voller Zweifel und Ungewißheit. Und dieſe Lehre iſt auch ſonſt der Sittenlehre und den übrigen Lehren des Jeſuiterordens gemäs. (1745. S. 739.)

XXVII. Corneille hatte ſchon im Jahr 1625. Schauſpiele herausgegeben, und hörte 1672. auf, da noch die franzöſiſche Sprache ihre Reinigkeit nicht empfangen hatte. Er opferte dem erſten Reime gar zu gerne den zweyten auf, er ſchrieb auch zu geſchwind, und beſſerte zwar zuweilen in den nachfolgenden Auflagen etwas, aber nicht oft genug. Voltair's Kommentar über den Corneille iſt wichtig. Voltaire als ein alter erfahrner Meiſter in der Schaubühne, beſitzt die Geſetze des Wohlſtandes ſehr wohl, die Corneille oft vernachläßiget hat, ob er gleich der erſte

war, der sie auf die Bühne brachte. Voltaire fühlt also sehr genau die Fehler wider die Einheit des Schauspiels, wider die richtige Folge der Auftritte, wider die Beybehaltung der Theilnehmung an einer Person, ohne die kein Schauspiel gefallen kann. Doch treibt Voltaire seine Skrupel gegen Corneille ein wenig zu weit, und er hat dadurch die Nation ziemlich aufgebracht. (1764. S. 1068.)

XXVIII. Wir finden Voltair's Urtheil über den Shakespear völlig unbillig. Der Mann schrieb unter der Königinn Elisabeth. Was hatten damals die Franzosen für Schauspiele? Er starb jung, und war von gemeinen Leuten entsprungen. Es ist fast ein Wunder, daß er dennoch die römische Geschichte so wohl besaß, und die vornehmsten Personen nach ihrem Karakter, selbst nach Voltairens Geständniß, reden lies (1764. S. 1070.) Freylich ist Shakespear ein Gemische von Gold und Koth, aber das Gold bleibt eben so rein, wenn es schon nicht allein in seinen Gedichten herrscht. Man muß gestehen, daß die mechanische Folge der Scenen allzusehr auseinander hängt; aber die einzelnen Scenen, und manchmal fast ganze Stücke sind unverbesserlich, wie Measure for measure, etwas ganz Weniges ausgenommen. (1764. S. 92.)

XXIX. Klopstock hat in soweit die Morgenländer nachgeahmt, daß er aus der heil. Schrift viele Bilder und Ausdrücke nachgebildet hat. Die Kritik

die ein andrer über diesen Dichter gefället hat, ist zum Theil allemal die unsrige gewesen. Herr Klopstock läßt seine Personen zuviel reden, und zu wenig thun. Freylich kann man antworten, Jesus habe in der von K. besungenen Zeit mehrentheils durch innere grosse unerträgliche Empfindungen gelitten, die sich durch keine Handlungen ausdrücken lassen. Aber dennoch sind der Reden zu viel, und die meisten zu lang. Hingegen finden wir seine Abbildung der bösen Geister nicht tadelhaft, sie ist völlig im Kostüme, sie wird auch durch viele Stellen in der heil. Schrift unterstützt. (1767. S. 303.)

XXX. Homer soll alles zur Sittlichkeit zurückgebracht haben: er, der wie der Verfasser des Reinike Vosses alle Erhabenheit dahin setzte, glücklich zu seyn, und seinen Zweck entweder durch Muth oder auch durch List zu erreichen. — Die Schlachten Homers waren vermuthlich nach dem Kostüme geschildert, aber für die Nachwelt unstreitig mit zu vielen Zweykämpfen und mit den Niederlagen unbekannter Krieger verwirrt, an deren Schicksal man keinen Antheil nimmt. — Aber Homer schwächte niemals das Erhabene durch Witz, wie sein französischer Uebersetzer (M. de Rochefort) häufig that. (1772. S. 483.)

XXXI. Raynals philosophische Geschichte des Handels, ist mit vieler Freymüthigkeit geschrieben; sein Styl ist witzig, oft epigrammatisch, und hat wie alle seine Arbeiten, viele Antithesen. — Er geht

oft

oft zu sehr dem allgemeinen Geschwätze nach, wie er über Länder urtheilt. Er ist ein Enthusiast für alle Arten von Freyheit, das man in einem despotischen Lande leicht werden kann. (1774. Zug. 233.)

Raynal behauptet die Franzosen haben bey ihrem heitern Himmel grosse Vorzüge in den Künsten; ihre Sprache herrsche in der Prosa; sie sey die Sprache der Vernunft und der Wahrheit. — Wie oft muß man diese Ruhmsucht über eine tonlose, keiner Aufnahme fähige, tausend Begriffe nicht ausdrückende Sprache hören, die nicht einmal Wörter für Stehen und Reiten hat! — Raynal ist auch sehr heftig, und er schont die römische Kirche nicht. Sie hat, sagt er, die Grundsätze der Gerechtigkeit wirklich ausgelöscht, welche die Natur in aller Menschen Herzen gelegt hat *). Aber überhaupt klagt er die Religion an, die das Verhältniß der Menschen gegen einander nicht regiere, sie sey allein veränderlich, und die Sittenlehre beständig. Wie unhistorisch! Wie sehr ist die durch das Christenthum erleuchtete Sittenlehre von der Sittenlehre der griechischen Helden und selbst der tugendhaften Römer verschieden! — Raynal am Schluß seines Werkes (das ihm eine Wohnung vor dem Thore S. Antoine zuwege bringen würde, wenn man ihn in Frankreich beträte), drohet der despotischen Gewalt, so feste sie zu stehen scheint

*) Götting. Anz. Zugabe. 1772. S. 258.

dennoch den Untergang, weil die Völker sich mehr und mehr aufklären (und mehr und mehr der Gewalt der Kriegsmacht unterworfen sind.)

XXXI. Ich würde dem Tacitus nicht zur Last legen, daß er die Menschen zu böse gemacht habe. Tacitus lebte in den verdorbensten Zeiten, und hatte die abscheulichsten Fürsten gekannt, die jemals geherrscht haben. — — Wenn man die Alten mit den Neuern vergleichen will, so müssen die grösten Kämpfer in jeder Wissenschaft sich gegen einander messen; überhaupt würden die Neuern gewinnen, nur müßte Guicciardin nicht wider den Tacitus fechten. — (1774. S. 103. Zug.)

Er starb — so sprach Haller bey dem Tode eines berühmten Gelehrten — ohne die Bisse des Neides erfahren zu haben. Ein Glück, das seltener ist als Bänder und Sterne, und das man nur durch Bescheidenheit sich erwerben kann. (1770. Zug. 200.)

IX.

Vermischte Anmerkungen.

1. Mit Recht werden die Tugenden der Römer herabgesetzt. Sie bestunden fast einzig in einer fanatischen Liebe zum Vaterlande, und alle sanftere Empfindungen waren aus diesen eisernen Herzen verbannt. (1769. S. 2180.)

II. Wir haben wahrgenommen, daß die Römer nebst den bekannten Aufmunterungen für die Sieger, hauptsächlich besser mit Belagerungen umzugehen gewußt, als andre Völker, und hingegen auch die eroberten Städte besser vertheidiget; so daß ihre verlohrne Schlachten fast keine Folgen gehabt, ihre Siege aber allemal für ihre Feinde einen wirklichen Verlust eines Theils ihrer Länder nach sich gezogen haben. (1771. S. 55.)

Constantin und hernach alle Kayser, brauchten zu sehr die Barbaren in ihren Kriegsdiensten, liessen die alte schwere Rüstung des Fußvolks eingehen, setzten ihr Vertrauen in die Reuterey und in den Bogen, und verliessen also die Grundsätze der Kriegskunst, die den Römern wider die tapfersten Barbaren ein Uebergewicht gegeben hatten. (1771. S. 56.)

III. Sparta war ein wahres Nest von Wölfen, deren Tugend im Rauben bestand. (1772. S. 772.)

IV. Schwer ist es, seine eigene Angelegenheiten zu vergessen und ein aufrichtiger Geschichtschreiber von sich selbst zu seyn. Schon im Alterthum vermochte es Xenophon nicht, aber Thucydides zu seinem unsterblichen Ruhme leistete es vollkommen. (1773. S. 181.)

V. Die Folgen der Kreuzzüge für die Geistlichkeit waren ausserordentlich. Die Edelleute verkauften um die Wette ihre Güter, und mehrentheils den Stiftern, um die Unkosten dieser gepriesenen Reisen zu bestrei-

ten. Dieſe ſchädlichen Früchte des Aberglaubens waren die erſte Quelle der Wappen. Frankreich ſelbſt hat die Lilie zuerſt unter Ludwig dem Jungen geführt (1755. S. 935.). — — Das Beſte was die unſinnigen Kreuzzüge thaten, war die Befreyung der vielen Leibeigenen.

VI. Man weiß, daß unter den vielen Revolutionen der Staaten, die Fakultäten vieles gelitten; die mediziniſche ausgenommen, welche man niemals hat entbehren können. (1745. S. 4.)

VII. Bald würden wir uns überreden, es ſey unmöglich unter der franzöſiſchen Nation einen Geſchichtſchreiber zu finden, der ſich erinnern könnte, daß er der Diener der Wahrheit und nicht der Nation ſeye. (1768. S. 1279.)

VIII. Freydenkerey löſt alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft auf, weil ſie Eyde und Verbindungen entkräftet. (1765. S. 341.)

IX. Allerdings zehrt die Seele den Leib aus. Swift war mager ſo lang ihn die Ehrſucht und mancherley Gram plagte. Als er aber den Verſtand verlohren hatte, und wie ein Kind ward, ſo wurde er fett. (1749. S. 976.)

X. D'Alembert wagt einen heftigen Ausfall auf die Arzneywiſſenſchaft, und es macht ſeinem philoſophiſchen Geiſte keine Ehre. Er ſollte ſich erinnern, wie viele Tauſende in hitzigen Krankheiten durch dieſe Wiſſenſchaft gerettet worden ſind; und wie in den

langsamen Uebeln die Natur sich gar nicht selber hilft. Wenn er nur die Lebensjahre der neuern Könige mit den Lebensjahren der Könige in den ritterlichen Zeiten der Unwissenheit vergliche, so würde er sehen, wie viel mehrere Fürsten heut zu Tage aus schweren Krankheiten genesen; und wie viel länger sie leben. Hätte Heinrich V. einen Arzt gehabt, wie jetzt Hunderte sind, so wäre Frankreich vermuthlich noch in den Händen der Plantageneten. — — (1774. S. 102.)

XI. Wer gesteht es nicht, daß manches Buch einen glänzenden Titel hat, dessen Innhalt ohne allen Glanz ist? Es sind übertünchte Todtengräber, die in sich nichts als Gestank und Gerippe hegen. (1746. S. 475.)

X.

Die Schweiz betreffend.*)

I. Man hat über den Gebrauch des Worts Helvetier eine Kritik gemacht. Es ist aber gewiß, daß Schweizer ein in den Akten nicht angenommener und einem einzigen Kanton eigenthümlicher Name ist. Die Kanzleyen sagen Eidgenossen, wo aber von der Geographie die Rede ist, dünkt uns Helvetien besser, da jenes Wort eigentlich nicht ein Land, sondern eine Bundsverwandschaft ausdrückt. (1766. S. 215.)

II. Die Besitzer der Wiesenländer sind fast überall wohlhabend; doch ohne grossen Ueberfluß. Es giebt im Kanton Bern 10,000. Thlr. besitzende Bauren und viele mit 1500 Thlr. welches unstreitig einen Staat mächtiger macht, als die unendlichen Güter anderer Bauren in eben diesem Kanton, wo für 30,000

*) Der Herr v. Haller hat eine ausserordentliche Anzahl älterer und neuerer Werke, und einzelne Schriften, die Schweiz betreffend, in den Götting. Anzeigen, rezensirt und berichtiget. Die Resultate seiner litterarischen Beobachtungen hat sein würdiger, leider! zu früh verstorbener Sohn, der Verfasser der Bibliothek der Schweizer-Geschichte in 6. Bänden; theils benutzt, theils mit seinen eigenen kritischen Anmerkungen weiter ausgeführt. Es scheint also überflüßig, sich auf Auszüge einzulassen, die anderswo vervollständiget sind, und hier nur zerstückt hätten erscheinen müssen. Jene Blicke auf die natürlichen Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes, vereinigte er selbst unter einen Gesichtspunkt, in der Vorrede zu der historia stirp. helv. ind. — Die paar einzelne Notizen mögen indessen noch hier stehen.

Thlr. Land ein einziger Baurenhof und nur eine Familie ist. (1763. S. 237)

III. Die künstlich gewässerten Wiesen sind in Helvetien das schätzbarste Grundstück; sie übertreffen den Ackerbau am Werthe sehr viel, und geben den Weinbergen nichts nach. — (1763. S. 178.

IV. Die Republik Bern ist eigentlich reich und in Helvetien die reichste, weil sie bisher noch eingeschränkte Ausgaben gehabt hat. Das Volk ist reich, theils wirklich, wegen den Manufakturen der Leinwand, der gemahlten baumwollenen Tücher, der Ausfuhre der Käse, (die in sehr hohen Preise stehen) und des Viehes. Die Stadt ist ziemlich reich, weil alle Jahre die Aemter in die patrizischen Familien bey zweymal hundert tausend Thaler werfen. Aller dieser Reichthum ist aber mittelmässig und eher ein Wohlstand. (1772. S. 275.)

V. Helvetien hat zwar einige gute besondere Landkarten, von Zürich, Neufchatel, dem Genfischen, dem Baslischen (jetzt das Pays de Vaud von Muller) aber von den meisten Kantonen und folglich von ganz Helvetien keine erträgliche Landkarte. Selbst des De L'Isle schöne Karte ist eine Kopie, der nach andern kopierten Scheuchzerischen, die bey einigen eigenen guten Gegenden überhaupt doch unrichtig ist. (1771. S. 520.)

VI. In Helvetien hat Bern allein, und in seinem Lande das Gouvernement Aelen, den Vorzug Salz-

quellen zu besitzen, die an drey Bergen zwar besonders entspringen, doch so, daß sie alle zu einem ziemlich bestimmten Bezirke gehören, wo man in allen Wassern Kochsalz antrift. — 1765. S. 554.

VII. Die Landstraßen sind nun in Helvetien ungemein schön, und von der besten Art. *) Sie befördern auch die Handlung auf alle Wege. Wir besitzen auch dazu den häufigsten und besten Grand. Noch besser ist der Marmor, den wir zu den Landstraßen gebraucht haben, der aber nicht an allen Orten weder gebrochen noch verarbeitet wird. Wir haben uns der Ueberbleibsel vom Springen bedient, das wegen einer Marmorfabrik geschiehet. Ein guter Rath ists, den Grand nach und nach aufzutragen, daß die eine Lage feste liegen mag, ehe die Zweyte nachfolgt. In den Morästen gründet man den Weg auf eichene Wellen, die mit grossen Steinen beschwert werden. — Wir haben eine Strasse zu verbessern gehabt, die von dieser Art war, und durch einen unendlichen Triebsand gieng. Sie sinkt seit 20 Jahren noch immer, und wir haben sie mit neuen Materialien aus dem Sumpfe heben müssen. Anstatt der Schranken sind allerdings die Grä-

*) Sie sind von der Republik Bern um 1740. durch den gröſten Theil des Kantons mit ungemeinen Kosten fortgesetzt, auch von Solothurn, Basel, Freyburg und das Bisthum Basel nachgeahmt worden. Wobey man unendlich mehr Schwierigkeiten gehabt hat, als in Deutschland.

den vorzuziehen. Man muß keine Straſſe steiler werden laſſen, als einen Zoll im Schuh. (1762. S. 933.)

VIII. Mehrere Gelehrte ſtimmen faſt in die nicht unwahrſcheinliche Sage ein, die Gegenden die den hohen Gebirgen am nächſten ſind, werden kälter; die um Luzern ehemals zahlreichen Weinberge hat man nach und nach wegen der unſichern Witterung verlaſſen müſſen. Daß der Schnee und das Eiß überhaupt auf den Alpen zunimmt, iſt unwiderſprechlich. Da kleine in den Akten nahmhaft gemachte Dörfer und gangbare Straßen, vom Ewigen Schnee ſo bedeckt ſind, das man keine Spur und faſt keine Stelle findet, wo ſie haben Platz finden können. (1767. S. 754.)

IX. Der Karakter der Schweizer ſcheint die Lebhaftigkeit des Südländers mit dem Ernſte des Nordländers zu vereinigen. (1764. S. 941.)

Fragmente
Religiöser Empfindungen.

„Das ist dann noch immer die göttliche, auf Gott sich beziehende, und durch seine Wahrheit erweckte Traurigkeit, welche wirket eine Reue zur Seeligkeit, die niemand gereuet."

1736.

Der Gott der Gnade gebe seinen Seegen zu allen meinen Unternehmungen.

Durch den Tod meiner geliebten Frau Marianne, gebohrne Wyß, wurde ich in eine grosse Traurigkeit versetzt; und es wachte insonderheit mein Gewissen auf; als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich seufzet, über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens, und trachte mich zu bessern. Bis hieher hat überhaupt immer etwas in mir nach der Besserung gesehnet; aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit.

Ich hätte es auch gerne weiter bringen mögen, aber ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen; sondern ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit meiner Beständigkeit.

6. Jän. Elender Zustand wenn man sich selbst nicht besehen darf, und vor dem Spiegel sich scheuet! O wie viel besser waren meine traurigen Tage, als dieser weltliche Verdruß; diese Qualen, die man sich selbst und andern macht.

13. Jän. Ich war krank. Gott hat in dieser Zeit mich etwas von der Süßigkeit der Gläubigen schmecken lassen. O, daß ich diese Erinnerung nie wieder verliere!

24. Jän. Gott, Herr des Trostes! sey bey mir. Dunkel ists in meiner Seele. Licht der Gnade! wirf ihr einen Strahl deiner Erleuchtung zu. Ach thue im Zeitlichen was du willst; nur schone der Seele!

25. Jan. Ach Gott, wie bin ich wieder von dir gewichen! Reiche mir deine Arme; ich will, wie mich dünkt, auch helfen. Vater, gib mehrere Standhaftigkeit dich zu lieben! Mehrern Eifer, mehrere Sanftmuth! Nimmt weg Welt und Eigenliebe. Herr erbarme dich meiner!

10. Febr. Der Zustand meiner wankenden Gesundheit, erinnert mich an Gott zu denken. Ich danke dir o Gott! für diese Gnade, da ich sonst deiner bald vergessen würde. Leben und Tod ist noch vor mir. Ists möglich daß ich den Tod wählen sollte? — Schaffe du, o Gott! ein neues

Herz

Herz in mir, laß dein Erbarmen nicht müde werden; laß es stärker seyn als mein Verderben.

26. Febr. Weit schlechter als jemals. Ich darf nicht mehr sagen Herr, bekehre mich. Mein Herz ist zu schlimm und zu falsch. Aber was soll ich denn sagen? Herr erbarme dich meiner, um deiner grundlosen Güte willen.

28. Febr. Herr gieb Gnade mich zu reinigen. Herr erhalte; Herr erbarme; Herr sey mir gnädig! Gieb mir deine Liebe, die Begierde nach dir! die wahre Gewissensruhe!

11. März. Ich nehme mir vor, anders zu leben; mir nicht alles zuzulassen; auf meine Gedanken, Reden und Handlungen acht zu geben; und von dem Wege zu weichen, der zum Verderben führet. Herr, du Geber aller guten Gaben, gieb mir dazu deine wirkende Gnade, daß ich dich kenne, dich liebe, und mich der Kürze der Gnadenzeit beständig erinnere. Du willst nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre.

25. März. Unfruchtbare Entschliessungen, die ich nicht vor Augen gehabt, und an die ich so zu sagen niemals gedacht, darf ich noch andre machen? — — Ich will mit Gottes Gnade mein Leben anders einrichten. Wider Zorn, Lügen, Verläumdung, Hochmuth, Müssiggang, Ueppigkeit und Weltliebe mich zur Wehre stellen. Gott Morgends und Abends bitten, daß er mir bey-

stehe, in dem Kampfe, wo ich ohne ihn nichts vermag; die Gelegenheiten meiden, und mich bemühen, alle Morgen meine Entschliessungen zu erneuren; alle Abende meine Aufführung zu untersuchen, und zu trachten, daß ich entgehe dem Zorne Gottes, der bereitet ist den Unbußfertigen.

31. März. Abermal ein Monath vorbey. So gehen unsre Tage und unsre Jahre dahin, biß das Maas voll ist, und wir fort müssen. In was für eine Ewigkeit? — Herr hilf, sonst bin ich verlohren!

10. Aprill. Gott hat mir ein sehr erweckendes und erbauliches Buch zugeschickt. Aber kennt mein Herz auch die Stimme Gottes? — Heiland der Welt! der du dein Blut vergossen hast für uns alle, gieb mir Gnade, dich zu kennen, dich zu lieben, mein Elend zu fühlen, und den Weg zu gehen, der in der Zeit mir allein Ruhe und in der Ewigkeit allein Trost geben kann. Amen!

14. Aprill. Mein Herz hängt an der Welt, so wenig es auch Ursache in der Welt findet, daran zu hangen. O Gott! es kennet dich nicht; es denkt an dich mit Undank, ja wohl mit heimlichem Hasse wie ein Verurtheilter an seinen Richter. O wie ruhig würde ich seyn, wenn mein Herz besser wäre, wenn ich an Gott einen Freund, einen Vater hätte! Aber wer das will, der muß

sich verläugnen und sein Kreuz tragen. Aber das will mein gottloses Herze nicht! Was soll ich thun daß er wolle. Gib mir o Gott die Gnade daß ich mit anhaltendem ernstlichem Gebete an dir halten, mich mit dir vereinigen; Seegen und Gnade erlangen möge, Amen!

29. April. - Mich dünkt es rege sich in mir etwas Hoffnung. O daß sie von Gott wäre, und zu Gott führte!

13. May. Noch ist mein ganzes Leben irdisch gesinnt. Und ich weiß nicht ob ich das Herz fassen darf, in diesem Augenblick vor Gott zu treten. Sein allsehendes Auge siehet alle die Unlauterkeit meines Herzens, und Heucheley ist vor ihm sowohl Greuel als Thorheit. Wie stark sind doch die Fesseln der Sünde! So versichert ich bin, daß der Ausgang unaussprechliches Verderben ist, so wenig finde ich Willen oder Kraft diese Knechtschaft zu verlassen. —

26. May. Ists, daß ich mein Elend weniger empfinde, oder bin ich sonst von der Welt minder verleitet? Ich verspüre mich merklich ruhiger. Gott sey Dank, trauriger im Aeussern und gerührter; aber mit mehrerer Gott gebe gegründeter Hoffnung! Ach, daß ich Thränen vergiessen könnte, die von Herzen giengen; die nicht den Verlust der Weltfreude, sondern die Feindschaft mit Gott beweinten!

20. Jun. Wie kalt iſt meine Liebe gegen Gott! Ich fürchte ihn als einen Richter; und liebe ihn nicht als einen Fürſprecher. Wie manchen Zug des guten Geiſtes habe ich unnütz angewandt; und das Pfund das er mir anvertraut hat, verſchleudert. Herr, werde nicht müde mit deiner Gnade!

23. Jun. Was hat meine liebe Marianne gedacht, wie ihre ſonſt ſo unſchuldige ſo liebreiche Seele den groſſen Richter erblickt hat! — — Wo werde ich hinfliehen, wenn Gott einſt Rechenſchaft von mir fordern wird. Wie tauſendfach gröſſere Streiche habe ich verdient, der ich meines Herrn Willen beſſer weiß, und weniger thue.

1. Jul. Liebreicher Vater! iſts ein Betrug, oder bin ich endlich etwas gerührt? O hilf mir Armen, daß ich nicht durch falſche Beredung mich beſſer glaube, nicht die Buße verſäume, die ich, wie du weißt, niemals genugſam gethan. Ziehe mich zu dir! Laß das Blut deines Sohnes, ob ich ihn wohl noch nicht recht kenne, für mich ſprechen. Rette mich Herr, ſo bin ich gerettet!

22. Jul. Die Bewegungen der Gnade habe ich gar ſehr verwahrloſet, daß ich faſt nicht mehr hoffen darf, einen Zug derſelben wieder zu fühlen. Es iſt wahr: Chriſtus iſt für alle geſtorben; aber ſein Blut iſt an den Ungläubigen und Abtrünnigen zu ihrem noch gröſſern Unglücke verlohren. O Heiland der Welt! lehre mich dich kennen,

dich lieben, dein Verdienst mir zueignen. Laß mich allen Hochmuth und eitle Lust verläugnen! Amen.

7. Aug. Ich komme von einem sehr lehrreichen Anblicke, einem Sterbenden. Er erwartet alle Augenblicke, die nahe, die furchtbare Ewigkeit. O wie unrein sind wir in den Augen Gottes, und welche schreckhafte Gedanken muß eine Seele befassen, wenn sie vor dem allweisen, vollkommen gerechten Richter erscheinen soll! O daß dieser Augenblick uns immer in Gedanken wäre! O daß ich doch nicht immer wider mein besseres Licht ins Verderben rennete!

18. Aug. Neben mir stirbt wieder ein Freund weg, der seines Alters und seiner Gesundheit wegen mich hätte begraben sollen. Ihn nimmt Gott hinweg — mich läßt er noch wie einen halbverdorrten Stock in Erwartung der Buße hier. Aber auch mich wird der Tod überfallen, vielleicht wenn meine Lampe geloschen und kein Oel drinn seyn wird. —

12. Sept. Stärke mich Herr! Bewahre mich vor unnützen üppigem Geschwätze, vor Lügen, Afterreden, Zorn, Ungeduld, Neid. Erwecke mein Gewissen; Schärfe mir das Gefühl meiner Sünden; unterwirf mich deinem züchtigenden Geiste.

3. Okt. Vater reiche mir deine Hand, führe mich ab vom Weg des Verderbens worauf ich wandle Nimm mich mir selber; nimm meinen Willen,

mein Herz zu dir! O ich wollte es dir gerne geben. — Gib mir die Kraft, daß ich hinfort I. den Anfang und das Ende des Tages mit der Unterſuchung meines Selbſt und mit Uebergebung meines Herzens mache; dann auch wohl etwas leſe, was die Furcht Gottes bey mir rege machen könne. II. Mit dem Gebet anfange und ſchlieſſe; III. Alle unnöthige unnütze Geſellſchaften meide. IV. Alle meine Stunden entweder mit Studien oder mit dem Worte Gottes, oder mit einſamen Betrachtungen ausfülle; daß der Müſſigang kein Weg zur Sünde werde. V. Gegen alle meine groben und feinern Sünden beſtändig kämpfe, auch mich darum enthalte des Geſchwätzes, der Raillerie; unnöthiger Projekte, und daraus folgender hypothetiſcher Sünden. Hingegen mich befleiße der Reinigkeit in Worten und Handlungen, und zu widerſtehen den Bequemlichkeiten und Reizungen des Fleiſches. Herr! inſonderheit lehre mich dich kennen, und den der neben dir ſitzt Jeſum den Gekreuzigten!

31. Okt. Laß mich den Frieden ſuchen, der vor dir gilt. Vater öfne mir die Augen, daß ich dich ſehen und kennen lerne. Dich und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum!

24. Nov. Geſegnet ſey der da kömmt im Namen des Herrn! Nemlich der heilige Geiſt, deſſen Rührung ich zu empfinden meyne. Ach Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Die Kraft des Wortes Gottes ist in mir mächtig gewesen. Es dünkt mich nun möglich und fast leicht zu überwinden. Aber ich kenne mich, und mein tükisch Herze wohl. Wenn du o Gott mich nicht bewahrest, wie bald werde ich abtrünnig werden. Sey aber du bey mir o Gott, und hilf mir Schwachen.

3. Dec. Gestern war es ein ganzes Jahr, daß ich mein Sündenregister anhub. Damals war ich schlimm, unbeständig, suchte in meiner Traurigkeit Trost in den Eitelkeiten der Welt; kannte Gott und Christum nicht. — Bin ich aber nicht noch eben so hochmüthig, geizig, jähzornig, gehäßig und im Herzen so üppig als ich jemals gewesen. Vater ich bin ein böses verhärtetes Kind, das seinen ihm zurufenden Vater wegstößt. Biß du aber Treu in meiner Untreue. Zerknirsche mein steinernes Herz, daß ich fühle was dein Zorn ist. — Herr erbarme dich meiner!

1738.

1. Jän. Welch ein Elendes neues Jahr im Geistlichen! fast sehe und fühle ich nichts mehr von Gott. Zerstreut in weltlichen Sachen, ohne Eifer und Aufmerksamkeit; hängend an Ehre, Wollust und an allem Bösen, zufrieden mit den tröstlichen Zuredungen meiner Eigenliebe. O Herr

erbarme dich meiner; denn ich bin eitel und falsch, eitel Heucheley. Gib, daß ich mich verläugnen und dir nachfolgen könne.

22. Febr. So lange hab ich mich vor Gott verborgen! Aber darum sieht er mich doch, und seine Strafe wird durch meine Sicherheit nicht abgewandt. Ich habe seitdem allen Geschmack an göttlichen Dingen verlohren. Ich bin der alte unbekehrte elende Mensch. O Herr erbarme dich mein! Gieb daß ich anfange ehe ich zu Ende bin! Oefne mir die Augen, daß ich den Tod vor mir sehe! Gib mir Gnade in der Maasse, wie du o Gott es gut findest, und biß mein Erlöser. Amen.

11. März. Wie die Zeiten dieses Büchleins, so sind meine Triebe zum Guten, wenig und seltsam. Ach ich verliere nach und nach das Gefühl meines Elendes, und verfalle in eine Schlummersucht, in eine Unempfindlichkeit, die ich mit meiner Untreue wohl verdienet habe. O Vater bekehre mich!

24. März. Es ist alles das gleiche; ohne Gefühl, ohne Eifer und ohne Andacht. Die Dornen der Welt ersticken meine übrige Empfindungen von Gott gänzlich. O Gott, reiße mich aus diesen Klauen des Todes! Ich schreye zu dir, matt und ohne Andacht. Aber siehe mich doch in meinem Blute liegen, und erbarme dich.

30. März. Mein Elend ist um so viel gröſſer, je weniger ich es fühle oder erkenne. Fällt ein Laster, so steigt ein anderes. Die Unempfindlichkeit aber vor Gott nimmt täglich zu.

6. Aprill. Wie wenig Theil nehme ich an dem glorwürdigen Tage, wo der Mittler aus dem Stande der Niedrigkeit in seine natürliche Hoheit zurückgestiegen ist. Wie unrein sind meine Gedanken; wie kaum kann ich mich einigermassen an Gott erinnern. Ich bin lauter Untreue, Selbstgefälligkeit und Weltliebe. O Herr! nimm deinen Geist nicht zurück, und laß nicht ab an mir zu arbeiten.

23. Apr. In der Ruhe die ich im Aeußerlichen eine Zeitlang genossen habe, sollte ich billig mehr mit Gott umgegangen und in meinem Christenthum weiter gekommen seyn. Aber ich bemerke bey mir noch lauter Kälte und Gleichgültigkeit, gegen dieses vollkommene Wesen. — Nach und nach verliere ich auch das Gefühl meines Elendes. Es steigen mir gar grosse Gedanken von meiner vermeinten Gerechtigkeit auf. Ich scheue und fürchte den Sonntag, und finde die Zeit zu göttlichen Beschäftigungen leicht zu lange. O laß mich doch o Gott! nicht gar in die Welt versinken, und erbarme dich meiner als des ärmsten Sünders.

8. Jul. Vater der Gnaden, du hast mir abermals ein erweckendes und rührendes Buch beschert. Aber gieb o Gott, daß es mir nicht zum Gerichte diene, daß ich nicht wie bisher, deine kräftige Hilfsmittel verschwende; wende von mir ab das entsetzliche Gericht der Verstockung; Gieb mir zu erkennen die Gefahr wo ich bin, die Wichtigkeit der Ewigkeit und die Grösse deiner Gerechtigkeit. Nimm weg alle Scheingründe der falschen Gerechtigkeit, hinter welche sich mein verderbtes Herz versteckt. Führe dein Werk herrlich aus.

16. Jul. Vor Gottes Angesicht fliehen wollen, ist Thorheit und Raserey. Er siehet dennoch die Schande meines Herzens. Lieber ihm bekennen und um Gnade bitten.

19. Jul. Die Welt wird mir alle Tage angenehmer, und meine Lüste nehmen zu. Tod und Ewigkeit verliert sich aus meinen Augen. Ich habe kein Gefühl mehr von göttlichen Sachen. O beßer Kreuz als solcher Wohlstand! Ich bin auch nicht einmal ein rechter Heuchler mehr. Herr erbarme dich!

23. Jul. Laß mich o Gott, an deiner Gnade hangen und dich nicht aus den Augen verlieren, obwohl du wie von weitem bist. Vater erbarme dich!

2. Aug. Wie wohl thust du meiner Seele, daß du den Leib züchtigest; mich der Welt entziehest, und mein Herz von der Zerstreuung befreyest. Mein

Herz ſehnt ſich aufs neue nach dir — Aber wie untreu, wie ſchwach! Doch werde nicht müde, ob ich wohl untreu bin, treu zu bleiben. Erbarme dich meiner! Oefne mir die Augen, daß ich erkenne, was mein wahres Heil ſey. Laß mich nicht am Bord des Abgrundes einſchlafen, ſondern die Gräßlichkeit und die Gefahr der Sünde mehr und mehr einſehen. Amen.

10. Aug. Wie bin ich ſo zerſtreut, ſo verwirrt, ſo in die Welt vernarrt; — theils in die äuſſere, theils auch in die innere, die ich mir ſelber mache. Ehrſucht, Eigenliebe, Eigenwillen, Flucht vor Gott, und vor ſeinem allgerechten Angeſichte. Vater, hilf meiner armen verwirrten, zerſtreuten irrdiſchen Seele.

17. Aug. Wieder eine Woche, da ich im Guten mehr ab als zugenommen. Wieder der Tag, den ſich der Herr geheiliget, und den ich ſo ſchlecht heilige, der mir zur Laſt und Pein wird, weil ich kein Wohlgefallen am Geſetze des Herrn habe, weil ich ſeine Liebe nicht erkenne, und für ſein Erlöſungswerk ganz kalt und unempfindlich bin; und ebendeswegen kann ein dürrer Baum keine Früchte tragen.

24. Aug. Dieſer Tag war noch elender als die vorigen. Meine Ungeduld und Eckel über dem Worte Gottes, und die Begierden nach der Welt ſind ganz ausnehmend geweſen. O Herr was wird es werden! O erbarme dich meiner! weiche nicht

von mir, mit deiner nachtretenden Gnade, wie ichs leider wohl verdiene. O Herr biß mir gnädig! Lösche den glimmenden Dacht nicht aus; übergieb mich nicht dem Gerichte der Verstockung und des Unglaubens.

8. Sept. Alles in gleichem elenden Zustande! Desto elender, da ich mein Elend je länger je weniger fühle, und recht friedlich damit bin; hingegen von Gott und der Ewigkeit den Begriff täglich schwächer und schwächer fühle. Herr erbarme dich meiner!

19. Sept. Herr! gieb mir Lust zu deinem Worte; mehr Empfindung der Ewigkeit; mehr Furcht des Todes; mehr Muth zur Bekehrung, mehr Gefühl meiner Sünden. Mache mir meinen vermessenen Scherz recht bitter, beraube mich der falschen Götzen, auf die ich mich verlasse. Alles nach deinem heiligen Willen. Amen.

11. Nov. O Vater! laß den guten Samen, den du in mich geleget, nicht gänzlich ersticken. Laß mich an den Tod und an das Leben denken, welches ewig währet.

25. Dec. Diesen Tag habe ich das heilige Abendmahl genossen. Gott weiß, in welchem Zustande. O Herr hilf und erbarme! Retter und Heiland, der du heute auch für mich gebohren bist, laß dein Gnade über mir nicht untergehen. Herr hilf und erhalte, und nimm deinen Geist nicht von mir!

1739.

Jan. Gott segne an mir das neue Trauerbild der neulich Verschiedenen; wobey ich den Ernst eines so heiligen Gottes, und die allemal nahe Ewigkeit gelernet. Laß in gesunden Tagen mich zum Tode und zum Gerichte bereiten. Laß mich empfindlich seyn gegen die Gaben des Gnadenbundes. Herrlicher Gott, erbarme dich meiner Seele! Amen.

Febr. Gott hat mich gesegnet, und mir Brod die Fülle, und mehr Ehre gegeben, dann ich hoffen dürfen. Er ist mir auch mit Kreuz und den Ermahnungen guter Christen nachgegangen. Bin ich darum besser? bin ich weniger Stolz, oder eigensinnig? — Oder dem Gottesdienste und Gott selber treuer? Gott! meine Jahre stehen vor dir, und klagen mich an, daß ich bey so vieler und zärtlicher Erkänntniß, nicht mehr Treue besitze. Herr gieb mir Ueberzeugung, Geschmack an der Schrift. Lösche den glimmenden Dacht nicht aus, sondern blase ihn auf, und mache ihn lebendig!

1. März. Herr erbarme dich meiner! öffne meine Augen, erwärme in mir den Glauben, die Andacht, die bloße Vernunft, die mich alle zu dir rufen. — Laß mich nicht in das Gericht der Verstockung fallen; laß deine Gnade nicht an mir müde werden, noch mich mir selber überlassen.

9. März. Herr Gott! der du eben jezt viele hundert Menſchen ſo hart und empfindlich züchtigeſt, und ihnen die Mittel des Lebens in einem Augenblicke entzieheſt, laß mich erkennen, daß alles was ich habe, dein iſt; und daß alle Augenblicke Vernunft, Leben und zeitliche Güter in deiner Hand ſind! Laß mich dir danken für alle dieſe Gaben, und laß deine Gnade über mir walten!

28. Aug. Nachdem ich lange herumgeirret, wie ein Schaf ohne Hirten, wende ich mich endlich wieder o Herr zu dir! zwar elend und ſchwach. Doch Vater, nimm auch mein Stammeln an! Erbarme dich!

12 Okt. Laß o Herr die Gnade verziehen, und mich, wenn mein Geiſt im Dunkeln wandelt, dein Licht ſehen!

1740.

21. Febr. Je mehr ich vor deinem Angeſichte fliehe o Gott! je elender, je ſchläfriger und unempfindlicher werde ich. Vater, rühre mich aus dieſem ſchädlichen Schlafe der Sicherheit, in welchem ich verſunke. Vater, ziehe mich nach dir, zerknirſche mein boshaftes Herz, daß Thränen der Buſſe und nicht der Ungeduld daraus flieſſen!

8 Jul. O Vater! laß mich doch erkennen die Liebe des Sohnes. Laß mir von seiner groſſen Barmherzigkeit und Güte einen erleuchteten Begriff in der Seele aufgehen! Vater! du bist gerecht, du hast meine Untreue bestraft! Auch dieser Verlust müsse mir als eine Leitung dienen. Zeige mir, daß bey dir allein wahre Ruhe und Friede ist, dergleichen uns die Welt nicht geben kann.

9 Jul. Mein Gott, du weist was mir gut ist. Lindere meinen Zustand, wenn und wie du willst. Nur schone meiner Seele! Reute aus derselben die thörichten Hoffnungen der Welt. Dagegen pflanze das Bild des gesegneten Mittlers, daß es in mir ein Gefühl unausſprechlicher Gnade werde!

10 Jul. Liebreicher Heiland, du läßt mich Trost fühlen, und mein gekränktes Herz ist aufgeheitert. O wer sollte nicht nach dir verlangen, bey dem Friede die Fülle und Sicherheit auch im Tode ist. Laß mir die Ewigkeit nicht aus dem Sinne kommen; erfülle mich mit einem heiligen Schrecken, so oft ich an dieses unendlich ernsthafte Ende des Zeitlichen gedenke. Erhalte mich in dem Entschlusse mich dir zu weyhen, in Heiligkeit und Gerechtigkeit.

18 Jul. An diesem Morgen, o Vater! da ich durch die Welt noch nicht irre gemacht worden bin, bitte ich dich, daß du wollest zu meinen armen und schwachen Entschlieſſungen Kraft geben von dei-

ner Kraft; daß du wolleſt die Wichtigkeit ewiger Dinge mir recht bekannt machen, das Sinnliche und Eitele aber je länger je mehr aus meinem Herzen ausreuten; Luſt und Gefallen mir geben am Guten, am Geiſtlichen. Alle thörichte Leſereyen mir verhaßt machen, und mir von der Verſicherung deines Heils ſo viel geben, als du o Vater, nöthig findeſt! Erbarme dich um deines geliebten Sohnes willen!

1. Aug. Durch allerhand Wege, bequeme und harte; führt mich Gott, ach nur zu ihm! O daß ich mich doch ihm gänzlich übergeben könnte! Es muß ein Bann auf mir liegen, das mich daran hindert. Lehre mich ihn kennen und ablegen. O Vater! öfne mir die Augen, daß ich nicht mein zeitliches, ſondern was viel nöthiger iſt, mein ewiges Elend recht einſehe. Gieb mir Kühnheit und Zutrauen, daß ich Gnade um Gnade bey deinem lieben Sohne nehmen möge!

3. Aug. Heute habe ich eine ſtarke Rührung gehabt, dafür ſey Gott gedankt. Am Leibe bin ich nicht recht geſund, aber wenn nur die Seele gerettet wird; wenn nur die Ewigkeit gut iſt.

5. Aug. Der Troſt iſt allein gut der von dir kommt o Herr! Von der Verſicherung eines guten Gewiſſens und von der Hoffnung eines ewigen Lebens. Um dieſen Troſt allein bitte ich dich! Zünde in mir an o Gott! den Glauben, den Eifer für

dein

dein Wort, die lebendige Hoffnung der Seeligkeit. Amen.

8 Aug. In 24 Stunden hat sich mein Zustand zehnmal verändert. Gestern war ich aufgeräumt, heute halb eitel und weltlich; darauf unwillig und betäubt; nun wieder stille und munter, und zum Christenthum etwas aufgeweckter durch gute Bücher. Es scheint bey mir am Gebete zu fehlen, wozu ich eine grosse Schläfrigkeit fühle. O Herr! auch diese ist sündlich und deiner Reinigkeit zuwider. So erbarme dich, und gieb Eifer, Muth und Wachsthum im Guten. Denn stille stehen, ist wie du weist zurückgehen.

10 Aug. Traurigkeit nach dem alten Menschen, Schläfrigkeit nach dem neuen; kein rechtes Gebet. Groll und Verdruß über nichtswürdige Dinge. Elender Zustand! Wenn das Aeussere und Innere beyde ohne Trost sind, wenn man nach einem unglückseligen zeitlichen Leben noch ein ärgeres in der Ewigkeit zu gewarten hat. O Vater! strafe hier und schone dort! Bekehre mich zu dir, und gieb mir deinen Frieden, der höher ist dann alle Vernunft!

15 Aug. Gestern ist mir durch weltliche Gesellschaft der Sinn solchergestalt vereitelt worden, daß ich den ganzen Tag und heute fast nichts Gutes zu denken, vermögend gewesen. Unnütze Gesellschaft hat solche Wirkung, sie hilft auch nicht einmal im Leiblichen, sondern vergrössert nur die Leere

und Verwirrung. Gieb mir Geduld und Zufriedenheit mit dem Leben, das deine weise Vorsorge mir beschieden hat!

17 Aug. Dieser Tag ist mit Arbeit noch vielleicht ziemlich unschuldig hingegangen. Ich finde mich auch nach meiner Art ziemlich ruhig. Gott, vollende doch sein Werk an mir, und lasse mich seinen Willen je mehr und mehr erfüllen, seine Gnade erkennen und preisen, seine Liebe fühlen und suchen, und ihn wie ich sollte, allem Vergänglichen vorziehen! Amen.

19 Aug. Mein ganzes Haus ändert sich. Das Best ist todt, die andern Hausgenossen verlieren sich von mir und suchen ihr Glück anderswo. O daß ich je länger je mehr den Unbestand der zeitlichen Dinge erkennen und meine Augen nach der Ewigkeit richten könnte, wo wir eigentlich Bürger sind. Alles ist hier dem Wechsel unterworfen. Die schönsten Personen vernichtet ein Fieber, und macht sie zum abscheulichsten Aase. Unsre Eltern und ihre Freunde sterben von uns weg, und wenn wir niemand mehr über uns haben, so müssen wir selber von der Welt. Oefters aber wartet die göttliche Vorsehung nicht auf die Ordnung der Jahre, und rast die blühende Tochter vor der Eltern Augen weg. Und dennoch leben wir, als wenn wir ewig leben sollten. Elende Menschen, und ich insbesondere! Kaum ist der erste tödtliche Grausen vorüber, so drü-

gen neue üppige Gedanken auf mich zu, und in meinem Herzen wallet Weltliebe — Wer wird mich erretten von dem Leibe dieses Todes! O Herr gieb mir ein reines und gewisses Herz!

22 Aug. Heute ists ein Jahr, daß meine liebe Frau *) mit Freuden und Spiel in Göttingen angekommen. Welcher Unterschied, zwischen meinem jezt vereinödeten Hause! O du liebe Seele, wo du nur in den Händen des Schöpfers bist, so bin ich noch zufrieden mit meinem eigenen, wiewohl unvergnügten Zustande. Ich elender Mensch! Im Zeitlichen Angst und Kummer; im Ewigen Furcht und Zittern. Keine Zuflucht nirgends — so lange ich Gott nicht ernstlicher suche. O gieb mir Kraft lieber Heiland! denn in mir ist keine.

26 Aug. Bey dem Anfange dieses Tages, den du mir wieder zur Busse geschenkt hast, bitte ich dich, o himmlischer Vater! stärke in mir das, was du mir gegeben hast. Laß den Samen des Guten in mir keimen und groß werden. Lehre mich je länger je mehr die Wichtigkeit des Einzig-Nothwendigen erkennen. Oefne mir die Augen, daß ich die nahe Ewigkeit sehe — Laß mich das Gnadengeheimniß Jesu deines Sohnes recht begreifen. — Laß mich mein Heil bey dir,

*) Seine zweyte Gemahlin; sie starb nach einer sehr kurzen Ehe.

und nicht bey unmächtigen Geschöpfen suchen. Amen.

30 Sept. Heute sind's vier Jahre, daß ich hier lebe. In dieser Zeit ist mir gestorben meine erste Frau Marianna Wyß, mein Söhnlein Albrecht, meine zweyte Frau Elisabeth Bucher, und in meinem Hause noch Hr. Christen; alle diese sind vor Gott, ich aber bin mit den zwey Kindern noch übrig. O wie würde es mit mir stehen, wenn ich eines von den vieren wäre! — — Sie sind alle besser gewesen, als ich; ich kann für sie alle eher hoffen als für mich, wenn ich gestorben wäre. Aber Lob und Dank sey dem gnädigen Gott, der mich zur Besserung aufgespart hat, und der mir Zeit gönnet, mich zu ihm zu kehren. Ich thue es elend und untreu genug. — Aber nicht ich, nein, du o göttlicher Bruder! kannst Beständigkeit machen und wahre Bekehrung. Ach das thue auch mir Erlöser!

6 Okt. Es scheint, Gott bereite mir ein neues Kreuz mich aufzuwecken. Geheiliget werde sein Name! — Herr, beseele mein todtes Gebet. Sollte ich wieder von dir in die Welt zurückweichen? O das geschehe mir nicht! — Ermuntere mich den guten Kampf zu kämpfen — ziehe mich zu dir!

13 Okt. Ich weiß gar nicht wie ich werde; so kalt, so unempfindlich, so entfernt von aller Lust an

geistlichen Sachen; daß ich über mich selbst erschrecke. Das muß die Frucht von den vielen Zerstreuungen seyn — Ach was wird aus mir werden, wenn ich so fortfahre. O Heiland! gieb deinem Worte Kraft, mich zu rühren; reisse aus meinem Herzen die unreinen Lüste, mache in mir das Bild des Ewigen lebhafter, auf daß ich dem Zeitlichen keinen grössern Theil meines Herzens lasse, als ihm gebührt!

16 Okt. Heute gehe ich in mein drey und dreyßigstes Jahr. Ein betrübter Geburtstag für mich, da ich nicht nur von der Traurigkeit einen harten Anstoß gelitten, sondern auch im Geistlichen recht todt bin. O mein Gott bessere mich! denn ich vermag es nicht. Ich habe keinen Gefallen, keinen Geschmack an Gottes Worte! eine dürre ängstliche Sorge umhüllet meine Seele. O lieber Vater, das ist keine Traurigkeit zum Leben, sie gehet zum Tode und Verderben. Ich trage nicht leid um meine Sünden, sondern um meine verlohrne Bequemlichkeit, um den Trost den ich müssen muß, um mein zeitliches Elend. O Herr bessere mich! mache den Glauben wirksam; und gieb zum Geistlichen Leben Freudigkeit und Muth. Das thue, Heiland! um deinetwillen. Amen!

31 Okt. Heute ists vier Jahre, daß meine liebe Frau Mariannne Wyß in die Ewigkeit eingegangen ist. Seit der Zeit habe ich viel erduldet. Ich hoffe sie

hat überwunden. O daß ich doch auch da wäre wo keine Sünde mehr ist! wo niemand unsre Beständigkeit mehr anfechten, noch uns unsre Krone rauben kann! —

1 Nov. Wo dein freudiger Geist nicht ist, o Heiland, da ist weder Freude noch Ruhe. O daß ich mich dir eigen ergeben, und einer deiner geringsten Diener seyn könnte; denn du hast Worte des Lebens, und sonst niemand!

6 Dec. Das unnütze, eitle, weibische Geschwätze kann ich nicht lassen. Es ist ohnedem so viel Nachrede, unnützes Richten und soviel Eigenruhm dabey, daß ich mich zu Tode schämen möchte. Kann ich dann nicht arbeiten und schweigen. O hilf mir, o Gott! dieser und so vieler andern meiner Sünden widerstehen!

8 Dec. Ich habe heute gutentheils gethan was gestern. Um Gotteswillen, muß ichs dann thun. Ists dann möglich daß unvernünftige Plauderey mir so viele Lust mache! O wie unrein muß das Herz seyn, woraus noch beständig so viele Unarten quellen — Erbarme und reinige mich, o Gott!

27 Dec. Ein stiller Morgen. Aber mich dünkt nur aus kindischer zeitlicher Hoffnung und nicht aus dem wahren Grunde, der in Ewigkeit tröstet! Ich kenne meinen Leichtsinn, und sonderlich meinen Hochmuth und gloriam ingenii: je länger je besser. Gott lehre mich, mich selbst zu überwinden.

1741.

6 Jän. Ich weiß nicht, warum ich so ruhig bin. Vater ist es von dir, so laß es währen; ist es aber, wie ich wohl fürchte, von der Welt, so laß mich lieber am Aeussern leiden, auf daß du dich des Geistes erbarmest.

8 Jän. Du hast mich wieder heimgesucht, mein Vater! Du hast mir ein einziges liebes und hoffnungsvolles Pfand meiner ehelichen Liebe entrissen. Im Zeitlichen hast du mich auch eines grossen Theils des Meinigen entblösset. Gelobet sey dein Name! — Demüthige, o Gott! dieses in sich selbst verliebte Herz; reiß die Larve von meinem Gemüthe, daß ich die Falschheit meiner Triebe recht einsehen und würdiglich bereuen möge. Heile, Vater, wann und wie du willst: Nur machs mit meinem Ende gut.

21 Jän. Ich bin wiederum sehr ruhig. Aber alle Ruhe die nicht gegründet ist auf das Zeugniß des Geistes, ist ein durch Schlaftrunk erzwungener Schlummer. Du aber Herr kannst überschwinglich helfen. Zerstöre die falschen Quellen meines Trostes, und gieb mir die Lebendige, die niemand gereuet. — Strafe mich, auf daß ich dich allein, nicht meine Ehre, nicht das Tändelwerk meiner Studien und weltlichen Freuden zum Grund meiner Ruhe setze. Amen.

24 Jän. Ich habe heute den Gottesdienst der Lektür eines thörichten Lobes nachgesetzt, da ich doch weiß, wie schädlich solche Speise mir ist, und wie angenehm das Gift sich einschleichet. Ich schäme mich zwar einigermassen — aber noch nicht genug — O reinige mich von dieser so vielfältig mir anklebenden Unart!

27 Jan. Seelig sind die Friedfertigen und die reines Herzens sind! — O mein Gott! wie fern bin ich von diesen zweyen Seeligkeiten. Wie giftig, gehäßig, neidisch, unempfindlich, nachredig, kritisch bin ich! — Alles dieses erkenne ich für Sünde und thue es doch täglich. Es quillt aus meinem Herzen wie Wasser aus der Quelle; — — so bald ich mich rege, so ists Sünde und Bosheit.

28 Jan. Heute bin ich wieder ganz ruhig. Warum? weil meine Arbeit mir nach meinem Sinne gehet, weil ich ein Stück endige; weil ich alle Tage eitele und schmeichelsüchtige Menschen vor mir habe. Denn sonst hätte ich die gröste Ursache zur Betrübniß. Bin ich nicht arm vor Gott, ohne Liebe, ohne Andacht, ohne Eifer, ohne Entschliessung — und einzig beschäftiget mit opere operato. Ach was bin ich vor Gott und den Menschen ein Wurm!

23 März. Was nahet das Volk zu mir mit seinen Lippen, und in seinem Herzen verachtet es mich. O Gott, diesen Vorwurf verdiene ich nur zu wohl.

Denn ob ich gleich aus gesetzlicher Furcht etwas thue, so ist doch mein Herz ungebrochen und unlauter. —

24 März. Wie erkenne ich bey einem geringen Zufalle meine Ungeduld, meine Aengstlichkeit in zeitlichen kleinen Dingen, da ich doch in den wahren und grossen so kaltsinnig bin. O Herr erbarme dich meiner! Deine Liebe ist über alles; du kannst auch mein kaltes, böses Herz erwärmen, und lebendig machen.

30 März. Gott bessere du mein Herz, in dessen Händen aller Menschen Herzen sind. Mache mir die Ewigkeit nahe und groß, das Zeitliche aber klein wie es ist; — nimm mir die Verwirrung meines Gemüthes, daß ich Frieden mit mir und allen Menschen haben möge; auch nicht verdrießlich, sondern aufgeweckt, freudig zum Gebet und allem Guten seyn möge. Amen.

10 April. In dieser allgemeinen Freudigkeit der Natur, bin ich auch aufgeräumt und zufrieden. O daß dieser Friede auf eine völlige Uebergabe in den göttlichen Willen, und auf eine wahre Freyheit gegründet wäre!

13 May. Die Eröfnung, die ich gestern gethan, ist, was soll ich sagen? *) — O mein Gott! wenn sie mir schädlich ist, so steh im Weg und wehre meinen Absichten. Laß mich nicht ein Kreuz von

*) Als er sich wieder verehlichen wollte.

dir erzwingen, sondern wenn ich je wieder in die Welt treten soll, alles nach deinem heiligen Willen geschehen. Zeige mir selbst deine Wege, und laß mich deinen Rath erkennen.

18 May. In der grossen Ruhe worinn ich mich befinde, sollte ich billig Gott für alle das Gute danken, das er mir beschereet hat. Er hat meine zeitliche Umstände so gebessert, daß ich keinen Ueberfluß, aber auch keinen Mangel habe. Er hat meinem Gemüthe alle erforderliche Kräfte gegeben, meine Pflichten zu kennen, und meine Verbindlichkeit gegen das grosse Wesen einzusehen. Kinder, Haus, Stelle, alles sind Gaben, die ich theils nicht verdient, theils nicht anders wünschen könnte. O Erbarmer lehre mich diese Güter nach deinem Willen gebrauchen!

24 May. Ich bin heute sehr ruhig und zufrieden; weil ich an der Macht der Paßionen einige Abnahme gefunden. So sehr ists wahr, daß wir niemals ärmer sind als wenn wir reich werden, und daß man niemals ruhiger ist, als wenn man völlig nichts hat. O daß ich mich Gott völlig ergeben und in den Stand der Kindschaft treten könnte — dann würde mein Leben ein beständiges Wolleben seyn.

26 May. Ich lebe nun viel ruhiger. O, daß ich doch recht glaubte, daß die Menschen je mehr sie über die Nothdurft Güter erlangen, je mehr

sie auch von der wahren Ruhe verlieren. Denn ihre Leidenschaften sind doch unersättlich und werden hungriger, je mehr ihnen gelassen wird. O daß ich dagegen mich an den Gütern des Heils vergnügen könnte, die alle Tage schmackhafter werden, die in Ewigkeit die unsrigen bleiben sollen, die auch einzig unserm ewigen Geiste angemessen sind.

11. Jun. Ich sehe, fühle und erfahre täglich, daß Ehre, Gut und Zerstreuung ohne deinen Frieden o Gott nichts nütze ist. Wie kann ich denn mein Herz daran hängen und es wünschen? Lieber Vater schlage mir ab, alles was nicht — wahrhaftig nützlich ist, denn es ist mir unerträglich ohne Leiden zu seyn.

18. Jun. Lieber Vater, du bist doch die einzige Gesellschaft einer ewigen Seele. Es ist nicht einmal möglich, daß sie ohne dich bestehen könne. Ihr eckelt vor Ehre, vor Wollust, vor allem Zeitlichen. Sie fühlet wohl, daß sie für dieses alles nicht gemacht ist! Und ungeachtet dieser Ueberzeugung sind wir dennoch dir ungetreu, und leben am ungernsten mit dir. Wir haben tausend kleine Künste von dir abzuweichen. O mein Erbarmer, leite doch mein Herz, daß es dich, die Quelle alles Guten lieben möge!

22. Jun. Erbarmender Gott, versuche mich nicht über mein Vermögen. Siehe zu meiner vielen und verhärteten Bosheit kömmt noch die Lektür

verfluchter Bücher, die dich zum Lügner machen wollen. Aber nein, deine Wahrheit ist stärker als ihre thörichte Spitzfündigkeit. Siehe wie elend sie die Stelle im Jesaias auf den König Hiskiah verdrehen. Ist er denn für sein Volk geschlagen, hat er uns durch seine Wunden gerecht gemacht? O Herr ich glaube, hilf aber du meinem Unglauben!

22. Juli. Dieses lange Intervallum bedeutet nichts Gutes. Wenn ich Gefallen hätte an göttlichen Dingen, würde ich mein Herz vor Gott auszuschütten nicht unterlassen haben. Aber es herrschen noch darinn die alten Feinde, und ihre Gewalt nimmt eher zu als ab. Wie herrscht nicht mein Hochmuth! O mein Gott lehre mich doch erkennen, daß ich nichts bin! auf daß ich mit Demuth und Einfalt zu dir beten könne!

25. Jul. Ich lese in der Bibel, durchgehe die Geschichte des leidenden Erlösers, und denke zugleich an meine Pflanzen, oder an andre Possen. Kömmt ein weltlich Blatt, das mich von den Betrachtungen abruft, so lege ich das Wort Gottes hin, und lese so viel, daß mir von dem Samen unmöglich ein Körnlein übrig bleiben kann. Ists dann Wunder, daß ich am gleichen Orte stehen bleibe, und nicht den geringsten Wachsthum des Guten fühle?

26. Jul. Diese wenige Zeilen zu schreiben habe ich mich selbst heute kaum bereden können. Ich

weiß auch wohl, daß Gott mit dem gethanen Werke nichts gedient ist, und daß ihm vor allen unsern Prätensionen den Himmel zu gewinnen, eckelt. Aber dennoch ist uns der Gebrauch der Mittel anbefohlen, und wem diese geringe Pflicht zu schwer ist, der wird die schwerere Aenderung des Sinnes, noch viel weniger wagen. Den ganzen Tag, die Ruhezeit, jeden Augenblick meines Lebens, besitzt meine unruhige Werksucht; die ich zu nichts brauche als mich zu hindern, daß ich mich selbst nicht einsehen möge. Niemals ists mir gelegen an Gott zu denken, nichts mag ich weniger, als das, was einzig nothwendig ist. —

1. August. Bey der äusserlichen Freude, die ich bey Beendigung eines Werkes allemal empfinde, und von andern Betrachtungen bestärkt wird, — fühle ich doch gar sehr die Stachel der Ueppigkeit und die Saumseligkeit in göttlichen Sachen. Die Gerechtigkeit die vor Gott gilt, mag doch einzig nur wahre Freudigkeit gewähren, und um diese bitte ich dich, Herr mein Erbarmer!

11. Aug. Herr hilf, daß ich dich und in dir den Nächsten lieben möge. Du siehest wie böse ich bin, wie leicht ich mich für beleidiget halte, wie sehr ich von allen Menschen Anbetung verlange, welcher Fehler mich um alles Zeitliche Vergnügen gebracht hat. Stille mein Gemüthe —

daß er über seine Sünden wache, so wird es bey den Menschen schon schweigen. Hilf und errette! Amen.

13. Aug. Ich elender Mensch, wie sehr hängt mein Herz an tausend zeitlichen Kleinigkeiten. Ich suche Friede, wo keiner ist, im Gewühl von Büchern, von Arbeiten, von Projekten. Und den Geist, der in mir ist, der ewig bleiben wird — vergiß ich darob.

11. Sept. In dieser Stille worinn ich lebe, hindert mich niemand an Gott zu denken, als ich selber. Meine Geschäfte sind in meiner Willkühr; Menschen habe ich nicht Ursache zu suchen, am wenigsten aber werde ich in solche Zeitvertreibe eingeflochten, die mir zu sündigen Anlaß geben mögen. Um mich habe ich nichts das zur Sünde reizet, sondern mein nothdürftiges Auskommen. Aber ich weiß noch Mittel genug mich zu verführen. Ich hefte meine Augen auf anzügliche Stellen in Büchern, ich wende sie von der Offenbarung und geistlichen Dingen ab. Ich setz mir meine Ehre, meine Ruhe zur Absicht meiner Handlungen vor; und denke nicht einmal im Ernste an Gott.

1742.

1. März. In meiner grossen Ruhe ist doch keine wahre Ruhe. Mir fehlt der Friede mit Gott,

das Vergnügen, mich an ihn als einen gütigen Vater zu wenden; die Lust ihm mein Herz zu öfnen, und die Ewigkeit und das wahre Interesse meiner Seele zu beherzigen. Mir fehlt der Glaube, der ins Leben einfliesset. Gott erbarme dich!

11. März. Eben der Hochmuth und das ungebeugte Wesen macht mich unerträglich. Daß ich alles in der Schärfe von den Menschen erwarte, und gegen dieselbe mich zu nichts herunterlassen kann; da mich doch sonst der Anblick meines Elendes und meiner Unvollkommenheiten billig beugen sollte.

16. April. Alles ist voll deiner Güte und Liebe o Vater! Himmel und Erde glänzt von den Spuren deiner Mildthätigkeit — und selbst die dunkelsten Herzen empfangen davon ein Licht. O Vater erbarme, und biß gnädig auch uns armen von dir abgewichenen und verdorbenen Seelen. Erneuere auch uns zu deinem Bilde!

17. Jun. Mein Gott, erbarme dich doch meiner! Da ich zu allem Guten selbst im Zeitlichen, mich so äusserst verdrossen finde. O Vater heilige mich, ändere meine böse, ganz ans Eitle festgewachsene Natur. Hilf mir, daß ich doch an dich, an den Tod, an die Ewigkeit denken könne, und nicht ganz ein Heide werde.

23. Jul. O wie gut haben die es, die einzig Gott lieben, und sich ihm überlassen; die also weder Menschen zu fürchten haben, noch mit denselben im Streite leben. O Gott so lange ich noch lebe, ists noch Raum zur Gnade, die verleihe mir, und ermuntere die bey mir versunkene Versicherung, daß alles hier eine Kleinigkeit und nichts als die Ewigkeit unsrer Betrachtung würdig sey.

2. Aug. Obwohl auch das was ich eben jetzt thue, nicht von aller Heucheley frey ist, und an meinem Herzen noch alles voll Weltliebe und Unreinigkeit ist, so komm ich doch zu dir o Vater, denn du hast allein Worte des Lebens. Erwecke in mir einen seeligen Schrecken über meine tiefe Bosheit, und die sich annähernde Ewigkeit! Erbarme dich!

8. Aug. Was habe ich, wenn ich von Gott abweichen und mich selbst allein suchen will? Alle Kreaturen empören sich über mich. Ich finde in der Welt anstatt Vergnügen und Frieden ewigen Widerspruch, Haß und Verachtung. O daß ich mich doch von dieser Sklaverey losreissen könnte, wo man es so schlimm hat; und mit Verläugnung der auf lauter Stolz ruhenden Empfindlichkeit, mich in die Ordnung Gottes fügen könnte, woraus alles übrige fliessen würde.

11. Sept. So lange bin ich wieder vor dem göttlichen Angesichte geflohen. Ich habe nichts da-

bey

bey gewonnen, Empfindlichkeiten, Zorn, Rachsucht, Mißvergnügen haben mich gefoltert; und die ich alle würde vermeiden können, wenn ich mehr Christenthum, mehr wahre Liebe zu Gott hätte!

14. Oktob. Die Welt bezahlt mich, wie ichs verdiene. Je mehr ich von Gott weiche, je elender und unglückseliger werde ich. Mein Hochmuth fordert eine allgemeine Verehrung, und die wird mir aller Orten abgeschlagen. Verachtung und Feindschaft zeigen sich täglich deutlicher. Wie glücklich ist man, wenn man im Frieden mit Gott lebt, und von der Welt nichts verlangt. O, daß sich das Herz so leicht bekehren liesse, als der Verstand!

18. Okt. Je weniger ich mit Gott umgehe, je weniger ich mich dem Geiste seiner Sanftmuth übergebe, je mehr leide ich, und werde von der Welt selber für meine Liebe gequält. Ists denn nicht möglich, mich einmal zu bereden, daß aller dieser Streit über Thorheiten, und der Sieg dabey selber sündlich ist! *)

*) Herr v. Haller hatte damals verschiedene gelehrte Streitigkeiten, wovon seine gelehrte Geschichte umständlich den Beweis führt.

1743.

7. Jan. Abermals ein neues Jahr, worein ich mit allen den heftigen Leidenschaften und dem gewaltigen Triebe des Bösen eintrete. Tausend tobende Regungen wallen in mir, und benehmen mir fast allen Muth und Hoffnung! Gott erbarme sich meiner! Lehre doch, mich selbst verläugnen! O du mächtiger Gott! ich begehre nicht, daß sich die Welt ändere, oder sich mir unterwerfe; nein ich begehre nur, daß ich mich ändern könne. Erbarme dich!

1744.

25. May. O daß ich doch in dieser Stille, an die Ewigkeit gedenken, und die elenden Vortheile dieses vergänglichen Lebens in ihrem wahren Preise schätzen könnte! O daß ich doch endlich nicht nur wüßte, sondern fühlte, daß ausser dem Frieden mit Gott keiner ist; und daß auch das glücklichste Leben nichts als ein schwerer Traum ist, den eine Ewigkeit enden wird.

22. Sept. Du hast mir wieder einige Hoffnung erweckt, erbarmender Vater! Laß mich doch immer mehr fühlen, daß wenn der Weg zur Seeligkeit schon schwer sey, er dennoch nicht ganz unwegsam ist. Erwecke nur Hoffnung und Begierde! ziehe mich zu dir!

18. Oktob. Ohne Gott ist das menschliche Herz ein unaufhörlich stürmendes Meer, und so lange man sein Glück im Eiteln sucht, so lange lebt man ohne Ruhe und Seeligkeit.

25. Okt. Vielleicht wäre es besser, wenn ich nur lieber nichts mehr hier aufzeichnete. Was ist es alles, als halbes, kaltes, laues Gesetzwerk! Ist etwas an meinem Gemüthe gebessert oder geändert? Habe ich mehr Demuth, mehr Liebe für den Nächsten, mehr Gefühl von Gott und den Heiland! Ist nicht selbst diese Schrift eine Heucheley!

8. Nov. Jahre vergehen, Unglücke drohen; schlagen ein oder verschonen. — Meine Frauen sterben in meinen Armen; meine Kinder gehen vor mir hier zur Ruhe; meine Schwachheiten klopfen und melden den Tod an; und ich schlafe, schlafe wachend, mit offenen Augen, und zwinge mich selbst da ich wache, zum Schlafe! Welche Verkehrtheit! o Gott; soll sie währen, so lange als ich selber währe!

22. Nov. Zeige mir o Gott! daß ich eine schwache ummächtige dependirende Kreatur bin; — daß das Leben ein Augenblick und die Ewigkeit vor der Thüre ist!

1745.

17. März. Ich verreise mit Gefahr und Beschwerlichkeit. *) O daß es unter deinem Schutze mein Vater! geschehen könnte! Du allein kannst alles wenden, und forderst nichts für unsre Erhaltung, als daß wir dich darum bitten. Das thue ich fußfällig. Erhalte mich und die armen Meinigen; und lasse sonst mein Vornehmen glücklich oder unglücklich seyn, wie es dir weiser Vater am besten gefallen wird. Amen.

6. Jun. Von der Reise befinde ich mich mit dem gröſten zeitlichen Vortheile und aller Gesundheit wieder hier. Meine Seele ist aber dadurch immer mehr und mehr zerstreut, erkaltet, ja fast zum Beyfall äusserlicher Sünden gereizt worden. Erbarme dich meiner o Vater! und reinige mich; wecke den fast verglommenen Tacht in meiner Seele auf, und schrecke mich, daß ich weiser werde!

4. Okt. Die gröſte Hinderniß in der Bekehrung ist die Meynung, daß ein christliches Leben unmöglich seye; daß es zu viel von uns fordere, daß unser Herz zu dieser beständigen Verläugnung nicht geschickt sey. Diese Hinderniß nimm o Gott von mir, und lehre mich glauben, daß man ein Christ seyn könne. Gieb mir Muth zu dieser Lebensänderung, und Kraft in einem neuen Wege zu wandeln.

*) Nach Bern; wo er in dem gleichen Jahre in den grossen Rath erwählt worden.

27. Okt. Gestern hab ich mein 28. Jahr angetreten. Mein Mittag ist vorbey. O daß ich am Abend mich bekehren möchte, ehe die völlige Nacht herandringt, wo Niemand wirken kann. O daß ich auch jetzt in diese Einsamkeit mein Gemüthe sammeln und mich mit Ernst der göttlichen Zucht unterwerfen möchte! Aber mein Herz ist noch voll Haß und Feindschaft, und mein Christenthum ist fast ganz erloschen.

14. Nov. Alle Tage werde ich mit neuen Gutthaten der Vorsehung überschüttet. Alle meine Nothdurft und noch mehr hat er mir gegeben; mich in mehr Ehre gesetzt, die Meinigen in vollkommener Gesundheit erhalten. O Vater, alle Lände sind deiner Güte voll. Gieb mir Gnade, daß ich diese Gutthaten erkenne, dich ehre, dich preise, und insonderheit mich erinnern möge, daß alles dieses nur ein Traum ist, wovon man in der Ewigkeit erwachet.

1746.

1. Jan. Nun sind es bald zehn Jahre, daß meine junge und muntere Marianne im Staube und unter dem Jakobsbaume liegt, der mir täglich vor Augen sich zeigt. Wie leicht, wie natürlich wäre es gewesen, daß anstatt ihrer, ich selbst schon diese lange Zeit in der Ewigkeit zugebracht

hätte, und daß mein Schickſal vielleicht auf eine unglückliche Weiſe auf ewig determinirt wäre. Indeſſen lebe ich noch aus ſo vielen Zufällen errettet. O daß ich doch dieſe Friſt ſo gebrauchte, wie es der göttliche Rath zu meinem Beſten abgeſehen. Vater erbarme dich meiner und meiner ſorgloſen Unempfindlichkeit! Wecke mich auf, zeige mir, daß ich auf dem Rande des Abgrundes ſtehe, und vielleicht keine Viertelſtunde ohne zu ſtürzen, weiter zu gehen habe. Erbarme dich meiner! und laß meine Seele theuerer vor dir ſeyn, als ſie leider vor mir iſt!

24. Jan. Ich finde meinen Körper ziemlich geſchwächt; wie wäre es, wenn er ſich nach und nach zur Ruhe neigte, und mich der Ewigkeit überließe? Welcher Donnerſtreich würde dem Schrecken ähnlich ſeyn, den ich darüber einnehmen würde! Warum ſind denn die Feſſeln der Boßheit ſo ſtark, daß ich ſie nicht zu brechen vermag? O Vater, bey Menſchen iſt es unmöglich, aber dir iſt alles möglich.

[redacted]. Jan. Mein Gemüthe kann die guten Tage nicht vertragen. Es wird immer dabey eitler, von Gott entfernter, in ſich ſelbſt verliebter, gegen andere Stolzer und empfindlicher. — Mein Vater, rege mein ſchlafendes Gewiſſen an, daß es in der Ewigkeit aufwachet;

schließe mich nicht ewig von deiner Gnade aus! Amen.

13. März. Hin und wieder wird meine Ruhe durch kleine aber dennoch empfindliche Dinge gestört. Mein Stolz kann nichts vertragen und wird mir selber zur Strafe, da ich doch in der tiefsten Stille und Ruhe sonst leben könnte. Ich überhäufe mich auch mit Arbeit, und mache mich zu den nöthigsten Betrachtungen untüchtig.

26. März. Den ganzen Tag hab ich leider mit Eitelkeit zugebracht; und dessen vergessen, welches einzig nöthig ist. Wenn nichts anders die Wirklichkeit eines Bösen wider uns arbeitenden Geistes bewiese; so wäre es eben diese allem Guten widerstehende Zerstreuungen, die so unüberwindlich mich überfallen. O daß ich aber bey der Gefahr auch auf die Mittel derselben zu entfliehen, mehr und mehr merken möchte!

27. März. Obwohl der Unglaube mich bestürmet, so weiß ich doch, daß es wirklich eine Ewigkeit, einen Gott, und einen Widersacher des Guten giebt. Ich bin davon überzeugt, nicht aus der Vernunft allein, noch aus der Offenbarung, sondern auch aus der Empfindung, des wider alles Gute wütenden Bösen. Da ich also eine Ewigkeit und alles andere glaube, was die Offenbarung bekannt macht, warum bin ich denn so sorglos, so eitel, warum setze ich mein größtes Wohl

gefallen in die Welt, in meine Thorheit, in meine Studien, in meinen Eigenwillen und andere geringfügige Dinge. — Ach Vater erbarme dich meiner. Rege in mir die Flamme auf, nach dir zu verlangen, und meine Seeligkeit da zu ſuchen, wo ſie ewig währen kann!

10. May. Mein Zuſtand iſt der gleiche. Je mehr ich äuſſerliche Wohlthaten empfange, je mehr hänge ich mich an die Eitelkeit, und ſuche darinn mein einziges Vergnügen. Mein Leben wird mir zum Traume, worinn mir kein ernſthafter Vorwurf zu Sinne kömmt, und ein thöricht Bild das andere vertreibt.

8. Jul. In groſſer äuſſerlicher Ruhe und innerlicher Unruhe bringe ich meine Zeit zu. Vergnügt mit dem Irrdiſchen, aber mit Recht beſorgt für das Ewige. Gott erbarme ſich meiner, und erwecke in mir das faſt ganz erſtickte Gute.

27. Jul. Die gleichen tumultuirenden Paſſionen fahren fort mich zu quälen, und laſſen mir keine Ruhe; auch habe ich keine zu hoffen, ſo lange ich mich in den göttlichen Willen nicht ganz ergebe. O mein Gott erbarme dich meiner, und rühre mein Herz, daß ich ſehen könne, daß Geduld und Gelaſſenheit der wahre Weg zur Ruhe, und ohne dieſelbe keine für mich zu hoffen iſt.

29. Jul. Mein Gott, was habe ich nicht ausgeſtanden, und was hat man nicht auszuſtehen, wenn man

nach dem thörichten Systemate des Hochmuths alles Gerade und in der Ordnung unsers Willens haben will. Wie glücklich ist der, der seinen Hochmuth darinn überwunden, und sich mit der Ordnung der Welt begnügen kann, so wie sie Gott gemacht hat. O Gott bessere mich, und hilf mir einsehen, wie sehr ich mich selbst zeitlich und ewig quäle. Gieb mir Gelassenheit und christliche Liebe, und Ruhe des Gemüths.

1747.

13. Jan. Ach die unerträgliche Empfindlichkeit über alles, was mir zu nahe tritt; Hochmuth, Zorn, unversöhnliches Wesen. — Ist dieser Zustand nicht der Hölle ähnlich? — O mein Gott, wie wird es so schwer seyn mich zu retten! O daß ich meinen Willen zu mehrerer Nächsten- und Gottesliebe anwendete, und nicht so kalt, so irrdisch, so hart, so unversöhnlich, so ehr ohne Gottesfurcht wäre!

23. Jan. Mein Gott, bekehre mich von meinem bösen, harten, feindseeligen Sinne zu der Demuth und Sanftmuth deines Kreuzes! Laß mich deiner Gnade würdig seyn! Sey du selbst meine Gerechtigkeit!

5. Apr. Nur die Friedfertigen werden den Himmel ererben. —

11. Jan. Dank sey Gott, dem Liebhaber unsrer Seele, daß er mich nicht einem gefährlichen Wohlstande übergiebt, sondern mich züchtiget, auf daß ich nicht vergesse, welch ein elendes Geschöpf ich sey.

22. Febr. Und nicht länger währet diese geringe Trübsal, darauf kömmt eine Ewigkeit, daran kein Ende ist. Liebhaber des Menschen! Laß auch meine Seele vor dir kostbar seyn; rette mich von der Herrschaft des Zorns, des Hochmuthes, des schwarzen Grolls. Vergieb mir meine Sünden! Amen.

2. März. Ich danke dir, o Vater, daß du mir ein so ruhiges und vergnügtes Leben geschenkt hast. O daß ich auch im innern so ruhig wäre, und ein gutes Gewissen der Grund dieser Ruhe wäre! *)

1772.

1. April. Nach einem Schlummer, der allzulang gedauert hat, erweckte mich Gott durch drohende Krankheit; ein Fall, der mein Tod hätte seyn können, erschütterte mein Gehirn auf eine Weise, die ich niemals gefühlt hatte; hemmte zum Theil meine Zunge, und überzeugte mich, daß

*) Viele der folgenden Jahre sind in englischer Sprache verfaßt. Sie haben aber den gleichen Ton und die gleiche Stimmung des Herzens. Ich nähere mich nun den lezten Lebensjahren.

weder mein Leben, noch der Gebrauch meiner Seelenkräfte in meiner Macht sind. Eine fremde noch von mir untergründete Krankheit, die die Hauptquelle des Lebens angrief, die Triebfeder aller Bewegungen zum Theil lähmte, und vom Tode nur wenig unterschieden war; — denn das Ausbleiben noch eines Schlages des ermüdeten Herzens wäre der Tod gewesen. — Und nun mußte die Seele erwachen, die unter der einwiegenden Stille der Wissenschaften in einen Schlummer der Sicherheit verfallen ist. Und nun kann ich es mir nicht mehr bergen, daß ich mit grossen Sünden beladen, gegen Gott kalt, mehr historisch überzeugt, als mit wahrer Liebe belebet, gänzlich ausser Stand bin, vor dem Angesicht des Allerhöchsten zu erscheinen. Und nun fühle ich die Last der Sünden, womit meine Seele gedrückt ist, und das Leere alles dessen, was die Erde und die Menschen zu ihrer Beruhigung aufbringen können. Wie in einen Abgrund, der ohne Aufhören in eine unendliche Tiefe sich versenkt, fällt sie ohne Rettung, wenn Gott sie nicht rettet. Das Gehirn und das ganze Nervenhaus der Seele ist dabey wirksam und frey; es sind nicht hypochondrische Dünste, die meine Leiden vergrössern. — Niemals habe ich deutlicher eingesehen, niemals überzeugender gefühlt. —

12 Aprill. Heute und seit einigen Tagen finde ich mich ganz trocken und fühllos, unempfindlich für das gerettete Leben, für die gröstentheils hergestellte Gesundheit, für die Aufweckung zu dem einzig nothwendigen Geschäfte. Meine ganze Religion dünkt mir nur auf den Lippen und in dem äussern Verstande zu haften, denn mein Herz ist mürrisch, unzufrieden, und ohne Glauben. Dennoch soll ich dir, o du höchste Güte, danken, daß du meines Lebens im Lauf meiner Sünden geschont, daß du mich nicht dahin gerissen hast, daß mir Zeit gelassen worden ist, mich umzusehen und zum Einzig-Nothwendigen zu bereiten, weil es noch Zeit ist, weil die Kräfte meiner Seele noch im Stande sind. — Dennoch sollte ich im Staube danken, daß mich die himmlische Güte der Herrschaft despotischer Laster entzogen, und mir den erträglichen Zustand gegönnet hat, in welchem ich beten und seine Gnade flehen darf. —

Meine Unzufriedenheit wird die Natur der Dinge nicht ändern — dennoch wird meine Stunde ablaufen; dennoch werde ich näher an den Rand der Ewigkeit kommen; dennoch wird ohne die Gnade Gottes keine ruhige Stunde in meinem Leben und noch weniger in der Ewigkeit für mich seyn.

O so werf ich mich elend, unwürdig, von meiner Undankbarkeit überzeugt, zu deinen Füssen, ewige Liebe! Du hast versprochen, die Trübseeligen, die Beladenen, anzunehmen. Ach der bin ich, sowohl weil ich mit vielen Sünden beschwert bin, als weil ich diese Last nicht fühle, wie ich sie fühlen sollte; weil ich gegen dich, o Gott! kalt und ohne kindliches Zutrauen bin.

19 Aprill. Heute begehet man die Feyer des auferstandenen Jesus, den Tag, der das Siegel auf die Göttlichkeit seiner Sendung drückt — den Tag, auf dem unser Glaube ruhen, und unsre Hoffnung sich gründen soll. — Ein grosser Tag für das Menschengeschlecht! Ein grosser Tag auch für mich, der ich eines Erlösers so sehr benöthiget bin.

Wie billich wäre meine Freude, wie natürlich wäre es, wenn ich mit einer unendlich grössern Theilnehmung diesen Tag begienge, mit der man einen Tag begehet, an welchem man ehemals einer grossen Lebensgefahr entronnen ist!

Wie viel mehr Ursache hätte ich noch, der ich eine so beschwerliche und drohende Krankheit erlitten habe, wo kürzlich mir der Tod, das Ende der Gnadenzeit so nahe gewesen ist. Wie unbegreiflich kalt bin ich bey so vielen Anlässen zur Rührung; ich, der sich sonst in geringern Umständen so gerührt findet und Thränen vergiessen kann.

Was soll ich thun, o mein Herr und mein Gott! dich anrufen, daß du dein Licht in meinem Herzen wollest aufgehen lassen, und mir zeigen mögest, was der grosse Endzweck meines Daseyns sey, nemlich dich zu kennen, dich zu lieben, deinen Befehlen zu gehorchen, und deine Gnade über alles zu suchen. Lehre mich, die unzähligen Wohlthaten, besonders die Unermeßlichkeit deiner Gnade im Werk der Erlösung täglich lebhafter einsehen, auf daß ich zum Dank erweckt, und würdig werde, auch meinen Antheil an der Erlösung hoffen zu dürfen.

26 Aprill. Eben die unaufhörliche Klage, verstärkt durch eine Uebereilung, die wider tausendfache Entschlüsse vorsichgieng. Eben die Kälte, die Abgeneigtheit, mich selbst zu prüfen, in mich selbst zurückzukehren, und die Schande vergangener Zeiten durchzusehen. Dennoch hoffe ich auf dich, o Herr! Du hast den Manasse, den David, den Paulus zurückgerufen, und ihnen den Zutritt zu deiner Gnade eröffnet; du hast auch mir das Leben verlängert; weil du mir Zeit zur Busse hast geben wollen. O so gieb mir selbst auch den Geist der Busse, den Ernst zur Besserung, die Beständigkeit auf dem Wege der zur Rettung führet. — Gieb deinem Worte, und den Worten derer die dich lieben, die Kraft mich aufzuwecken; denn ohne dich, stolze Menschen mögen sagen, was sie wollen; kann ich

nichts thun, meinem Gewissen nichts antworten, mich mit keinem Zutrauen dir nähern, dein Gericht nicht erwarten. O so mache meinen Dank, meine Treue gegen den Retter recht lebhaft. Amen.

3 May. Ich soll schreiben, und weiß nicht was. Mein Gemüthe ist so trocken, so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Und doch muß ich von meiner Seele und ihrem Zustand reden, der mich am meisten beschäftigen soll. Nun da ich gesund und im Aeusserlichen ohne Bekümmerniß bin, sollt ich nicht bereit seyn zum Danke. Aber ich liege im Schlummer; zum Umgange mit Gott, zum Gebete, zu allen ernsthaften Betrachtungen ungeschickt. Was hätte ich nicht noch vor wenigen Wochen gegeben, so gesund, so sorglos zu seyn, wie ich jetzt bin. Und wie wenig fühle ich nun diese Geschenke Gottes, die wiedererlangte Gesundheit, die Zerstreuung des Kummers, den Frieden mit aller Welt. So unbegreiflich, so verdorben ist das menschliche Herz.

10 May. Ungefähr eben so; vielleicht mit minderm Gefühle. Ueberhaupt freudig und munter aber nicht genug begierig nach der Freudigkeit, die sich auf den Frieden mit Gott gründet, und nach den Mitteln, die zu diesem Frieden führen. Zerstreut, an die kleinen Geschäfte des Lebens verknüpft; auch wohl auffahrend und nicht so sanftmüthig, wie das Christenthum es fordert. O er-

barme dich, Herr, reiche mir deine rettende Hand!

24 May. Morgen iſt es wieder um eine groſſe Veränderung in meinem Leben zu thun; wobey Eitelkeit und Eigenliebe mit unterlaufen mögen, und wo ich ſelbſt befürchten muß, durch die Erhöhrung des Wunſches vielleicht vom Wege der wahren Glückſeligkeit abgewandt zu werden. — Mein Verſtand ſagt: (o daß es doch auch mein Herz in ſeiner tiefſten Empfindung ſagen möchte!) der einzige Weg nicht zu irren, ſey, Gott zu bitten, daß er dieſe und alle Begebenheiten meines Lebens ſelbſt regiere, mir abſchlage was ich als ein unerfahrnes Kind zu meinem Schaden wünſchen möchte; mir nichts beſcheere als was mir in der Ewigkeit heilſam iſt. Wird der Wunſch meiner Freunde erfüllt, o ſo zerſtöre, liebender Vater, die Keime des Böſen, die in meinem Herzen Wurzel ſchlagen möchten; dämpfe, den ſo leicht aufſteigenden Hochmuth, und laß mich niemals vergeſſen, daß Gaben und Aemter Pfänder ſind, die du anvertrauſt, und davon du Rechnung forderſt!

31 May. Mein Wunſch iſt in ſo weit erhört, der 25te iſt ohne Veränderung in meinen Glücksumſtänden, aber auch ohne Erſchütterung in meinem Gemüthe vorübergegangen. Meine Geſundheit hat in den lezten Tagen etwas gelitten, doch ohne ſonderliche Empfindung. Urſache zur Klage und zum Unmuth

muth habe ich nicht. Ich ſollte billich Gott mit Freudigkeit danken, der mir Zeit und Kräfte giebt zurückzudenken, und meine ewigen Angelegenheiten zu beherzigen — doch thue ich noch nicht genug — ob ich wohl keine heftige Begierde nach zeitlichen Vortheilen fühle, ſo iſt dennoch mein Gefühl fürs Ewige auch viel zu ſchwach, viel zu kalt, viel zu unthätig. Ob ich wohl fühle, daß ich ohne herrſchende groſſe Laſter bin, ſo arbeite ich doch nicht mit dem Eifer an meiner Beſſerung, wie ich ſollte — ich bin zu ſicher, und zu groſſen Entſchlieſſungen unfähig.

6 Jun. Dieſe Woche hat meine Geſundheit ſehr gelitten. Ich habe traurige und ſchwer zu ertragende Nächte gehabt. Gedankt ſey Gott für die Erleichterung, die er mir dann auch wechſelsweiſe beſcheert; gedankt ſey ihm für die Bürde, die er mir aufgelegt, und die nothwendig ſeyn mag, die Keime des Stolzes und anderer Leidenſchaften zu unterdrücken. Wenn nur mein Herz dieſen Dank eben ſo abſtattet, wie ihn mein Verſtand abſtattet. Aber dieſer ſieht jenſeits des Gegenwärtigen, mein Herz aber iſt an das Irrdiſche gebunden.

5 Jul. Meine Geſundheit erinnert mich oft an mein Ende, und an die Nothwendigkeit mich in einen Stand zu ſetzen, daß ich vor meinem Richter erſcheinen dürfe. Und dennoch iſt mein Herz ſo betrüglich, daß alle Empfindungen der nahen Ewig-

keit sich aus meinen Gedanken verlieren, und die nichtigen kleinen Verdrießlichkeiten des Lebens mich zur Ungeduld, zum Murren und zum Mißvergnügen bewegen; da ich täglich Gott danken sollte, weil er mir Zeit zur Buße und zum Frieden mit ihm vergönnet. Ich verlange von meinen Mitmenschen eine Redlichkeit, die ich Gott selbst nicht beweise. Ich verdenke ihnen den Mangel der Liebe, da ich die meinem Gott schuldige Liebe nur im Verstande und nicht im Herzen fühle. O ich wünsche aus dieser irrdischen Welt weg, und dahin zu kommen, wo der rechte Werth der Dinge hergestellt, und das höchste Gut auch am höchsten geliebet werden wird.

12. Jul. Wie elend ist der Mensch — bald niedergeschlagen, zerknirscht, zweifelnd an Gott, — dann wieder groß, trotzig und niemand bedürftig. Soll ich mir von Gott die Krankheiten, die Schwermuth wieder zurückerbitten, deren Erleichterung ich so sehnlich gewünscht hatte? Wenigstens dacht ich damals ernstlicher, vernünftiger; und erinnerte mich, daß ich ein Geschöpf sey, und einen Schöpfer habe, bey dem ich meine Zuflucht suchen soll.

2. Aug. Es ist doch ein elendes verdorbenes Wesen um den Menschen! daß er so gar nichts aus Dankbarkeit fühlt, daß er Gott nicht eher kennt, als wenn ihn alle andere Hülfe verläßt, und daß er

die Ewigkeit aus den Augen verliert, so bald der Pfeil des Todes ihm nicht in der Nähe drohet. Wie kalt, wie gezwungen ist alles, was ich thue, mein Wesen, mein Leben, dieses mein Bekenntniß.

9 Aug. Nun drohet wieder ein Sturm, oder wenigstens werde ich an Dinge erinnert, deren Vorstellung mir nicht anderst als verdrießlich seyn kann. Gott
1 wird abermals helfen, und ich soll es als seine Gnade erkennen, wenn theils die Erinnerung der ehemaligen Fehler erneuert, theils die zeitlichen Folgen der Sünde lebhaft vorgestellt, und endlich die ewigen Folgen ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Mein Alter dient mir übrigens zum Troste, alles was auf Erden mir beschwerlich ist, kann nun nicht mehr lange dauren; es muß bald verschwinden. Oefne nur du mir deine Vaterarme, und empfange mich in deinem Frieden, zu der Zeit, die deine Weisheit für mich ausersehen wird!

23. Aug. Gelegenheit zum Verdrusse. Obwohl [redacted] gute Absicht und die Uebereilung einigermaß[redacted] zur Entschuldigung dienen können, so sollte dennoch der Eindruck der nahen Ewigkeit auch die Möglichkeit solcher Fälle abhalten können. Aber immer noch ist die Macht des Gegenwärtigen dem Künftigen überlegen: immer noch vergißt man des Daseyns eines allsehenden Richters. Ist es

nicht ein böses Wesen, das mir einen falschen Spiegel vorhält, das vermeinte Gute groß, das unfehlbar Böse klein macht. Keine Muthmassung ist wahrscheinlicher als diese; auch die Arglistigkeit, mit welcher das Laster uns überschleicht, vergrössert diese Vermuthung. Ist es aber ein böses Wesen, das uns verleitet, wie unendlich wachsam sollten wir gegen die Einflüsterungen desselben seyn! wie eifrig sollte sich unser Herz wider die ersten Räthe dieses Feindes auflehnen?

30. Aug. Einige Spuren meiner Krankheit, die mir ehemals so unerträglich gewesen ist, und die mir jetzt fast keine Unruhe erwekt hat. Obwohl die Gründe dieser Zufriedenheit keine vollkommene Reinigkeit haben mögen, so danke ich dennoch dem Geber alles Guten, der die schwere Last der Ungeduld und der Verzweiflung mir abgenommen hat, worunter ich zuweilen fast erlag. Mag doch dieser Körper verwesen, wenn nur der ewige Geist in die Wohnung der Ruhe aufgenommen wird.

Sept. Gesundheit und Ruhe hast du mir wieder, o mein Vater! gegönnet. Meine Selbstliebe hast du an einer empfindlichen Stelle gebeuget, auch dafür sey dir o Vater Dank gesagt! Ueberzeugt bemerke ich, daß keiner meiner Fehler hingeht, der nicht auf der Stelle und schwer bestraft wird. Aber strafe hier o Vater! und schone dort.

Ein Laster hast du mehrentheils aus dem Herzen ausgerottet, wo es bittere Früchte getragen hat. Ein anderes noch schädlicheres, die Eitelkeit, rotte du auch aus, denn wie wolte mein falsches Herz sich selber reinigen. Mache es durch die Bestrafung meiner Eigenliebe verhaßt. Zeige mir, daß es in Zeit und Ewigkeit unglücklich machen muß, daß es unersättlich ist, daß es auf den erworbenen Ruhm eckel herab siehet, und nach denjenigen Lorbeern schnappet, die es nicht erreichen kann; daß jeder Mensch der ihm nicht schmeicheln will, sein Feind ist, und der nicht gewährte Zoll des Lobes ihm eben so bitter vorkömmt, als wenn ihm die Lebensmittel versagt würden.

20. Sept. Alles das nemliche, der etwas bittere Becher, der mir eingeschenkt worden ist, hat noch nicht ganz seinen Geschmack verlohren. Ich aber sollte billich der göttlichen Gnade danken, die meiner Selbstgefälligkeit zuweilen etwas in den Weg legt, und mich an meiner eigenen Bewunderung hindert. So thue es auch o mein Vater! drücke den Empörer, laß mich nie vergessen, daß ein befleckter Sünder Gnade, und nicht Ruhm suchen und annehmen soll; dämpfe alle diese aufsteigende Wallungen meines Herzens, worinn unaufhörlich das Böse gähret. Erinnere mich, daß die Ewigkeit allein mich beschäftigen, allein mein Trost und meine Hoffnung seyn soll.

27. Sept. Mächtig ist das Böse auch ohne die Reize der Natur, wer wollte nicht demüthig seyn, wenn er sein Herz erforscht, und gegen die Richtschnur hält, die ihm vorgezeichnet ist. Und was sind die Lüste, die sich der Ewigkeit vorgezogen wissen wollen? Kenne ich sie nicht, habe ich nicht ihr Elend tausendmal empfunden, und wenn ich sie genossen, gestehen müssen, sie verdienen den Wunsch eines Vernünftigen nicht!

4. Okt. Nicht umsonst habe ich mich über meine Kälte, und über die fortdaurende Herrschaft böser Leidenschaften beklagt. Es scheint aber der gütig sorgende Vater habe durch eine schlechte Gesundheit dem zunehmenden Uebel steuren wollen. — Auch für diese Gnade, denn es ist eine wahre und wichtige Gnade, danke ich ihm. Ein kränklicher Leib ist wirklich eine Gnade. — Die Feßeln der Zeitlichkeit werden dadurch gebrochen, die Ewigkeit ins Gesicht gerückt, und das elende Vertrauen zu nichts bedeutenden Gütern, in sein Nichts zurückgesetzt.

11. Okt. Meine Gesundheit hat gelitten. Aber Gott soll ich danken, daß sie gelitten hat: das ist das kürzeste Mittel die aufwallenden Begierden zu dämpfen, die Uebermacht des Gegenwärtigen zu bezwingen, und die Wünsche des an die Erde gebundenen Herzens der Ewigkeit zu nähern. —

25. Okt. Seitdem hat meine Gesundheit noch mehr gelitten. Aber bin ich besser geworden, ist mein

Herz näher mit Gott, mit dem Heiland verbunden? den ich doch als das einzige Mittel zum Heil und zur Rettung erkenne. Wie unendlich entfernt bin ich doch von dem Eifer, dem Feuer, mit welchem die ersten Christen an ihrem Glücke gearbeitet, und das elende vergängliche mit Füßen getreten haben. Wie anhängig an mich selber, an meine Gesundheit, an meine kleine Umstände und Angelegenheiten, wie unsinnig kalt gegen das ewige und einzig Wichtige.

1. Nov. Ich habe seitdem harte Tage ausgestanden — auch die sind vorbey. Dank sey dir o Vater, für diese Züchtigung, denn sie hat wieder schädliche Bewegungen gedämpft, die allzuheftige Anhängigkeit an das Zeitliche gemindert und mich erinnert, daß ich in allem nur von dir abhange.

8. Nov. Mein Körper verzehret sich nach und nach innerlich und sinkt zum Grabe. — Wo ist doch Trost in den annäherenden finstern Stunden zu finden? Wo anders als in den Armen eines versöhnten Gottes? Ach wie kalt ist diese Betrachtung! Wie frostig meine Liebe gegen den, der doch einzig die Schrecken des Todes und das Grauenvolle des Grabes versüssen kann; wie anhängig ist mein Herz an kleine Vergnügungen in der Arbeit, an Erleichtung meiner Schmerzen! wie unempfindlich gegen den Heiland, mit dessen

Arbeiten an dem menschlichen Geschlechte, ich mich doch täglich beschäftige! Und wider diese Krankheit der Seele, wo ist ein Mittel zu finden? Wo anders als im Gebethe, in der Anrufung Gottes, daß er mein Herz erweiche, es von dieser Welt loßreißen und zu sich ziehen wolle.

6. Dec. Nun hat die göttliche Gnade mir die beschwerliche Krankheit wieder abgenommen. Sie hat auch meinen Geist der niedergeschlagen war, wieder aufgerichtet, und mir den Muth gegeben, meine Arbeit mit Lust und Fertigkeit zu verrichten. Sollte ich nicht für diese wahre Güter dankbar seyn? — Und worinn bestehet der Dank, den Gott fordert? In meiner eigenen Glükseeligkeit; in meiner Besserung, die der Weg zum ewigen Heil ist. Sollte auch nicht das schreckbare Andenken so vieler Sünden, zum Ernst im Christenthum, zur Buße, zum Abscheu gegen alles das erwecken, was die Seele unheilbar verwunden kann? —

20. Dec. Auch in diesen letzten Tagen habe ich Gesundheit und alles Gute genossen; und wie kalt bin ich gegen die göttliche Güte gewesen, die geholfen hat, wo ich mir nicht helfen konnte. Und dennoch überzeug ich mich durch die tägliche Erfahrung, daß es noch viel unmöglicher ist, sich unter dem Drucke der Krankheiten und Schmerzen zu ernstlichen Gedanken und Ueberlegungen zu erheben, da der Körper selbst die Seele zer-

streuet, und daß mit Gott umzugehen keine Zeit geschickter ist, als die Zeit der Gesundheit und der Ruhe! Wie ist es denn möglich, daß ich diese Zeit, die doch unfehlbar kurz und nicht in meiner Macht seyn wird, nicht zu dem Zwecke gebrauche, und wie schwer ist ist es doch, sich von dem Sichtbaren zum Unsichtbaren und Ewigen zu erheben; wie matt sind alle Eindrücke, die nicht unmittelbar von den Sinnen kommen! Eben das ist der Leib des Todes, worüber so gar ein Apostel zu klagen gehabt, dessen Leben doch eine Folge lauter heiliger Bemühungen war.

25. Dec. Immer das nemliche: ein kränklicher Körper, doch so, daß es zu ertragen ist; aber ein mißvergnügtes verfinstertes Gemüthe, kalt, wo es warm seyn sollte; Undankbar und ohne Empfindung. Und dennoch bey dem jetzigen unvollkommenen Stande, habe ich Ursache genug zum Danke. Errettet von den gröbsten herrschenden Sünden, befreyet von einem körperlichen mich zu Boden drückenden Uebel, einige mehrere oder mindere Empfindungen meines Elendes, und einige Begierde mich von demselben loszumachen. Alles Vortheile, die ich der göttlichen Gnade zu danken habe, die durch meine Schuld unfruchtbar werden können, die aber dennoch der nothwendige Anfang zur wahren Besserung meines Zustandes sind.

1773.

3. Jan. Im Aeuſſerlichen ruhig, und ſo glücklich, als es mein Zuſtand und mein Alter mitgiebt, habe ich nichts als der göttlichen Güte zu danken. Aber thue ich es auch wie es Gott will. Bin ich erinnerlich, daß an ſeiner Gnade mein Alles hängt; daß das Gute der Zeit ein verſchwindender Schatz iſt; daß einzig die Ordnung, in welcher man ihm gefallen kann, der Wunſch und die Pflicht eines vernünftigen Geſchöpfes iſt! O laß mich Heiland meiner Seele! nicht vergeſſen, wie entſetzlich das Unglück eines Menſchen iſt, der dich vergißt; wie wenig Geſundheit, Glück, Ehre, und vortheilhafte Unternehmungen zur wahren Glückſeeligkeit beytragen können; wie fürchterlich im Grunde die Erfüllung unſerer Begierden, die Befriedigung unſers Ehrgeizes, die ungeſtörte Stille iſt, worinn wir die Ewigkeit verſchlummern.

10. Jän. Ich habe immer eben die Klage, und die Urſache darzu vermehrt ſich eher, als daß ſie ſich vermindert. Wieder habe ich die Angſt eines neuen Anfalles meiner Krankheit ausgeſtanden, dieſe Furcht iſt vobey gegangen, aber mein Herz iſt undankbar, unempfindlich geblieben. Die Rückkehr in mich ſelbſt, iſt mir ſo ſchwer, daß ich mich mit heimlichem Widerwillen dazu bequeme.

Die Ueberzeugung meines Verstandes geht nicht in den Willen über, und bessert mein kaltes Herze nicht. —

24. Jan. Einige Erinnerungen meines körperlichen Uebels habe ich erlitten, und vielleicht waren sie nöthig, die aufsteigenden Dünste des Stolzes niederzuschlagen. Sonst sind meine Umstände ruhiger und vergnügter, als sie lange nicht gewesen sind. Aber eben diese Ruhe führt zur Gleichgültigkeit über das Wichtigste; und zur Anhängigkeit an diese, uns gefallende Welt. Mit Recht haben die Mystiker gelehrt, das Unglück und das Leiden sey eine Wohlthat Gottes, und keine Strafe schrecklicher, als ein beharrlicher Glücksstand, aus welchem man erst in der Ewigkeit erwachet. Dir Dank ich o Vater! daß du von Zeit zu Zeit, theils durch die Folgen meiner Fehler, theils auch durch Krankheiten mich zur Vernunft, zur Sorge für die Ewigkeit zurükrufest! Unsere falsche Seele scheuet sich vor dem Ernsten, und wendet so lange die Augen davon ab, biß es sich so mächtig zudringt, daß wir ihm Gehör geben müssen.

31. Jan. Und nun kömmt noch der Ehrgeiz mich zu quälen, und meine Ruhe zu stöhren. So sehr er sich im innersten des Herzens verbirgt, so verräth ihn die Unruhe und die Unzufriedenheit. Dämpfe diese Wallungen, o mein Gott!

stürze lieber die Säule, die ich mir aufzurichten bestrebe; entziehe dem Stolze die Nahrung; gieb nicht zu, daß ich für nichtige Schmeicheleyen, die nur wenige Jahre dauren können, die Hoffnung des ewigen Lebens aufopfere. Laß mich die grossen Wahrheiten der Offenbarung im Herzen fühlen, auf daß sie in demselben herrschen, und das Böse ausrotten mögen. In zeitlichen Dingen sey deinem weisen Willen alles übergeben! Dein Wille geschehe auf Erden, und in Ansehung meiner; denn dein Wille ist Gnade!

7. Horn. Die Begebenheit dieser Woche schlägt wohl die Hoffnungen des Ehrgeizes gänzlich nieder; und ist mir empfindlich gewesen, da der Mensch so gerne bey den untern Ursachen stehn bleibt, und die Werkzeuge hasset, wodurch Gott ihn erniedriget. Fast sichtbarlich ist dennoch dieser nicht gewünschte Ausgang mein wahres Beste, für meine Ruhe, mein Leben. Vermuthlich hätten die Schmeicheleyen meine Eitelkeit aufgeweckt, die Gedanken der Ewigkeit noch mehr verdrängt, und mich in einen Trost gewieget, der doch nichts Festes hat, und unter uns einsinken muß. Hilf du o Vater, daß ich bey dir mein Heil, in deiner Gnade meine Seeligkeit suche: bey dir allein ist Seeligkeit und nicht bey Menschen.

14. Horn. Meine Gesundheit ist gut gewesen, die Erschütterung vom 2ten ist ohne Spur verschwunden, und alle meine Umstände glücklich und vergnügt. Jezt folgt auf die Unruhe Eckel, die sogenannte Langeweile, die mitten in meinen Arbeiten mich einhält, und mir zumal die Abende lange macht. Ist das nicht auch eine Folge der Entfernung von Gott!

21. Horn. Gute Gesundheit und Ruhe, und überhaupt bey allen den kleinen Beschwerden des Lebens, und zumal des Alters, lauter Ursache der göttlichen Güte zu danken, die meinen Uebergang zum Grabe so sachte abhängend macht. — Freylich fällt jeden Tag eine meiner Kräften weg, und dennoch bleibt so viel, daß ich ruhig, selbst mit Vergnügen meiner Arbeit abwarten, und die Stunden geniessen kann, die mir noch zugezählt sind.

28. Horn. Mein ziemlich gedrücktes Gemüth hat sich wieder gestillt, entweder weil keine zeitliche Eindrücke ewig dauren; oder weil die Ehrsucht wieder einige Nahrung gefunden hat. Meine Gesundheit ist ziemlich gut und alles in der gewöhnlichen Ruhe. Aber wohl sagte Gerson:

hors de toi le Calme est rude

Was soll alle Unempfindlichkeit, oder alle zeitliche Wohlgefälligkeit an sich selber, wenn du uns o Richter selbst nicht billigest; wenn das Schwerd des

der weltlichen Gröſſe, ſo werkthätig abgeſchnitten bin? Und was würden die Schmeicheleyen einiger Dürftigen zur Beruhigung meiner Seele beytragen, wenn ſie der Schrecken der nahen Ewigkeit erſchüttert; warum ſollte ich nicht ohne chimäriſche Hofnungen da Troſt ſuchen, wo er unfehlbar zu finden iſt; wo kein Gebet unerhört bleibt, wo die Bitte ſelbſt ſchon eine Erhörung iſt? O ſo laß mich, gütiger Geiſt des Troſtes! bey mir ſelber einkehren, bey dir Schutz, bey dir Ruhe ſuchen, wo unendliche Ruhe, wo ſie leicht, wo ſie unfehlbar zu finden iſt.

11. April. Eben die nemliche Klage, habe ich über mich ſelbſt zu führen. Heute iſt das Oſterfeſt, der Tag, an welchem der Heiland ſeinem prophetiſchen Amte das Siegel aufgedrückt hat, wo jeder, der von ſeinem Tode etwas hofft, voll Dankbarkeit gegen ſeine Rettung ſeyn ſollte. Aber wie kalt bin ich gegen dieſe groſſe Nachricht! Es iſt doch nicht recht begreiflich, wie ein Menſch zugleich glauben, zugleich eine Offenbarung erkennen und ſich von der Wahrheit überzeugen, und noch ſo kalt bleiben könne! Meine Unwürdigkeit hält mir die Vernunft ſelbſt vor, und überzeugt mich, daß ich nicht in dem Stande bin, worinn ich vor Gott erſcheinen könne!

6. Juni. Nach und nach, langſam, faſt unmerklich beſſert ſich meine Geſundheit. Noch willſt du

o Vater! daß dir lebe. Aber hilf, daß mein Herz sich nicht an die Welt hänge, hilf daß ich bey dir, in deinem Beyfalle, in deiner Gnade einzig meinen Trost suche. Was würde mir sonst bleiben, wenn einst die Gegenstände vor den Sinnen schwinden, wenn jede irrdische Hoffnung, auf die ich mich lehnen möchte, unter mir einsinket, wenn meinem Geiste die Ordnung und die Stille fehlt, in welcher ich mein wahres Beste beherzigen könnte.

20. Juni. Meine Krankheit nimmt nicht ab, und scheint nicht abnehmen zu wollen; sie wird vielleicht der Weg seyn, auf welchem ich in die Ewigkeit gehn soll. Und bey dieser ernsten Aussicht kann ich mich dennoch nicht von der Welt abziehen, nicht zu Gott gewöhnen, nicht an dem Einzigen arbeiten, das in der tiefen Dunkelheit mein Trost seyn soll. In dem Menschen ist etwas unbegreifliches. Täglich finde ich doch Gründe zum Glauben, zur Kenntniß des Heilandes, und dennoch suche ich keine Zuflucht bey demjenigen, der so offenbar einzig meine Zuflucht seyn kann. Diese Blindheit und Sorglosigkeit ist bey einem Sterbenden unbegreiflich. Was soll ich thun, daß ich selig werde? Es ist doch nichts übrig als sich zu schämen, und Gott anzuflehen, das tückische Herz zu bessern.

7. Nov. Immer noch Anhänglichkeit an die kleinen und falschen Tröstungen die die Welt uns gewähren kann. — Meine Zuflucht ist noch immer zu Büchern, zu gelehrten Beschäftigungen, die vielleicht im Grunde Ehrsucht und Eigennutz so angenehm macht. Was ist das Herz des Menschen!

14. Nov. Meine Gesundheit ist noch immer wankelbar. Meine Krankheit hat mich von der Ehrsucht geheilt; sie hat mich zur Ruhe gezwungen, die meinen Jahren am natürlichsten zustehet. Sie verschafft mir das Glück zwischen Leben und Tod einen Mittelstand zu setzen, um mich von der Erde abziehen und zu der Ewigkeit erheben zu können. —

21. Nov. Aber auch Strafen von dir o mein Vater! sind Geschenke. Die Ehrsucht die mich quälen wollte, ist durch die Krankheit meines Leibes verdrungen worden. Ich habe gefühlt, daß ich mir nicht Bürden aufladen soll, wenn ich die Kräfte verlohren habe, sie zu tragen. Ich kann freyer an die Ewigkeit denken, der ich mich täglich nähere, und in die ich mich unausweichlich doch bald versinken muß. Aber brauche ich auch diese Muse recht? Ist nicht meine gelehrte Tändeley eben so weltgesinnt, eben so sehr im Zeitlichen versunken, als die gewöhnliche Ehrsucht! Wie falsch, wie irrdisch, wie unfähig aller innern Triebe ist mein Herz! Laß mich o Vater leben, wie ein Mensch der sterben soll!

vor dir wandeln, wie ein Menſch, der zu dir zu kommen verlangt; ſo handeln, wie einer der wirklich glaubt, er ſey unſterblich, und zu einem beſſern Leben gebohren.

5. Dec. Wie oft habe ich Gott gebeten, daß er mir eine langſame Krankheit ſchenken, und mich nicht in einem Sturme wegraffen möchte, wo ich keine Zeit mich zu bedenken hätte. Dieſe langſame Krankheit iſt nun da, ſie führt faſt unvermerkt zur Auflöſung; ſie gönnt mir den Genuß aller Seelenkräfte; und läßt mir alſo alle Zeit, zu dem groſſen Zwecke mich vorzubereiten, zu dem der Menſch gebohren wird. —

19. Dec. Meine Geſundheit nimmt mehr ab — Ohne Zweifel iſt es dein Gefallen o du, auf alle deine Geſchöpfe aufmerkſamer Vater! Die kleinen Tröſtungen der Welt, ſollen mich nicht von den ächten die bey dir allein ſich finden, abwenden. Du trenneſt die Bande los, dir mich an das Eitele heften, auf daß ich mich freyer zur Ewigkeit hinaufſchwingen könne. Was ſollte mir Ehre, Geld und Luſtbarkeiten, da ein innerer Wurm in mir nagt, deſſen Biſſen alle dieſe Güter mich nicht entziehen können.

25. Dec. Bin ich denn ungläubig, oder was iſt das für ein kalter lebloſer Glaube, der weder fühlt noch Antheil nimmt! Iſt denn Jeſus nicht heute gebohren? Nicht in die Welt gekommen für die Sünden der Welt? Liegt es nicht an uns, wenn

wir dieſer groſſen Empfindung nicht theilhaftig werden. Habe ich im Verſtande einige wichtige oder beträchtliche Zweifel entgegen zu ſetzen, iſt nicht die aufrichtigſte Erzählung der Geſchichte, und die gähe und ununterbrochene Fortpflanzung des Evangelii zureichend, uns zu überzeugen, daß weder Schwärmerey noch Betrug hier Platz haben können! Und iſt die Geſchichte wahr, iſt ſie dann nicht das wichtigſte Geſchäft unſers Lebens, einzig würdig uns zu beſchäftigen. Bin ich nicht am Rande der Ewigkeit, alt, abgelebt, krank, beſchwert mit herrſchenden Sünden; bedürftig der Gnade. — — Was habe ich denn in der Welt, das mich abhält, an meiner Seeligkeit zu arbeiten? Habe ich Lüſte zu vergnügen; Sinne zu befriedigen. — Bin ich nicht von allen dieſen Genüſſen auf ewig getrennt, die ohnedem ſo elend waren. —

1774.

23. Jan. O mein Vater! lehre mich verſtehen, was es heißt: dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel. Dein Wille, wie er allmächtig iſt, ſo iſt er auch allweiſe und allgütig! Alle Verfügungen Gottes, bitter oder angenehm, ſind doch lauter Gnade, und es ſtehet nur an uns, ſie zu unſerm ewigen Vortheile zu nutzen. O

mein Vater! im Verstande herrscht die Wahrheit, aber das Herz hängt am Gegenwärtigen, ist gegen das Entfernte unempfindlich, auch gegen dich, den ich nicht sehe, der aber allgegenwärtig, und auch mir so nahe ist, daß er meine geheimsten Gedanken hört. — —

17. April. Oft habe ich gewünscht, nicht in einem Sturme plötzlich hingerissen zu werden, sondern die Zeit zu geniessen, mich zu meinem Ende vorbereiten zu können. Ich dachte an die Wassersucht, an die Schwindsucht. Mein Zustand ist viel gelinder, minder beschwerlich, minder geschwind tödlich; und ohne einige Störung meiner Gedanken. Danken will ich dir also mein Vater, für diese meine Leiden, die mich zur Seeligkeit führen sollen, und wirklich fühle ich einen Strahl der von dir quellenden Hoffnung. —

28. Aug. Es ist dem Menschen in der That besser, zu leiden; denn gar leicht vergißt er sonst des Ewigen. Gott verdient also unsern Dank, wenn er uns von den Kleinigkeiten des Lebens abziehet, und uns das einzig Nothwendige ins Gesicht rückt. Auch soll unser Gebet nicht das Kreuz von uns ablehnen wollen, das uns so nöthig ist, wir müssen von Gott erbitten, was in der Ewigkeit gut bleibt, und was uns trösten kann, wenn

der Schauplaz der Welt vor unſern Augen verſchwindet. —

11. Dec. Was ſoll der Unmuth über meinen kränklichen Körper? Muß ich nicht ſterben? Muß nicht das Band das die Seele und den Leib vereiniget gebrochen werden? Bin ich nicht in einem Alter, das ich nicht hätte erwarten dürfen, und das meine Hoffnung weit überſteigt. Und was iſt denn zu wagen? Bin ich nicht unter der Aufſicht und der Regierung eines weiſen und gnädigen Gottes! Oder ſoll Zweifelſucht mich dieſer Hoffnung berauben; des Troſtes der allein die Leiden dieſes Lebens noch erträglich machen kann! Aber ich werfe mich in die liebende Arme dieſes Vaters! O mein Schöpfer! weiſer Urheber aller Welten, aller Menſchen, erleuchte meine Seele! Laß mich deine Wege kennen! —

1775.

29. Jan. Herr ſey bey mir! Zerſtreue die Schatten die zwiſchen deinem Lichte und mir ſind! Laß mich dich kennen, wie du biſt! dich lieben, wie du willſt geliebet ſeyn! Dann mag meine Hütte zerfallen, meine Seele wird ihre Heiterkeit nicht verlieren; denn wer könnte trauern, wenn er zum Vater gehet.

5. März. Ich leſe den redlichen Gellert. Aber war-

um kann ich nicht sterben wie er, der eben auch siecht und beständig kränkelnder Mann! Etwas kann ich einsehen; es scheint der Redliche hatte sich vor groben Sünden, und von der Herrschaft derselben rein gehalten; und der verdient es, wer Gott verlässet, daß er auch wieder von ihm verlassen werde.

3. Jun. O mein Erlöser! so wenig ich es sinnlich fühle, was ich dir schuldig bin, so sagt mir doch die Vernunft: derjenige der für mich gestorben ist, hat eben so viel für mich gethan, als wenn er für mich allein gestorben wäre. Denn unstreitig hat sein Verdienst die volle Kraft, meine Sünden zu tilgen, und folglich thut er für mich alles was er für alle Welt zusammen thut. Und dennoch bin ich gegen diesen göttlichen Erlöser so lau, so fühllos. Dies ist mir unbegreiflich und fast unerträglich; denn da kein andrer Name gegeben ist. . . was hilft mir mein äusserliches Christenthum, wenn ich diesen Namen nicht anrufe, nicht voll Dank gerührt anrufe!

2. Jul. Meine Gesundheit ist noch wohl erträglich. Etwas schwarze Gedanken, die doch noch wohl in Schranken bleiben; auch dafür seyst du o mein Vater gepriesen! Dank für die schwere Stunden, die mich anhalten, in der Ewigkeit meinen Trost zu suchen; gelobet und gepriesen für alles, was du zur Rettung meiner Seele thust; für alle Prüfungen! Auch einen Schimmer

deines ewigen Trostes hast du mir zufliessen lassen; und alle Bitterkeit, alle Schwermuth verschwindet. Doch zu gerne ist der Mensch mit sich selbst zu Frieden; zu leicht kann auch ich in die weltliche Sicherheit zurückfallen, und das Ewige vergessen! Also gieb, wie in der äussern Welt, heitere Tage und dunkle; Schrecken zu meiner Warnung, aber auch Trost, daß ich nicht versinke, und nicht andern Menschen zur Beschwerde und zur Last werde. Nur daß ich auf dem Weg zum Heil bleibe! Denn ich elender kranker alter Mann, was sollte am Rande der nahen Ewigkeit mir bleiben, wenn du mich o Gott verlassen wolltest, wenn ich sklavisch fürchten müßte, zur Verurtheilung vor dir zu erscheinen. —

29. Okt. — Thöricht habe ich mir das Gedächtniß mit den Schwierigkeiten angefüllt, die die Freygeister gegen die Religion zusammenhäufen. Aber gieb o Vater, daß die Vertheidigung des Glaubens womit ich mich beschäftige, ihre Kraft und Wahrheit an mir selber äussere; daß ich nicht verwerflich werde, indem ich es unternehme andere stärken zu wollen! — Meinen körperliche Leiden, setze die Erwartung besserer Zeiten nicht nur Zeiten sondern Ewigkeiten entgegen. Bald wird der kleine Unmuth verschwinden wenn ich hoffen darf, daß nach der Zerstörung meiner wankenden Hütte, ich bey dir leben,

der Gesellschaft der Heiligen, ewig leben werde. Amen das gieb mir!

31. Dec. Und so ist auch dieses Jahr zu Ende. Nahe an die Ewigkeit hat mich ein hartes Lager gebracht. Habe ich aber auch von der Prüfung den Nutzen gezogen, den ich hätte ziehen sollen? Bin ich nicht noch weltgesinnt, an Kleinigkeiten hängend; liebe ich meinen Heiland wie ich sollte? Bin ich nicht noch gegen Gott kalt und dürre, voll schwankender Begriffe! O mein Vater! Gieb deinem Worte Kraft, die Nebel zu zerstreuen, die meine Seele umhüllen. Laß dein Licht leuchten, daß es meine todte Kraft belebe.

1776.

7. Jan. Noch herrscht bitterer mürrischer Unmuth in meiner Seele, und erlaubt mir fast nicht zu beten. O du, der du mich erschaffen hast, du weißt wie weit es in meiner Macht wäre, mich zu überwinden, und den Gebrauch von den Leiden zu machen, darum du sie auflegst. — Aber ich weiß, daß ich nichts weiter vermag, als in meinem Elende zu dir zu flehen. O du mein Erschaffer! der du uns versichert hast, selbst die unermeßliche Freude des Himmels, werde durch die Bekehrung und die Rettung eines Sünders erhöhet, o laß auch meine Seele, bey allen

meinen Fehlern, bey ihrer Untreue, doch etwas bey dir gelten! Gieb mir Kraft zu beten! — Ich bin mühsam und beladen, beladen mit Sünden, mit donnernden Schrecken des Gewissens. Meine Frist kann nun nicht mehr lange seyn. O mein Vater, laß sie nicht ohne Seegen vorbeyfliessen. Gieb meinem Gebet den Eifer, die Treue, die Erhörung. Hilf mir in meiner Schwachheit!

30. Jun. Ists möglich, daß man Gott nicht liebe? Ja es wird durch die knechtische Furcht vor einem erzürnten Richter möglich; den man nicht hofft versöhnt zu sehen. Man hat mir die Hoffnung der Seeligkeit zu erleichtern gesucht. Hat man wohl gethan? Die Offenbarung sagt ja, es sey schwer in sein Reich zu kommen, und es müsse darnach gerungen werden. Ich begreife auch aus meiner blossen Vernunft, daß ewig mit Gott und den guten Geistern zu leben, einige Aehnlichkeit mit Gott und mit diesen Geistern erfordert werde; daß ein Herz voll Stolz, voll Haß, unmöglich in der Gesellschaft der Liebe, der Ordnung, der erleuchteten Geister, so vieler frommen Bekenner, ausdauren könne; und daß endlich die Seeligkeit nicht darinn bestehe, daß die Seele an einen gewissen vorzüglich glücklichen Ort versetzt werde; sondern daß ihre Triebe gelenket, sich an die rechten Güter einzig halte, die aber dann erst rechte Güter werden,

wenn man die niedrigen und verdorbenen Triebe abgelegt hat. — Ich versehe mich also nicht durch eine bloſſe Erkenntniß, durch Wehklagen und Wünſche fertig werden zu können; die Bereuung und das Bekenntniß Jeſu, muß freylich damit verbunden ſeyn; aber um mit ihm zu leben, müſſen wir gut ſeyn; müſſen wir nothwendig, biß auf einen gewiſſen Grad ihm ähnlich werden, und das ſagt die Offenbarung!

29. Sept. Mit dem annähernden Winter, nehmen meine Leiden zu. Mein Uebel reizt insbeſondere meine Ungeduld. So gewiß allerdings der Leib hierinn einen groſſen Einfluß hat, ſo gewiß iſt es auch, das ein Chriſt, der alles was ihm geſchiehet, von ſeines Vaters liebreichen Händen empfängt, niemals zur Ungeduld verleitet werden ſollte. Sündlich iſt es alſo allerdings, nicht zu wollen was Gott will, ungeberdig ſich anzuſtellen, wenn ſein Wille gegen unſern Willen durchdringt. Elend iſt dieſe Frucht der Leiden, die uns im Gegentheile von unſrer Abhängigkeit von Gott überzeugen, täglich uns lehren ſollte, nicht nur unſer Schickſal als unwiederſtehlich anzuſehen, wie die Heiden thaten, ſondern wie ein Chriſt, ſie mit kindlicher Ergebenheit aufzunehmen; und das Leiden durch Geduld zum Glücke zu veredeln. Und wie kann uns die Ewigkeit tröſtlich werden, als durch unſer Vertrauen

auf einen versöhnten Gott! Wie können wir aber
dieſe Verſöhnung anders hoffen, als durch den
Glauben, durch die Theilnehmung an dem Ver
dienſte des Erlöſers! — — Nicht eher werd
ich zur Ruhe kommen, als bis ich zu dieſer Theil
nehmung gelanget bin. Dieſe Seeligkeit iſt nich
in meinem, des verdorbenen Menſchen Vermö
gen, du muſt mir ſie geben, o Erbarmer! Mach
du mich zum Chriſten!

6. Okt. Je länger je kräftiger erfahre ich, daß de
Kraft des Gebetes, wir mögen auch noch ſo klein
müthig ſeyn, nichts widerſtehet. Mein Geb
iſt allemal aufgerichtet worden, ſelbſt auch o
der Leib — Seelig wäre ich, ſeelig bin ich
wenn dieſer Weg der Erbauung mir offen bleibt!
Der Menſch im Glücke, bey voller Geſundhei
meinet, er bedürfe keines Gottes; aber im Sturm
und im Unglücke, wenn man ſich nicht mehr hel
fen kann, durch das Gebet Hilfe finden, iſt ei
erfahrungsmäſſiger Beweis der Wahrheit de
Religion. Das Gebet iſt ein Hilfsmittel wide
Sicherheit und Stolz, es iſt ein ſanftes und krä
tiges Band mit Gott. —

2. Nov. Hilf o Vater! daß dein Wort das ich le
auf mein dürres empfindungsloſes Gemüth
einen tiefen Eindruck mache; daß ich glaub
Denn alsdann wird all mein Leiden verſchwi
den. Seelig ſind die Freunde die vor mir

die Ewigkeit eingegangen sind; ihre Thränen sind getrocknet, sie sind im Hafen gesichert, vor der Sünde gesichert, vor allem Elende ewig sicher; unfähig zu fehlen und zu leiden.

1777.

1 Jan. Durch unzähliges Ungemach, durch gute Stunden, durch andere, die ich zuweilen meynte nicht ertragen zu können, habe ich auch dieses neue Jahr erreicht, und eben schlimmer ist mein Zustand nicht geworden, zuweilen selbst viele Wochen lang habe ich Milderung gehabt, und ohne sonderliche Beschwerde mit fröhlichem Muthe gearbeitet. — Ganz neulich war mein Gemüth niedergeschlagen, hoffnungslos, und in einen strafbaren Unmuth versenkt, den nichts entschuldigen kann, als daß er seine Wurzel im Leibe hat, und sich durch den Willen selbst nicht recht überwinden läßt. Aber was hab ich dem Innern nach gewonnen? was in einer so langen Zeit gewuchert? da sie von meiner noch übrigen Zeit einen so grossen Theil ausmacht. Ich habe immer eben die Klage über mich selber, über meine Kälte, über meinen Mangel von Dankbarkeit gegen den Heyland, dessen Vortreflichkeit ich dennoch täglich besser kennen lerne; und in der That, nicht ohne meinen Trost täglich besser einsehe. — Aber Liebe, lebhafte Freundschaft, wie

ich ehemals gegen Freunde fühlte, kann ich mir nicht zuschreiben. So ist auch das Zutrauen nicht da, das Gott sowohl um mich verdient hat, und ich durch seine Hilfe ohne meine Klugheit, aus so manchem Unglück gerettet worden bin. O daß doch in diesem Jahr mein Herz treuer, aufrichtiger, minder weltgesinnt, mehr der Ewigkeit ergeben wäre, der ich doch so nahe bin, und die allein meine Wünsche beschäftigen soll. —

7 Jan. In diesem neuen Jahre habe ich schon viel gelitten, und zumal viele Unruhe gefühlt, weil der Körper nicht in der Ordnung war, wie ich gewünscht hätte. Man hat mir Hoffnung erwecken wollen, wegen des Guten, das man vermeynt, bey mir zu finden. Aber mein Gewissen nimmt diesen Trost nicht an. Freylich ist Gott gütig, unveränderlich gütig bey allen unsern Vergehungen und unserer vielen Untreue. Und doch kann ich verlohren gehen. Denn die Gerechtigkeit Gottes läßt sich nicht anders befriedigen als mit einer gewissen Stufe des Glaubens und der Liebe zu Gott und dem Erlöser, die ich mir ohne Blindheit nicht zuschreiben kann, wenn ich mich recht erforsche. Ich bin nicht ohne Glauben, ohne dankbare Liebe zu meinem Gott und Erlöser. Aber wie schwach sind beyde. Mehr ein Wunsch dazu, als wirklicher Glaube, als thätige Liebe. Man sagt mir dann: hier sey nichts zu thun, als beten, und von

Gott eine unfehlbare Erhörung zu hoffen. — Das iſt recht vernünftig, und vermuthlich das Einzige das übrig bleibt. Laß mich alſo zu dir kommen, o mein Gott, als ein beladener, bekümmerter Sünder. Von dir fordert er die Kräfte, die er ſich ſelbſt nicht geben kann; Kräfte, dich, wie du es befiehlſt, anzurufen; Kräfte, zu glauben, zu lieben, ein Chriſt zu ſeyn. Ach das thue, o Allgütiger, um meines Mittlers willen! —

9 Febr. Ich habe bald gelitten, wie zumal in dieſer Nacht, und bald hab ich wieder Erfriſchung genoſſen, wie eben dieſen Augenblick. Mein Leben iſt ein Werk der Kunſt geworden, das durch einige Hilfsmittel erträglich wird. Dennoch, o mein Gott, wie viel hab ich dir zu danken, daß du die Grenzen zwiſchen Leben und Tod ſo deutlich für mich ausgezeichnet, und mir Zeit und Muſe wie aufgedrungen haſt, mich zur Ewigkeit zuzubereiten. Dank ſey dir tauſendfachen dafür geſagt! Nur vollende dein Werk, o Vater, und hilf, daß ich von dieſer theuren Friſt den Nutzen ſchöpfe, den du ohne Zweifel zur Abſicht gehabt haſt. O zieh mich ganz zu dir, was verliehre ich? Iſt Wolluſt für mich möglich? Iſt Ehre nicht eine Thorheit? und wenn ſie es nicht wäre, würde mich dieſes hindern, die wahre Ehre zu genieſſen, den Beyfall guter Menſchen, das Zeugniß meines Gewiſſens, und deinen Beyfall, o du Richter der Welt, da-

von zu tragen. Noch muß ich klagen, daß ich aus meiner Frist den Nutzen nicht ziehe, den ich ziehen sollte. Noch bin ich, wie ich es längst war, ungeduldig, weltlich. Ich gründe meinen Trost auf nichtige Dinge, auf Stützen, die mich in kurzem verlassen müssen. Noch fehlt mir die Hoffnung, das Zutrauen, die Liebe, die allein mir mein Leben erträglich machen könnten. —

16 Febr. Den groben Sünden hat mich Gott entrissen, sie werden mehrentheils für mich unmöglich. Aber die vor den Menschen feinern Sünden, hängen mir alle noch an. Anhängigkeit an das Irrdische, Vergängliche; an das, was meinen Begierden schmeichelt. Immer noch bin ich kalt gegen meinen Erlöser. Warum ist nur der historische Glaube da, und keine Hoffnung, keine Liebe, keine Dankbarkeit? Wo ist die Gegenwart der Bilder der Ewigkeit, der Vorstellung, die in meinen Umständen meine liebste Beschäftigung, meine gröste Aufmunterung seyn sollte?

23 Febr. Ich bin diese Woche und noch vor wenigen Stunden, sehr krank, sehr abgemattet gewesen, und habe Blut verlohren, welches mehr als ein gemeines Uebel anzuzeigen scheint. Jetzt hat sich die Natur wieder erholt, und für einige Stunden bin ich ohne Schmerzen und ohne sonderbare Beschwerde. Im Leiden bin ich wieder so gewesen wie ich oft geklagt habe, unzufrieden, nicht kind-

lich

lich zu Gott flehend, gedankenlos. Dieser üble Gebrauch des Kreuzes ist für mich sehr schreckend und fürchterlich, denn wenn die gute Zeit mich sorgenlos und sicher macht; und dann die üble, mißvergnügt und mürrisch, wie soll dann mein Todestag bey einem so nahen Uebertritt in die Ewigkeit ausfallen. O mein Gott, hilf, daß er glücklich sey, hilf dem wenigen guten Saamen auf, der in mir Wurzel gefaßt, daß er wachse, daß er Früchte trage; — lehre mich erkennen, daß ich dir alles schuldig bin, daß ich unendliche Sünden gehäuft habe, und ich nicht anders als durch ein Wunder deiner Gnade der Strafe entrinnen kann. Selbst dieß Gefühl, so fest gegründet es in meinem Alter seyn sollte, ist so schwach, daß es sich fast gar nicht erhebt, und sich blos durch Klagen über meine körperlichen Leiden hören läßt. Nur du kannst helfen, nur deine Allmacht wird es! Ich werfe mich im Staube vor dir nieder; mich umringen meine Sünden, mich bestürzt meine wenige Besserung, meine Fühllosigkeit. O mein Vater, hilf!

26 Aprill. Ach daß ichs fühlen muß, wie eine herrliche Sache es ist, ein wahrer Christ zu seyn, sich versichert zu halten, man habe einen versöhnten Gott, und einen für uns bey dem Richter stehenden Fürsprecher! O möchte dieses seelige Loos mir auch zu Theil werden.

18 May. Diese Woche war eine Zeit der Milderung, einen Verdruß ausgenommen, den ich unvernünftig lebhaft empfunden habe, ungeachtet er nur zeitliche Sachen betraf. Meine Gesundheit ist in vielem gebessert, so daß ich mich für geheilt ansehen wollte, wenn sie bleibt wie sie jetzt ist. Was murret denn meine Seele so oft! Freylich kann zum Theil meine schwache Gesundheit dazu beytragen, daß mir vieles so schwarz vorkommt. Aber dennoch liegt der Hauptfehler in meinem allzusehr am Zeitlichen hängenden Herzen, das auffährt und verzweifeln will, wenn mein Stolz, meine Eigenliebe, meine Habsucht irgend an einem empfindlichen Orte angegriffen wird. Wär ich ein weiser Christ, sähe ich die Ewigkeit, wie sie es ist, als mein wahres Leben, und dieses Leben als eine bloße Vorbereitung an, so würde meine Empfindlichkeit sich ganz auf die ewigen Angelegenheiten zusammenziehen, und aller Verlust an zeitlichen Dingen, an Ehre oder Geld, würde mir ein leichtes Opfer seyn. —

Es bleibt mir nur ein Gebet übrig, und das will ich unaufhörlich wiederholen: Gnädiger Vater, gieb mir den Glauben, der mir mangelt. Du weist es, o mein Gott, daß ich mir ihn nicht geben kann. Du weißt es auch, daß ich sehnlich verlange, zu glauben. O so öfne meine Augen dem Lichte, du hast es schon mehr, du hast es schon in

meiner Jugend gethan. Ich hab es in den Jahren 1726. und 1737. in einem lebhaften Grade empfunden, bin aber durch meine Schuld wieder zerstreut und unempfindlich geworden. Aber, o mein Gott, da nun bald keine Zeit mehr übrig seyn wird, da die Ewigkeit, dieser furchtbare Abgrund so nahe vor mir liegt, o so vergiß meiner vorigen Untreue, schenke mir den Glauben an dich, Vertrauen und Liebe zu meinem Erlöser, welches alles bey mir kalt und lehlos ist.

25 May. Diese Woche ist mir mehrentheils sehr schwer gewesen, nicht sowohl wegen des leiblichen, als vornehmlich wegen des niedergeschlagenen, mürrischen Gemüths. Unrecht geschieht mir. Aber soll Stolz und Liebe zum Zeitlichen mich so sehr besitzen, daß mich ein mäßiger Verlust und der Verdruß mißhandelt zu werden, aus aller Fassung bringen können. Ach, mein Gott! wie voll Unreinigkeit ist dieses Herz! wie stark noch an diese Welt gefesselt; wie wenig sollte am Rande der Ewigkeit, woran ich stehe, der Verlust von einigen zeitlichen Vortheilen mich anfechten! Ist dieses unzufriedne Murren der Weg dir zu gefallen? der Weg Ruhe zu finden? der Weg erhörlich zu beten? Ist dieses die Vergebung der Schulden die wir zum Grunde in unserm Gebete um die Vergebung unserer Sünden anführen? O rotte doch den Stolz, die Rachbegierde, die allzugroße

Empfindlichkeit über angethane Beleidigungen oder erlittenen Verluſt aus meinem Herzen!

1 Jun. Viele Abwechslung, insbeſondere viele Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit, dann auch wieder Beſſerung und Munterkeit. Die Hauptſache aber, die einzig nothwendige, wichtige und in die Ewigkeit übergehende Angelegenheit, unverändert die gleiche. Ich bin noch immer weit entfernt von dem Ziele, nach welchem ich ſtrebe, von der Liebe und dem wahren Glauben; während ich dieſes ſchreibe, fühle ich meinen Zuſtand aufs lebhafteſte, und erzittere. O mein Gott, welche ſchreckliche Gefühle! Ich werfe mich im Staube vor dir nieder; ach erhöre mein Gebet, mein Gott und Retter; ſtärke doch meinen Glauben, ziehe mich näher zu dir, gieb mir doch Kraft zur Beſſerung, ſo wird meine Seele aufgeheiterter werden, und ich werde dich als meinen verſöhnten Gott erblicken, und hoffen, deiner Gnade würdiger zu ſeyn. —

13 Jul. Dieſe Woche iſts mir im Leibe ſchwer, und im Gemüthe nicht leicht geweſen. Ich habe auſſerordentlich viel am Magenſchmerzen gelitten; dabey dann ein allgemeiner Ueberdruß, und ein Mißfallen an allen Dingen. Im Geiſtlichen gewann ich auch nichts; denn dieſer Unmuth zog mich nicht, wie er hätte ſollen, zu Gott hin, um da Troſt und Erquickung zu ſuchen.

Im Grunde des Herzens war vielleicht — denn wer kann es errathen — gar heimliches Murren gegen Gott, obwohl es sich nicht deutlich äusserte. Nun ein paar Tage daher scheint es sich in etwas zu bessern, zumal das Gemüthe das heiterer und geduldiger wird. Mein Gott! bey, du mir die Bürde auflegst, hilf mir sie auch tragen, denn ohne deine Hilfe müßte ich verschmachten; und deine Hilfe hab ich erfahren, was wäre sonst aus mir geworden. Thue das ferner, o mein Gott und Vater! Insbesondere ziehe mich zu dir. — Wenn ich nur dich habe, wenn ich nur eine seelige Ewigkeit erwarten dürfte, wie bald würden meine Klagen verstummen, wie gelassen, wie freudig wollte ich auch unter den größten Leibesschmerzen dulden; denn was kann denjenigen schmerzhaft und schrecklich seyn, der eine frohe Ewigkeit in der Nähe erblickt. Aber ach, wie weit bin ich noch davon entfernt, wie wenig erlauben mir meine Unvollkommenheiten, mich mit diesen süssesten Hoffnungen zu beruhigen. O so hilf mir, grosser Erbarmer, mein so verderbtes Herz bessern! —

20 Jul. Mein Körper hat es diese Woche durch sehr gut gehabt, nur daß sich immer Wahrzeichen seiner baldigen Zerstöhrung blicken lassen, aber ohne Schmerzen und sonderliche Leiden; dennoch bin ich muthlos und überdrüßig. Auch meiner Ei-

telkeit und Eigenliebe iſt etwas ſchmeichelhaftes wiederfahren. *) Aber laß mich nicht vergeſſen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menſchen abhängt, von deren Gunſt oder Ungunſt ich in wenigen Minuten nichts mehr werde — weder zu fürchten noch zu hoffen haben. — Erinnere mich, daß dieß allein das wahre Glück iſt, dich zu kennen, dich zu lieben, deiner Gnade verſichert zu ſeyn, und dereinſt an dir einen verſöhnten Gott und Richter zu finden.

27 Jul. Dieſe Woche war mehrentheils erträglich; nur einen Tag hielt mich wieder das Fieber. Ueberhaupt ſcheint ſich die Natur aufzuhelfen, und in vielen wieder in ihre Ordnung zu kommen. Das Gemüth iſt freylich nicht aufgeheitert, es iſt mehr niedergeſchlagen, betrübt bey dem Anblicke ſeines moraliſchen Zuſtandes. O mein Gott, hab ich nicht Urſache dazu, wenn ich die Beſchaffenheit meiner Seele gegen die Forderun-

*) Der Beſuch des Kayſers, deſſen 17. Julii 1777. Ich hole hey dieſer Gelegenheit noch eine Anekdote nach, die Hallern karakteriſtiſch iſt: Wenige Tage nach dieſem kayſerlichen Beſuche kam ein hieſiger allgemein geſchätzter Prediger, und vortrefflicher Mann, zu Hallern, und wollte ihm ſein Vergnügen über die empfangene Ehre bezeugen. Alles was Haller darauf antwortete, waren die einzigen bibliſchen Worte: „Freuet euch, wenn eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind.“

gen deines Evangeliums halte. Weder den starken Glauben habe ich, noch den schwachen. Es ist nicht Selbstgefälligkeit, nicht Zutrauen auf meine Kräfte, die mir schaden; es ist blosse Unfamiliarität mit Gott, und Mangel an Vertrauen. O mein Gott, ich werfe mich vor dir im Staube nieder. Jesus Christus, du bist auch für mich am Kreuze gestorben, o so seye auch mein Erlöser! Ziehe mich zu dir. — Gerne, wie mich dünkt, wollt ich mich dir gänzlich ergeben — gerne alles thun, um dir zu gefallen, alles vermeiden, was dir mißfällt. Aber jetzt finde ich keinen Ausweg. Beten kann ich nicht, wie ich beten sollte. Meine Lektüren schlagen sehr oft nicht in meine Umstände ein, und können darum meinen Glauben nicht stärken. Darum zeige du selbst, o Allgütiger, mir den Weg zu dir, und gieb mir die Kraft, diesen Weg zu gehen. Segne dein Wort an meiner Seele, daß es für mich ein Leitstern seye. —

3 Aug. Vor 8 Tagen war ich niedergeschlagen, auch der Körper war wankend; heute und die meiste Zeit der Woche bin ich wieder ziemlich wohl, und selbst mein Gemüthe ist munter gewesen. Nicht recht hab ich freylich diese Veränderung genossen, nicht recht hab ich Gott gedankt, dem ich diese Erleichterung schuldig bin. Aber dennoch fühle ich, und überzeuge mich je mehr und mehr,

daß man doch noch eher beten kann, wenn man gesund ist, als wenn Krankheit den Unmuth hergerufen hat, und das Gemüthe in einem heimlichen Aufruhr unausgesprochene Klagen führt. O so laß mich doch, mein Gott, in dieser Stunde mit mehrerer Heiterkeit dich anrufen, dir für die erzeigte Gnade danken, aber dabey vornemlich die vielen Sünden meines Lebens demüthig abbitten. Jetzt fühle ich es nicht recht entwickelt, aber ich habe es gefühlt, und es ist nichts um desto minder wahr, wenn schon mein Gefühl davon nicht so schmerzhaft, die Verzweiflung nicht so groß ist, es ist wahr, ich habe die Ungnade Gottes tausendfach verdienet — denn es war wider mein besseres Wissen, daß ich mich täglich den Sünden überließ. — Die Entschuldigung meiner natürlichen Verdorbenheit und Schwachheit kann vor dir, o Gott nicht zureichend seyn, denn du würdest mir deine Gnade zur Ueberwindung der Versuchungen nicht abgeschlagen haben, wenn ich sie mit demüthigem Gebet gesucht hätte. Aber im Taumel der Lust umnebelte mein Gemüth die Vorstellung von der Unüberwindlichkeit der Versuchungen, und die strafbare Hoffnung künftiger Begnadigung. Welche Niederträchtigkeit, einerseits vorsetzlich das thun, was Gott mißfällt, und dann sich schmeicheln, er werde es vergeben, sobald wir nicht

mehr Luſt zu ſündigen haben. — Und doch willſt du vergeben, gütiger Gott! Das verheiſſeſt du im Evangelio. Du willſt auch mir vergeben, wenn ich glaube, wenn ich gebeſſert bin. Aber hab ich dieſen Glauben, dieſes Vertrauen auf das Verdienſt meines Erlöſers. Mein Verſtand nimmt deine Verheiſſungen an, mit Mund und Feder geſteh ich es. Aber fühle ich dieſes alles im Herzen. — Nein der Glaube, der mich über alle Zweifel und Schrecken wegen der Zukunft erheben ſollte, der fehlt mir. Zu dieſem Glauben, o mein Gott verhilf mir, ſonſt werde ich niemals ruhig ſeyn. —

17. Aug. Die verfloßnen Tage waren wieder ſchlimmer, zuweilen recht ſchmerzhaft und ängſtlich, zumal da mir der Athem zu mangeln anfieng. Seit ein paar Stunden iſt es mir wieder ein wenig leichter und erträglicher. Mein Gemüth hatte auch gar ſehr gelitten, und iſt noch jezt ganz beſtürzt. Ach wie kann ich aufgeheitert und getroſt ſeyn, der ich der Ewigkeit ſo nahe bin, ohne die begründete Hoffnung zu haben, daß ſie für mich glücklich ſeyn werden. Siehe mich doch mit ſchonenden und Gnade verkündigenden Augen an, o groſſer Erbarmer, du kannſt überſchwenglich helfen, hilf auch mir! Rotte die bittere Wurzel ſo vieler Klagen aus, auch die Ungeduld, die mich mit Murren über deine Fügungen anfüllt.

11. Sept. Ich weiß nicht, was ich thun soll. Ich fühle mich beym Lesen, kalt und unbewegt, selbst beym Lesen der heil. Schrift. Mir bleibt nichts übrig, als täglich, stündlich Gott anzurufen, daß er mein Herz erweichen, daß er sich mir offenbaren möge. Gieb mir o Gott den Glauben der mir mangelt, den ich gern zu haben wünschte, den ich nicht habe, weil ich vermuthlich nicht die rechten Mittel anwende, zu demselben zu gelangen. Lehre mich dich, unendliche Güte! lieben, wie du es verdienst; du hast es, o Allweiser möglich gemacht, daß ich ungeachtet aller meiner Sünden, meine Seeligkeit nicht nur als möglich, sondern als gewiß ansehen kann? wenn ich mich den Bedingungen unterziehe, unter welchen du die Sünder zu begnadigen versprochen hast. Aber ach, wie kalt bin ich nicht in eben diesem Augenblicke, da ich von diesem billig alle unsere Dankbarkeit und Bewunderung erweckenden Wunder deiner Gnade rede. — Todt bin ich, du aber o Herr kannst lebendig machen. Zu dir und deinen Versprechungen nehme ich meine Zuflucht! Von dir hoff ich die Kraft, dich zu kennen, wie du bist, dich zu lieben, wie du es um mich verdient hast. —

21. Sept. Nach einiger Erleichterung weniger Tage, hat mich wieder das Fieber überfallen, und allerley Beschwerden nach sich gezogen. Doch hat

mir Gott Geduld und ein ziemlich heiteres Gemüthe verliehen, so daß ich nicht allzusehr diese Beschwerden gefühlt habe. Er wird sich ja noch mehr meiner armen unsterblichen Seele erbarmen, als meines Leibes, der nun bald zu Staub werden wird. Darum will ich ihn täglich anflehen, und keine Ruhe haben, biß er mich erhört, biß er meinen Glauben stärkt, und seine Liebe in meinem Herzen angezündet hat; das wird er thun, wenn ich recht bete. Aber wie mach ichs, daß ich erhörlich bete? das weist du, o Herr, und du allein kannst mir dazu verhelfen, o so schenke mir den Geist des Gebets.

26. Sept. Wie geschwind vergißt die Seele bey dem geringsten Besserseyn die Ewigkeit, und hängt sich mit Vertrauen an eben die Welt, die den Augenblick vorher in unserer Noth uns ohne Trost gelassen hat. Aber du bist immer! O Gott ein langmüthiger Erbarmer, — wenn mein Herz schon falsch und veränderlich ist, so bleibst du immer der gleiche gütige, Geduldtragende Vater. — Höre doch nicht auf, mich schwache Kreatur, durch alle Mittel die du gut findest, zu dir zu ziehen. Ist es nöthig, so führe mich nur gleichsam in die Hölle, daß ich da einmal recht mein Elend fühle, und meine Zuflucht einzig zu dir nehme, einzig dir und meinem Erlöser mit wahrem Glauben anhange. Findest du körper-

liche Leiden nothwendig, so mache mit diesem meinem Leib, was du willst, — nur gieb mir Stärke, das Leiden ohne Ungeduld und Murren zu ertragen — gieb mir ein kindliches Herz gegen dich — der du doch durch Jesum mein Vater seyn willst — wenn ich durch meinen Glauben deiner Gnade einmal würdig werden kann.

12. Okt. Die Vernunft, die Offenbarung — alles hat mich an Gott gewiesen. — Aber das Herz — ich zittre es zu sagen! Mein Herz ist von Gott entfernt! O mein Gott, ich bin in Gefahr dich zu verkennen, dich meinen Vater, Schöpfer, einzigen Helfer und Erretter! o gieb es nicht zu. Ich glaube Herr, hilf meinem schwachen Glauben! Gieb doch deinem Worte die Krafft, daß ich dich recht erkenne, dich aller Orten, auch hier um mich herum, auch in meinen Leiden als meinen gütigen Gott erkenne, und immer und einzig nur bey dir Hilfe und Trost suche. O Vater, hilf mir beten, erhörlich beten, mit Glauben beten. —

26. Okt. Die Niedergeschlagenheit ist das gröste Uebel, die einen Menschen betreffen kann, es mag dazu eine Ursache vorhanden seyn oder nicht. Sie zeigt eine dem Christen unanständige Kleinmüthigkeit an — und macht uns auch ohne wirkliche Uebel dennoch leiden. Wenn ich, o Gott deiner Gnade versichert wäre, so wollt ich nichts

nach Himmel und Erde fragen, der Weg könnte mir freylich bisweilen ein wenig beschwerlich vorkommen, aber wenn am Ende desselben eine selige Ewigkeit mich erwartet, würde mir nicht auch die schwerste Bürde leicht vorkommen, müßte ich sie auch 70 Jahre tragen, wenn ich immer die grosse Seeligkeit am Ende meiner Laufbahn erblickte; die Seeligkeit, zu deren Vorstellung und Beschreibung die Vernunft keine Begriffe, die menschliche Sprache keine Ausdrücke hat? —

9 Nov. Meine Seele ist aufgeheitert. Wie entzückend sind diese Strahlen von dem himmlischen Lichte, wie erquickend ist die Hoffnung, die in diesem Augenblick mein ganzes Wesen belebt. O wie glücklich wollt ich mich schätzen, wenn ich nur auf dieser untersten Stufe der Hoffnung verbleiben könnte. O mein Gott, laß mich doch nicht wieder in die vorige Finsterniß zurückfallen, sie ist allzuschrecklich; laß den glimmenden Tacht von Hoffnung nicht wieder auslöschen.

30 Nov. Ich habe sehr viel gelitten. Gott hat mir doch die grosse Beschwerde des Athems abgenommen, und ich habe von dieser Seite Erleichterung. Aber ich leide grosse fast unerträgliche Schmerzen, wenn ich die linke Hand brauchen muß; auch hat diese Beschwerde mir allen Schlaf benommen. So sind meine lezten Tage voll Schmerzen, und mein Gemüthe ist darum auch

ganz niedergeſchlagen. Aber wie ſteht es um meine arme Seele? Was iſt für dieſe zu thun? Geduld und Hoffnung wären die beſten Mittel. O mein Erbarmer, verhilf mir dazu. Ich flehe dich mit Inbrunſt dafür an. Beruhige meine beängſtigte Seele, daß ſie die Schrecken des mir ſo nahen Todes beſiegen könne. Erbarme dich meiner, o mein Heiland, ſtoß mich nicht von dir, ich flehe dich im Staube für deine ſo mächtige Vermittlung an!

4 Dec. Ein wichtiger Tag. Nach dem man meine Krankheit geringgeſchätzt und die Beſchwerde auf der Bruſt niemals für etwas wichtiges hat anſehen wollen, ſo entdeckt man mir jetzt plötzlich die nahe Gefahr, aber unter einem andern Titel, obſchon das, was ich fühle, das vorige iſt. So werden meiner Tage hier auf Erden nur noch wenige ſeyn, und wahrſcheinlich iſt es das leztemal daß ich die Feder führe. Ich kann es nicht verhelen, der Anblick des mir ſo nahen Richters iſt mir furchtbar; wie will ich vor ihm beſtehen, da ich noch nicht auf die Ewigkeit ſo vorbereitet bin, wie mich dünkt, daß jeder Chriſt es ſeyn ſollte. O groſſer Erbarmer! ich werfe mich in deine Arme; du haſt mich in dem Laufe meines Lebens mit ſo unbeſchreiblicher Geduld und Nachſicht getragen; o erzeige mir die gleiche Gnade, wenn ich vor deinem Richterſtuhle erſcheine. O mein Heiland, ſey du in dieſem für

[redacted] in so [redacted] schrecklichen Augenblicke mein Fürsprecher, mein Mittler; wirke du bey deinem und meinem himmlischen Vater meine Begnadigung aus. O schenke mir doch den Beystand deines Geistes, der mich durch das grauenvolle Thal des Todes führe, daß ich, wie du, mein Erlöser, mit meinen sterbenden Lippen triumphirend und glaubensvoll ausrufe: Es ist vollbracht! Vater in deine Hände befehl ich meinen Geist. *)

*) Dies ist die letzte Stelle im Tagebuch. Wie ist es möglich, einen Mann der in diesen Gesinnungen durch sein ganzes Leben verharret, und sie mit so grosser Zuversicht und so rührend noch im Tode bestätiget, des Unglaubens oder der Hyperorthodoxie schuldig zu finden! Gewiß wird jeder Leser über solche Beschuldigungen, die eben so unwahr als lieblos sind, seine gerechte Indignation nicht bergen können; Man wird auch das unverfälschte Herz dieses grossen Mannes in diesem Billete nicht verkennen, das er wenige Tage vor seinem Tode einem hiesigen würdigen Geistlichen schrieb: — „Die zunehmende Gefahr giebt mir den Muth, Ew. Hochw. zu bitten, mir heute und sonst, so oft es gegen einen Sterbenden möglich ist, Dero Besuch zu gönnen." Haller.

Anhang.

Ueber die praktischen Folgen des Unglaubens.*

Man müßte weder Gott noch die Menschen lieben wenn man sich nicht über die unselige Wirkung betrüben sollte, die die Freygeisterey in den Ländern gehabt hat, wo sie überhandnimmt. Ein Shaftsbury ein Bayle mag die theoretische Atheisterey beschönigen sie mögen eine Gesellschaft von Gottesleugnern so tugendhaft abmalen als sie wollen; die lebhaftesten Farben können ihrem Gemälde eine Schönheit, aber keine Aehnlichkeit geben. Erfahrung und Vernunft stimmen hier zusammen, und wir wollen ihre vereinigten Beweise kürzlich vortragen. Was ich zu sagen habe, ist tausendmal dem Wesen nach gesagt worden; aber die Ursachen es zu wiederholen, werden täglich stärker.

Der Mensch handelt nach Absichten, er sucht sein Glük, und folgt ihm auf dem Wege, den ihm sein Erkennt-

*) Aus des Hrn. von Hallers Vorrede zu dem Buche: Prüfung der Sekte die an allem zweifelt. (1750) Herr v. Haller entwickelt darinn seine Grundsätze die er in Religionssachen sich schon frühe gemacht, und bis an seinen Tod in allen seinen Schriften vertheidiget hat. Und auch sein Beyspiel als Bürger und Christ, hoffe ich, sey unbescholten!

H.

Erkenntniß als den leichtesten, den kürzesten und den gewissesten vormahlt.

Die Verleugner eines rächenden Gottes und eines ewigen Lebens, schränken unsere Glückseligkeit auf die kurze Dauer unsrer wenigen Jahre, und auf den Genuß der Wollust, der Ehre, und mit einem Worte, auf angenehme Empfindungen ein.

Der unselige Verfasser des Traité de la Vie heureuse, hat in soweit der Welt einen Dienst gethan, daß er, mit abgeworfener Larve, den Menschen die wahre Gestalt eines Gottesleugners, und die natürlichen Folgen der bisher noch so sehr beschönigten Theorie entdeckt hat. „Die Glückseligkeit, sagt er, ist das Recht eines jeden Menschen, er muß sie finden wo sie ist, sie gehört dem Lasterhaften sowohl und so billig, als dem Besten. Der Genuß der Liebe in seinem natürlichen und den Thieren vernemlichen Verstande, die feinste Kitzelung der Sinne, ist unser einziges Gut, es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beyfall der Welt, uns glücklich. Dieses zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend nicht hindern. Sie ist ein Hirngespinst, eine Brut der Kunst und ein fremdes Gewächse, das in unserm Herzen nicht von Natur keimt. Die Reue, die so hartnäckig ist, uns zu verfolgen, muß man aus den Gedanken verbannen, und das unbequeme Gewissen, eine Frucht der in unsrer Kindheit empfangenen Schläge und eingesogener Vorurtheile, muß man betäuben, schwei-

gen heissen, und so lange ihm den Mund stopfen, bis es nicht mehr sprechen kann. An Gott ist nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gebe, ist erwiesen; also hat man nichts zu fürchten, als das einzige Wesen, das unserm Glücke im Wege ist: den Henker — vor diesem Richter muß der Philosoph freylich sich in Acht nehmen, da er sonst nichts weder über der Erde noch unter derselben scheuet. „

Wenn der Unglaube so sehr überhand nehmen sollte, daß er herrschend würde, so werden unfehlbar dieß die ersten Folgen seyn, daß man die allgemeine Theorie in die Uebung brächte. Im Fortgange unsrer Betrachtung werden wir zeigen, daß es schon jetzt geschiehet, da die Gottesleugner noch unter einem Stande des Drucks, und unter Königen stehen, und mit andern Menschen gesellig leben, die einen Gott glauben, und an Mord, Blutschande, Vergiften, und andern sichern Mitteln zu unserm Glücke kein Gefallen tragen. Wenn aber ganz Europa diese Lehrsätze wird angenommen, wenn ein neuer Flamininus öffentlich den Völkern wird bekannt gemacht haben: „Ihr seyd frey von dem Gott, den ihr gefürchtet habt, lebet hinfüro nach eurer Willkühr, „ was würde dann die Welt für ein Ansehen gewinnen?

Ein jeder lebet nun als ein wahrer Weltweiser, sich selber einzig und ohne Theilung. Er siehet alles dasjenige als sein an, was ihn glücklicher machen kann, sobald er nur die Kräfte hat, es zu dem seinigen zu

machen. Seine Kinder, seine Eltern, seine Brüder, seine Mitbürger, haben nichts von ihm zu fordern; jenen ist er keine Erziehung und Erhaltung, diesen keine Ehrfurcht, und den übrigen kein Mitleiden, keine Dienste schuldig. So denkt jetzt ein Ofrai *); so werden tausende, so werden, wenn es ihm gelingt, alle Menschen denken. Die Bande des menschlichen Lebens werden alle aufs vollkommenste aufgelöset. Es wird zwar die Liebe zur Wollust noch eine beständige und kurze Vereinigung beyder Geschlechter zuwege bringen; ein Priester des Pantheon wird vielleicht eine Formel zum Kebin zweyer gewissenfreyer Philosophen von beyden Geschlechtern sprechen, an welche sie sich nicht weiter gebunden erachten, als bis der Mann eine schönere Frau, und das Weib einen angenehmern Buhler findet. Die Natur wird ihre Wirkung behalten; es werden, wiewohl weit seltener, Kinder gezeugt werden; denn die Erfahrung hat es bewiesen, daß die einer Atheisterey ziemlich ähnliche allgemeine epikurische Freyheit, so viel als irgend eine andere Ursache, zum Untergange von Rom beygetragen hat, blos weil die gränzenlose Unzucht beyder Geschlechter fast allen adelichen Familien ein Ende, und insbesondere die meisten Kayser (fast den einzigen tugendhaften Antonin ausgenommen) kinderlos gemacht hat. Die Brunst der Männer wird in ihren eigenen Kindern, in den natürlichen Schwestern, einen Reiz finden;

*) Ofrai La Mettrie.

den kein Widerstand mehr hemmt, und dessen Wirkungen die bittersten Feindschaften in jedem Hause erwecken, und die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern sowohl als der leztern befehlende Macht gegen die Kinder, unterbrechen werden.

Aber was wird die erleuchtete Schöne mit ihrem Kinde, der unbequemen Last, der Hinderniß neuer Buhlschaften, dem unwillkommenen Theilnehmer ihrer Zeit und Nahrung, anfangen? Sie wird es, wie zu Rom, Athen, und China, den Thieren zum Raube hinsetzen, und, philosophischer als eine säugende Hündin, ohne Zeitverlust sich zu einer neuen Liebe geschickt machen.

Wird ein Kind durch glückliche Zufälle groß, so hat es von den Eltern keine Liebe zu gewarten. Es thut nichts für sie, und so werden sie für ihre Kinder auch nichts thun. Soll ich das Geld, womit ich mir einen wollüstigen Abend verschaffen kann, hingeben, und das Heulen eines schreyenden Kindes besänftigen, oder einem halberwachsenen Sohne einen Hofmeister bezahlen? Wo steht im Gesezbuche des La Metrie die Stelle, die mich dazu verbindet?

Der Sohn wird zufälligerweise groß; er weigert seinem Vater den Gehorsam; er hat seine eigene Wollust zu sättigen, und sucht durch alle Mittel die nöthigen Gelder, die ihm der Vater aus gleichen Absichten verweigert. Ein ewiger Streit trennet die Familien. Der Sohn wird stärker als sein durch Wol-

luſt und Unmäßigkeit geſchwächter Vater; und hier kehrt ſich das Schauſpiel um: der Vater iſt mir im Wege; wäre er nicht mehr, ſo könnte ich die ſchönſten Kleider tragen, den reitzenden Sängerinnen zu gefallen, die beſten Speiſen eſſen, und den theureſten Verſchnittenen zuhören. Wer wird den weiſen Sohn hindern, daß er nicht den Feind ſeines Glücks aufreibe?

Die Atheiſten werden auch krank; ſie fordern Wartung, und die geduldige Liebe der übrigen. Aber wie können ſie dergleichen hoffen? Der unbequeme Mann! wird die eben herrſchende Beyſchläferin ſagen, werde ich ſeiner nicht bald los ſeyn? Er wird, wie ein verlaſſener Wilder in Amerika, ohne Hilfe verſchmachten; denn was geht ſein Elend andere Menſchen an, die für ihr eigenes Vergnügen zu ſorgen verpflichtet ſind.

Wird unter den neuen Philoſophen jemals der Freundſchaft angenehmes Band entſtehen können? Es wird wohl Tafelfreunde und Gefährten in dem Genuſſe der Wollüſte geben. Aber wird nicht der geringſte Eigennutz, die Mißgunſt, die Ungleichheit der Gedanken, dieſe ſchwachen Bande alle Augenblicke trennen, wo ein Freund den andern blos als das Werkzeug ſeiner Wolluſt anſiehet, und eben ſo leicht haßt, ſobald deſſen Triebe den ſeinigen entgegen ſind; wo man nichts einander vergiebt; wo keine Treue in Geheimniſſen, keine Freundesdienſte in der Noth; keine edelmüthige Entziehung von unſerm eigenen Nutzen und unſrer eigenen Luſt, zur Beförderung des Vergnü-

gens und Milderung des Leidens unſrer Freunde, mehr Statt haben werden?

Ein Kind wird vaterlos; es verliert den Beyſtand (wenn es ja einen Beyſtand genoſſen hat) ſeiner Eltern; wer wird ſich ſeiner annehmen? Die Liebe, die die Chriſten Charitas zu nennen um deſtomehr Recht gehabt haben, weil die chriſtliche Religion vornehmlich ſie unter den Menſchen bekannt gemacht hat, iſt mit allen andern Vorurtheilen ausgerottet. Der Waiſe, der hilfloſe Wandersmann, der entkräftete Arme wird, wie ein verlaſſenes Vieh, hinſterben.

Die Ehen werden vielleicht nicht mehr ſeyn; ſollten ſie aber fortdauren, was wird für ein Band zwiſchen zweyen Menſchen ſeyn, wovon der eine ſein Vergnügen beſſer bey einer fremden Perſon, als bey der ſchon gewohnten Buhlerinn findet: und die andere ihrem Manne keine Treue und keine Liebe ſchuldig iſt, ſobald ſie dabey ihr Vergnügen nicht hoft; denn die neue Lehre hebt aus dem Grunde alle Bande auf. Ich verſpreche; aber warum ſoll ich halten? Mein Halten iſt nichts Gutes, mein Brechen nichts Böſes; jenes iſt eine Thorheit, eine Pedanterey, ſobald es mich an meinem mehrern Vergnügen hindert, und die Treuloſigkeit wird eine Pflicht, ja meine einzige Pflicht, ſobald ſie mich glücklicher macht.

Kauf und Verkauf, und alle Handlung, wird unter dieſen neuen Troglodyten nicht anders als baar gegen baar, und mit allen den beiderſeitigen Verſi-

chen zum Betrügen zugehen, die nur möglich seyn werden. Warum sollte ich nicht betrügen? für meine Verfälschung der Waare gewinne ich, es ist meine Pflicht zu betrügen, denn es ist mein Nutzen. Die fast ganz religionslosen Chineser üben diese Theorie bekanntlich in aller ihrer Vollkommenheit aus.

Die neuen Philosophen werden über den Besitz der Güter miteinander streiten; wie hart wird nicht ein jeder bey der Behauptung seiner Rechte seyn, da alles ihn anspornt, dieselben zu behaupten, und ihn nichts zurückhält? Wir geben zu, es werden noch Richter seyn; aber diese Richter kennen kein Recht, keine Ehre, keinen Gott; sie sind Menschen und Atheisten, die nicht durch ein Hirngespinst der Tugend und Ehre, sondern durch das wesentlichste Gut, die Wollust, glückseelig werden wollen. Warum sollen diese von Vorurtheilen freye Richter nicht die grössere Bestechung vorziehen, und denjenigen glücklicher machen, bey dessen Glücke sie das ihrige selbst finden?

Der Stolz des einen stößt wider den Stolz des andern; die Wollust des einen sucht ihr Vergnügen wo der andere; die Gränzen sind dem begierigen Nachbar zu enge und unbequem. Rache und Haß wird alle Herzen trennen. Ein jeder will alles, er hat ein Recht zu allem, ein jeder ist ein Feind aller andern Menschen. Das Gift wird unbequeme Väter und Verwandte, und unangenehme Ehegatten wegräumen; der Dolch eines erkauften Mörders wird

einen Beleidiger, oder einen Beleidigten, deſſen Rache man fürchtet, aus dem Wege ſchaffen; denn der wird der gröſte Feind ſeyn, von deſſen Untergang man am meiſten hoffet.

Der Arme, dem die Nothdurft fehlt, der Spieler, dem die Würfel zuwider geweſen ſind, der Müſſiggänger, der nichts hat, womit er ſeinen Abend hinbringen kann, der wollüſtige Bürger, der über den Trieben der Natur, denen er weislich folget, um alle Mittel ſich zu erhalten gekommen iſt, wird bald auf der Landſtraſſe, mit der Piſtole in der Fauſt, dem erſten Reiſenden beweiſen, daß er kein Recht zu ſeinem eigenen Gelde hat. Der Richter wird aus Ohnmacht, aus Mangel tugendhafter Bedienten, aus Eigennutz, aus Trägheit, zu der Störung der öffentlichen Ruhe die Augen ſchlieſſen, oder gar die Beute mit dem Räuber theilen. Der Bürger verſchwendet die Frucht ſeiner Arbeit in der Ueppigkeit, die er erreichen kann; er ſucht in der Vermeidung der Zölle, in ſchlechterer Waare, in offenbarem Betrug, ein Mittel zur Unterhaltung ſeiner Frühſtücke, zur Beſuchung der Schauſpiele und der Vauxhalls.

In allen andern Verhältniſſen des menſchlichen Lebens wird eben die Unordnung herrſchen. Der Herr wird von dem Diener, von dem Unterthan alles, und noch mehr fordern, als ſeine Kräfte zu ſeinem Vortheile aufbringen können. Der Diener hingegen und der Unterthan, werden zu der geringſten Arbeit, zu

der gemäßigten Abgabe, um so unwilliger seyn, je deutlicher sie überzeugt sind, daß der Herr kein anderes Recht habe etwas von ihnen zu verlangen, als die überlegene Macht. Und wenn einmal ein philosophischer Pöbel, eine in den Geheimnissen unterwiesene Armee, merken wird, daß sie stärker ist, als der einzelne Fürst und Feldherr, so wird diese gerühmte Entdeckung ihre Wirkung bald kräftig an den Tag legen.

Aber ein Fürst wird richten, wird strafen, wird die Philosophen durch Schwerd und Strick überzeugen, daß es besser für sie sey, ehrlich zu seyn, und ungefehr so zu leben, wie das Christenthum befiehlt. Aber warum soll er diese Mühe über sich nehmen, und diese Aufsicht führen? Hat er nicht nähere, nöthigere Geschäfte? Muß er nicht genießen? Muß er nicht in der Wollust das einzige wahre Gute suchen, der Wollust, die er so leicht und so verschieden haben kann? Wenn er kriegerisch gesinnet ist, muß er nicht dem Ruhme seiner Waffen, seinem einzigen Abgotte, folgen; und was sieht es ihn an, wenn einige tausend erlegte Maschinen seinem Siegeswagen den Weg ebener machen? Sein erleuchteter Verstand sieht die Richtigkeit des Rechts viel zu deutlich ein, er ist von der Thorheit der Tugend viel zu vollkommen überzeugt. An seinem Hofe herrschen die Erfinder der neuen Wollüste, die nach dem Geschmacke des Despoten sind, und wer sich am tiefsten beugt, steigt am

höchsten, wenn er ein Werkzeug des Vergnügens seines Fürsten ist. An keine milde Stiftung, an keine zur Verbesserung des Verstandes und der Sitten abzielende Anstalt ist zu gedenken. Warum sollte der Fürst seinen Schatz anwenden, andere glücklich zu machen, die nicht er selber sind? Der Statthalter, der Feldherr, und die übrigen Obrigkeiten folgen, nach dem Masse ihrer Kräfte, dem Beyspiel ihres Herrschers, und der gemeine Mann muß den Preis bezahlen, womit die Grossen bey Hofe ihre Straflosigkeit bey seiner Unterdrückung erkaufen. Zudem was ist ein Fürst, sagt sein atheistischer Feldhauptmann? Worauf gründet sich sein Recht? Wer hat mir befohlen ihm zu gehorchen? denn die Eide wären bey einem Gotteslcugner eben so lächerlich, als wenn man jezt in Wien oder in Paris vor den Gerichten die Leute beym Apollo und Neptun schwören liesse. Die Folge dieses philosophischen Beweises wird seyn, daß Gift und Schwert von allen Seiten nach dem Fürsten zielen wird; denn welcher Unterthan wird ihm sein Serrail, seine schönen Pferde, und seine Lustgärten gönnen?

Werden ihn die Leibwachen schützen? Wird ein zahlreiches und unter guter Mannszucht stehendes Heer seine unwilligen Unterthanen unter dem Joche halten? Aber wer schützt ihn wider seine Leibwache, wider den beliebten Feldherrn etlicher Legionen, wider den Statthalter einer Provinz? Rom im dritten

Jahrhunderte, das heutige Persien, und die noch neuern Empörungen unter den Ottomannen, dienen zum Beweis, wie wenig die Armeen einen Fürsten bewahren können, wo einmal das Band zwischen ihm und seinen Unterthanen gebrochen ist. Der überall eingerissene Bau des Staates wird bald fallen, und ein Arbaces, ein Mahmud, ein Galba, der philosophischen Monarchie ein Ende machen. Sardan Pul, Nero und Borgia waren demetrische Weltweise und Fürsten, in der Theorie und Praxin.

Alle diese Züge sind der Natur nach gemalt, und ihre Farben haben noch bey weitem nicht ihre behörige Lebhaftigkeit. Ich habe zu Rom, zu Algier, in Persien und auch wohl näher, die Urbilder dieser Beschreibung gefunden.

Ich glaube, es sey genug erwiesen, daß diese neue Weisheit der Untergang des gesellschaftlichen Lebens seyn wird. Da sie einem jeden Menschen sein einziges Glück, und zwar sein blos sinnliches Glück, zum Zwecke giebt, so erregt sie eine unendliche Widerstrebung in den Kräften aller Menschen, da ein jeder die seinigen gegen alle andre anspannt, und muß also den allgemeinen Zustand der Feindschaft und des Krieges einführen, den Hobbes sehr aufrichtig schon erkannt hat, und der nicht eher aufhört, bis der Glaube Friede macht.

Der Glaube thut gerade das Gegentheil des Unglaubens. Alle die Kräfte, die Willen, die gegen-

einander streiten, verbindet er in einem Mittelpunkte, in Gott. Nach seinen Gesetzen sollen wir Gott über alles, und den Nächsten lieben wie uns selbst. Was für ein unendlicher Reichthum von Weisheit, und das Glück der Welt befördernde Güte!

Wir sind, nach der Offenbarung, nicht für diese Welt bestimmt; ihre Güter sind eine Probe für uns; wir sollen sie mit einer beständigen Zurückhaltung geniessen, die uns bewahrt, unser Herz daran zu hängen. Wir müssen sie verlassen. Wir sind bestimmt in eine Geisterwelt überzugehen, woraus die Wollüste des Leibes verbannet sind, und in welcher wir, als niedrige und aus Gnaden verklärte Geschöpfe, in der Gegenwart Gottes, und tausend weit herrlicherer Wesen als das unsrige, den Trieb der Ehrsucht ausziehen müssen.

In dieser jetzigen Welt sind wir alle Brüder, es ist uns anbefohlen, gegen den Nächsten alles das zu thun, was wir gegen den unendlich belohnenden Gott thun würden, wenn er in menschlicher Gestalt erschiene, und unsrer Hülfe bedürftig wäre; eine Vorstellung, die allen Reiz menschlicher Beredtsamkeit an Rührung übertrift.

Aus diesen kurzen Grundgesetzen fliessen alle bürgerliche Tugenden, und, wenn sie befolget würden, die Glückseligkeit der Welt, ungezwungen und dennoch nothwendig.

Die Ehe zweyer Christen ist ein Schauplaz der Liebe und der Sanftmuth. Der Gemahl soll des andern Last tragen; das Stärkere soll seine Macht nicht mißbrauchen, das Schwächere soll gehorchen. Kein fremder Reiz soll sich wider die unverbrüchlichen Gesetze der ehelichen Treue auflehnen; denn die Begierde ist schon ein Ehebruch. So sagt Christus, so sagt die nunmehr von ihm erleuchtete Vernunft; denn die gefällig empfundene Begierde wird zur That, so bald die Macht dazu da ist. Das Alter trennt die Liebe zweyer Christen nicht, es kann sie vermehren. Eine mehrere Zunahme im Guten macht den einen Gatten dem andern verehrungswürdig und werth; und diese ist mit den Jahren vermuthlich.

Die Kinder sind bey den Christen ein Pfand, ein anvertrautes Gut, das wir bauen sollen, auf daß es dem allgemeinen Herrscher Früchte trage. Wir sollen sie nicht nur lieben, sondern zur Tugend, zur Gottesfurcht, zum ewigen Glücke erziehen. Gott hat uns ihnen zu Pflegeltern, und an seine eigene Stelle gesetzt, er, der der allgemeine Vater unser aller ist.

Die Kinder sollen ihre Eltern als Gottes Statthalter verehren; sie können sie, da sie von ihnen geliebt werden, nicht anders als wieder lieben; Pflicht und Natur vereinigen sich, das zärteste Band in jeder Haushaltung zu knüpfen.

Confucius hat wohl gelehrt: ein Reich würde glücklich seyn, wenn eine jede Haushaltung in Ord-

nung unter sich selbst stünde, wenn die Haushaltungen in eine Verfassung zusammenstimmten; wenn die Städte in einem Reiche unter einer allgemeinen und obersten Quelle der Ordnung sich vereinigten. Dieses Reich hat Confucius nie erlebt; und es fand sich sobald das Christenthum zum Ernst und zur Uebung kam, weit vollkommener und in der That, als beym Confucius in der Hoffnung.

Der Untergebene ist des Christen Bruder, der Christ ist ihm alle Liebe, alle Pflegung, alle Billigkeit schuldig. Wird der Diener einen solchen Herrn nicht lieben, nicht sein Vergnügen wünschen, da er Befehle Gottes hat, seinen Herren zu ehren, und seinen ihm nicht aufgedrungenen, sondern von Gott selbst für ihn ausersehenen Stand für gut, als den besten anzusehen, dessen er fähig ist.

Handel und Wandel bekömmt durch das Christenthum die Treue, die kein Gesetz verschaffen kann. Der Christ ist niemals allein, Gott sieht ihn, und er steht in der Einsamkeit der Nacht unter einer weit ehrwürdigern Aufsicht, als der Atheist in der Gegenwart seines Fürsten. Das heimliche Pfand, das vertraute Geheimniß eines verstorbenen Freundes, reizt uns zu keiner Untreue. Sollte ich ein so grosses Uebel thun, da es Gott siehet? Sollte ich dem zutraulichen Nächsten schlechte oder theure Waare verkaufen, weil er es nicht versteht, weil er meine Waare nöthig bedarf? Ist dies dem Gesetze gemäs: zu thun, wie ich

will daß man mir thue? Soll ich die Ewigkeit für etwas Geld vertauschen, das ich nur ein paar Jahre genieſſe?

Der Richter, der Vorgeſetzte, ſieht ſeine Macht als ein von Gott ihm anvertrautes Amt an. In dieſem Geſichtspunkte iſt er gerecht, ſorgfältig und unerkaufſich. Er handelt unter den Augen ſeines oberſten Fürſten, dem keiner von ſeinen Gedanken unbekannt iſt!

Der König ſitzt auf dem Throne ruhig. Alle Unterthanen ſehen in ihm das Ebenbild Gottes auf Erden, die ſichtbare Quelle der Ordnung, die Sonne der bürgerlichen Welt, die, mit dem empfangenen Glanze, ihre weit ausgedehnte Sphäre erleuchtet und erwärmet. Unter dem Zepter eines chriſtlichen Königes wachſen Schulen zur Erziehung der Jugend, Kirchen zur Beſſerung der Alten, Hoſpitäler zur Pflegung der Kranken, Kolonien zur Ruheſtätte bedrängter Bürger und Fremden. Seine Statthalter, ſeine Unterrichter kennen ihn, ſie wiſſen, daß mit ihrer Tugend ihre Ehre und ihr Glück verbunden iſt; ſeine Gottesfurcht prägt vielen tauſenden die Aehnlichkeit ſeines Gemüths und ſeiner Gaben ein. Keine Aufruhr ſteigt im Herzen der Unterthanen auf. Wer haſſet die Sonne.

Alle dieſe Vortheile flieſſen aus der Offenbarung, die der menſchlichen Eigenliebe Schranken ſetzet, uns von der Wolluſt und Ehrſucht befreyt, und uns ein

Glück zeigt, das werth ist, Wollust und Eigenliebe zu verleugnen. Die Triebe, die im Körper nach Wollust, und in der Seele nach Ehre liegen, sind noch stark genug unsre Trägheit zu stören; und die Offenbarung schränkt diese reissenden Ströme nur in Dämme ein. Sie fahren fort zu fliessen; sie tragen nützliche Schiffe, aber sie verwüsten das Land nicht mehr. Es wird niemals zu befürchten seyn, daß eine Windstille in der Seele des Menschen entstehe. Ehrsucht, Wollust und Geiz keimen mitten unter der Sorgfalt der aufmerksamen Religion, und sie selber lehrt Pflichten, die uns zur Arbeit, und zur würdigen Bekleidung unsrer Bedienungen, verbinden.

Sind aber die christlichen Reiche mit tugendhaften Menschen besetzt, frägt der Atheist? Sind die Heiden nicht eben so gut gewesen? Ist China nicht unter einer atheistischen Herrschaft und Regierung ein gesittetes und ordentliches Reich? und, ist dieses alles wahr, was rühmet man uns dann die Offenbarung, die den Menschen nicht besser macht? Was schilt man auf den Unglauben, der uns nicht hindert gut zu seyn?

Es ist an dem, Griechenland und Rom haben in verschiedenen Absichten Männer gezeuget, die aus blosser Ehrbegierde, zum Vortheile ihres Vaterlandes, grosse Thaten verrichtet, tapfer gefochten, gerecht geurtheilt, herzhaft im Rathe gesprochen, und andere äusserliche, dem gemeinen Wesen nützliche

Tugen-

Tugenden ausgeübt haben. Unsre heutigen Gottesleugner können sich aber schwerlich der Beyspiele dieser Männer wider uns bedienen. Sie sind nach ihrem Lehrgebäude, eben sowohl Thoren, als die Christen gewesen. Wie diese für ein ewiges Leben, so haben jene, für eine Unsterblichkeit bey den Menschen gearbeitet. Sie sind auch eben nicht Atheisten gewesen. Die tugendhaftesten unter den Heiden haben ein göttliches, und auf die Welt aufmerksames Wesen geglaubt, und eine Dämmerung von dem wahren Lichte scheint ihr Gemüthe durchdrungen zu haben. Hieher zählen wir den Antonin, den Epiktet, und gewissermassen den Sokrates. Ja die Römer, zu den Zeiten des Polyb, waren so voller Ehrfurcht gegen die Götter, daß man keinen unter ihnen hätte erkaufen können, einen falschen Eid zu thun.

Es fehlt aber sehr viel, daß selbst Athen und Rom diejenige Tugenden besessen haben, die ein Volk glücklich, und einen Menschen selig macht; und die Ursache, warum diese gerühmte Staaten diese ächte Tugend nicht besessen haben, liegt eben darinn, daß sie des Lichtes der Offenbarung ermangelten. Diese Betrachtung dient wesentlich zu unserm Vorhaben.

Die Tugend der noch freyen Römer gieng vornemlich auf die Aufnahme des Staats. Alle Bürger waren mit einem fanatischen Begriffe eingenommen, die Herrschaft der Welt sey den Römern zugedacht, und ein jedes Mitglied der Republik arbeitete an die

sem grossen Werke mit Eifer und Vergnügen. Die Triumphe, die Bildsäulen und die Siegeszeichen erhielten diesen Trieb, und feuerten die Ehrbegierde an. Aber es fehlte diesen Römern (und noch mehr den Griechen) an sehr vielen und an sehr nöthigen Tugenden. Die Accusationes, oder gerichtlichen und peinlichen Klagen wider ihre und ihrer Eltern Feinde, war die gemeinste Strafe, auf welcher die jungen Römer nach der Ehre strebten. Die Feindschaft zwischen den Familien war unversöhnlich, und ein Sohn konnte, wenn er sich nicht entehren wollte, die Feinde des Vaters nicht unverfolget lassen. Hieraus entstunden zwar keine Zweykämpfe, die ihre Erfinder weiter im Norden gehabt haben, aber doch Aufruhr und Zwietracht. Die Römer kannten, so viel ich mich erinnern kann, die Liebe und Mildthätigkeit gegen die Armen nicht; die Allmosen und Hospitäler sind neue Erfindungen, und gehören dem Wesen und dem Namen nach dem Christenthume zu. Gegen ihre Feinde waren sie, auch die besten unter ihnen, grausam und unerbittlich, und ein König, über den man triumphirt hatte, mußte mit seinem Geschlechte sterben, ja die unschuldigen Töchter wurden, — ein abscheulicher Gebrauch! — vom Henker zuerst ihrer Ehre, und dann des Lebens beraubt. Die herrschenden Plane, selbst des noch tugendhaften Roms, waren ungerecht; es mischte sich in alle Angelegenheiten seiner Nachbarn, und unterdrückte eben die Völker,

die es beschützen wollte. Die Vorzüge der Keuschheit waren dem männlichen Geschlechte unbekannt; man weiß des Cato heillosen Rath, die Vergötterung der Flora, und die Schauspiele der Römer, das Volk schämte sich ihrer, und konnte sie dennoch nicht entbehren. Ein Antonin selbst hielt seine Beyschläferin. Die Trunkenheit wurde so wenig, als der Geiz, für ein Laster angesehen; der jüngere Cato hat die erstere durch sein Beyspiel, der ältere durch seine Lehren, den Geiz rühmlich gemacht. Der Selbstmord war eine erlaubte Freylassung, die man sich selber gab, und der übertriebenste Ehrgeiz ward nicht nur eine Heldentugend, sondern eine Mutter der Helden. Die Eitelkeit und der Eigenruhm waren, auch bey den besten Römern, allgemein; der Brief des Cicero an den Luccejus ist ein immerwährender Beweis, wie weit sich auch philosophische und gutgesinnte Männer hierinn vergessen können, und die Münzen sind ewige Zeugnisse der Ruhmsucht der Römer. Die grausame Aufopferung der gefangenen Fechter, die eine der vornehmsten Belustigungen des Volkes, sogar bey den Mahlzeiten, war; die Aussetzung der Kinder, die man selbst in den vornehmsten Geschlechtern, um keinen neuen Aufwand zu machen, dem Tode überließ; die Knechtschaft; sind lauter gegen die Menschenliebe streitende Verbrechen, und Merkmale einer allgemeinen Härte. Kurz, es bleibt von allen den römi-

schen Tugenden wenig übrig, als die Herzhaftigkeit, und der Eifer für die Gröſſe des ewigen Roms.

China ist nichts weniger, und ist auch niemals dasjenige gewesen, wozu es aus besondern Absichten, die Jesuiten gemacht haben. Anson, Le Gentil, Rinius und andere neue Reisende haben es nach dem Leben abgemalt.

Wir könnten zwar den Freygeistern ablengnen, daß die Gelehrten in China Atheisten seyen. Der Kayser selbst opfert dem Gott des Himmels; die Aufmerksamkeit des Tien (oder obersten Wesens) auf die Aufführung der Menschen, und seine Bestrafung lasterhafter Völker, ist angenommen und kanonisch. Aber wir wollen die heutigen Chineser, bey ihrer grossen Lauigkeit in der Religion, den Atheisten gerne überlassen, sie werden bey dieser Vermehrung ihrer Anzahl nichts gewinnen.

China hat seine Gesetze und Anordnungen von seinen ersten Kayserrn, von den tugendhaften Ven und Vuvang, und von andern Herrschern, die, soviel ich finden kann, der allerältesten Religion zugethan gewesen sind, und einen einzigen Gott, als einen Schöpfer, Versorger und Richter der Menschen, verehrt haben. Diese Gesetze sind ungemein ordentlich. Die scharfe und despotische Aufsicht und Macht steigt vom Kayser auf die Statthalter der Provinzen, von diesen auf die Obrigkeiten der Städte, und endlich auf den Hausvater herunter, der eine vollkommene Herrschaft gegen

seine Hausgenossen, und einen eben so vollkommnen Gehorsam gegen seine Obern ausübet, die man sehr unrichtig Mandarinen nennt. Diese und viele andere Verordnungen, neben der natürlichen Feigheit des Volks, haben dieses grosse Reich noch so ziemlich in Ruhe, und in einer gleichen Verfassung erhalten. Die neuen Herrscher, die von Zeit zu Zeit das blödherzige China mit den Waffen bezwangen, haben diese despotische Macht ihnen selbst sehr zuträglich, und zugleich sehr nöthig gefunden, ein unzählbares Volk, das seine Ueberwinder allemal wohl hundertmal an Mannschaft übertraf, zugleich im Zaume, und in einem erträglich guten Willen gegen seine Ueberwinder zu erhalten. Aber was ist die gerühmte Wirkung dieser Gesetze und dieser gepriesenen Sittenlehre, in welcher kein Gott ist? Eine allgemeine Herrschaft vieler Laster, mit überaus wenigen Tugenden. Der Chineser ist feig, falsch, rachgierig, eigennützig, betrügerisch, wollüstig. Es ist wahr, er ist höflich, arbeitsam, und im Aeussern gelassen und sittsam. Aber wie gering sind diese Tugenden gegen die überwiegenden Laster?

Selbst die innere Verfassung hat mehr Fehler, als der schlechteste europäische Staat. Alles ist voll Räuber, und alle Jahrhunderte sind voll von solchen Störern der allgemeinen Ruhe, die durch die Feigheit des Volkes, durch seine Gleichgültigkeit gegen seine Beherrscher, und durch die ungelenksam-

keit der langsamen Regierungsform fürchterlich, und den Kayſern ſelbſt gefährlich geworden ſind. Die Gerechtigkeit, die gelehrten Beförderungen ſind durchaus verkäuflich. Alle Jahre leidet dieſe oder jene Provinz von der Hungersnoth; die öffentlichen Vorrathshäuſer ſtehen, durch die üble Beſorgung eigennütziger Obrigkeiten, ledig, und die Unterthanen ſterben zu Tauſenden. Der kayſerliche Hof iſt voll Unruhen; ſelbſt der geprieſene Kanghi hat ſeinen erwählten Thronerben hinrichten zu laſſen ſich gezwungen geſehn. Kurz, in China iſt der bloſſe Schatten der Tugend, und das Weſentliche des Laſters anzutreffen.

Hier wird der Freygeiſt mir die europäiſchen Sünden vorwerfen. Er wird die Greuel des ſo andächtigen Konſtantinopolitaniſchen Hofes, das zu Rom herrſchende Verderben, und die Fehler der proteſtantiſchen Länder vorrücken. Seht die Folgen des Chriſtenthums, ſagt man. Der Spanier betet und mordet in einer Viertelſtunde; der andächtige Italiäner ermahnet ſeinen Feind zur Beichte, und ſchießt ihm die mörderiſche Kugel, nachdem der Elende ſein Ave Maria geendet hat, mit beruhigtem Gewiſſen durchs Herz. Die Chriſten geben vor, ſie glauben ein ewiges Leben, und dieſes ſey die Hauptabſicht ihrer Thaten; aber ſeht ſie näher an: ſuchen ſie etwas anders, als Geld, Wolluſt und Ehre? und was ſucht der Atheiſt anders? alſo kömmt, in der ausübenden Sittenlehre, der Atheiſt und der Chriſt überein, und

die Wirkung der Offenbahrung ist nur in den Geberden zu finden.

Dieser Einwurf scheint stark; aber er scheint es nur. Das Christenthum hat zu allen Zeiten seine wahren Eigenschaften genugsam gezeigt, und die Tugend hat allemal in dem gleichen Verhältnisse mit der Frömmigkeit zugenommen.

Die ersten Christen waren Muster der Keuschheit, der Liebe, der Demuth, der Uneigennützigkeit; und warum sollten sie es nicht gewesen seyn, da sie alle Augenblicke gewärtig und erbietig waren ihr Leben zu lassen, und alle die Güter zu verlieren, wornach andere Menschen streben? Der jüngere Plinius ist ihr Zeuge; und sie haben bey ihren Verfolgern sich allemal herzhaft auf die Untersuchung berufen, ob sich wohl unter ihnen, unter ihren Tausenden, ein einziger Lasterhafter befände? So lange sie wahre Christen waren, so lange trieben sie die Tugend über alle bekannte Gränzen der Menschlichkeit. Seine Feinde lieben, sein Leben für die Wahrheit hingeben, sich ohne Widerstand von der wüthenden Obrigkeit mißhandlen und ermorden lassen, sind freylich Tugenden, die nicht ursprünglich in den Herzen der Menschen sind, und die weisesten Heiden nicht gekannt haben.

Es ist wahr, in der Folge der Zeit hat man in dem Herzen Unzucht, Ehrsucht und Rache aufwachsen gesehen, da zugleich der Mund die Sprache

der feurigsten Liebe zu Gott nachgeahmet hat. Eine grosse und mächtige Sekte der Christen hat den Mord, und alle Arten der Verfolgungen, eben so weit, und vielleicht weiter getrieben als die Römer; denn schwerlich wird man in der Geschichte einen Tag finden, der dem Bartholomäustage an der Anzahl, dem Adel der Erschlagenen, und der Treulosigkeit der Mörder gleich kömmt; einen Tag, den der angebliche Statthalter Jesu mit Münzen, mit Jubelreden, mit allen möglichen Freudenbezeugungen gutgeheissen und geweihet hat.

Es ist gleichfalls wahr, daß in den gereinigten Kirchen der Christen selbst, die menschlichen Laster in einem hohen Grade herrschen. Es giebt Unzüchtige, Ehrsüchtige, Geizige, Ungerechte, in allen Ständen und in allen Gemeinen. Aber alles dieses beweiset für die Gottesleugner nichts, und beweiset vieles für uns.

Der Aberglaube ist ein fast eben so abgesagter Feind der Religion, als der Unglaube. Dieser läßt das menschliche Verderben frey, weil kein Gott ist der es straft; und jener, weil sich Gott durch Ceremonien, durch fremde Verdienste, durch eine äusserliche Anhängigkeit an eine wahre Kirche, gewinnen läßt. Beyde machen die Menschen zu bösen Schuldnern gegen Gott. Der Atheist leugnet seine Schuld, und der Abergläubige will für Gold mit Papier bezahlen. Was gehen also die Religion die Folgen

des Aberglaubens an, und warum sollte sie die Uebelthaten ihres Feindes verantworten?

Die Laster der Laven, der Namens-Christen, fallen eben so wenig der Religion zur Last. Wenn wir sie mit dem Unglauben vergleichen, so halten wir das Lehrgebäude der Offenbarung, und das Lehrgebäude des Unglaubens gegeneinander. Jene führt uns zur allgemeinen Liebe, die das Wesentliche der Tugend, nach dem Geständnisse unsrer Feinde ausmacht; und diese trennet uns von allen Menschen, sie macht uns selbst und unsern Willen zu unserm Gott, und zum einzigen Endzweck unsrer Thaten. Der Christ ist lasterhaft, weil er kein wahrer Christ ist; und der Atheist, weil er ein wahrer Atheist ist. Die Tugenden, die diesem bleiben, kommen von der Scheu vor seinen Mitbürgern, von den übrig gebliebenen Empfindungen der Erziehung her, und er ist kein ächter Atheist, er handelt nicht nach bündigen Schlüssen, sobald er etwas anders liebt als sich selbst.

Wir bemerken ferner, daß bey allen diesen Mängeln, eine ungemeine Menge Gutes im Christenthum übrig bleibt, dessen Quelle wir einzig in der Religion zu suchen haben, da dieses Gute, nach dem Bekenntniß unsrer Gegner, eine fremde Pflanze bey uns, und nicht eine Frucht unsers Herzens ist. Eine allgemeine Redlichkeit im Handel und Wandel; eine noch grosse Uebermacht ehelicher Huld und Treue gegen die

entgegenstehenden Laster; eine durchgängige Liebe der Kinder, der Freunde, der Armen; eine allgemeine weit vorzüglichere Gerechtigkeit; ein fast unbegreiflicher Gehorsam gegen die öfters unbarmherzige Obrigkeit; eine ununterbrochene Treue in den Kriegesheeren, herrschet noch fast in der ganzen Christenheit. Wie viele Arme werden noch gespeiset; wie viele Kranke gepflegt; wie viele Waisen erzogen; wie manche aufsteigende Begierde zur Rache, zur Unkeuschheit, wird noch durch das Gewissen, durch die dem Gemüthe gegenwärtige Erinnerung an Gott, gebrochen? Und wie mancher Mensch bleibt, eben darum ein guter Bürger, ein liebreicher Ehemann, ein zärtlicher Vater, ein nützlicher Magistrat, weil er ein Christ ist?

Viel allgemeiner, viel reiner würde das Reich der Tugend unter den Menschen sey, wenn mehrere Christen wären; wenn die Menschen die grossen Wahrheiten der Offenbahrung ihrem Gemüthe tiefer eindrückten; wenn sie bey sich die Religion zur Kraft kommen lassen wollten. Die Vergleichung eines der wahren Religion zugethanen Staates, und eines andern, wo die Freygeisterey herrschet, ist ein augenscheinlicher Zeuge für uns.

Engelland war unter der grossen Elisabeth, und später, noch fast gänzlich frey vom Unglauben. Die grösten Geister dieser Zeit, ein Verulam, und lang hernach ein Milton, waren voll der tiefsten Achtung gegen

Gott. Damals war die englische Nation häuslich, eingezogen, arbeitsam, tapfer, freygebig, gastfrey, mitleidig, und in allem ordentlich. Der Eindruck der Religion haftete selbst auf den Erzählungen ihrer Reisenden, und auf den Entschliessungen des Parlaments. Dieses Engelland war dem Philipp, und der ganzen Gewalt des Pabstes zu stark. Auf einmal und zu gleicher Zeit hoben sich die Schiffart, die Gelehrsamkeit, die Handlung und der kriegerische Ruhm, und der Namen dieses glückseligen Volkes flog über den bewundernden Erdboden.

Es kam die Zeit, da Freygeister herrschten, da unter Karl dem Zweyten alles, was der Religion ähnlich sah, zum Gelächter und zum Vorwurf ward. Ein noch unbekehrter Rochester, ein Hobbes, ein Dryden, waren die Schooskinder des Hofes und der Nation. Der Unglaube drang bald vom Throne zum Adel, vom Adel endlich bis auf das gemeine Volk, und bis in das Gemach des Frauenzimmers. Was folgte darauf? ein herrschendes, ein allgemeines Verderben. Keuschheit und Eingezogenheit, häusliche Sorgfalt, Treu im Handel und Wandel, patriotische Liebe des Vaterlandes, Ordnung in der Einnahme und Ausgabe, alle Tugenden flohen, fast zusehends, aus dem von der Gottesfurcht verlassenen Lande. Es ist leider mehr als zu bekannt, daß diese Wunden seit dieser Zeit nichts weniger als zugeheilt sind. Das

Verderben hat bey dem Pöbel auf eine erstaunliche Weise zugenommen. Unglückliche Heyrathen, Feindschaften in den Familien, Verschwendung und Betrug, und alle Laster, haben unter dem Schutze des Unglaubens so sehr zugenommen, daß, selbst im Aeusserlichen, die Handlung durch die Erhöhung der Preise, durch die betrügliche Bearbeitung der Waaren, und durch den unbegreiflich niederträchtigen Schleichhandel mit feindseligen Nachbaren, das Kriegswesen aber durch die Feigheit der Anführer, und die Regierung durch eine unsinnige Anhängigkeit an einen der verfolgenden Religion zugethanen Fremden, die bittern Früchte der Freygeisterey empfunden hat.

... Ein Protestant würde an seinen gereinigten Glauben gedenken, er würde diesen Schatz mit seinem Blute bewahren. Aber ein freydenkender Troglodyte denkt, und sagt auch wohl: was geht mich die Sicherheit einer Sekte an, von welcher Lehre ich nichts glaube? Was frage ich darnach, ob mein Land frey oder glücklich ist? Mag es doch zu Grunde gehen, wenn ich über seinem Schutte zum Glück steige!

Und dennoch bleibt auch bey den verdorbensten Ländern, und in den Gemüthern der Freygeister selbst, noch viel Gutes, das eigentlich dem Christenthum zu verdanken ist. Sie treffen, selbst wenn sie groß und mächtig sind, eine Menge guter Einrichtungen und Anstalten schon gemacht an, die sie umzustossen

bedenklich finden, und deren guter Nutzen für den Staat gar zu augenscheinlich ist. Sie sind selber, von der Erziehung, aus dem Lesen solcher Bücher, deren scharfsinnige Verfasser sie durch die Anmuth ihres Vortrages anlocken, noch voll von moralischen Begriffen, deren sie sich so wenig, als der epikurische Lukretius, entschütten können. Die Scham zwingt sie, sich zu verstellen, und der noch nicht genugsam erleuchteten Welt nicht zu früh zu erkennen zu geben, daß die Freygeisterey die Religion des Lasters sey. Und endlich muß man gestehen, daß in einem Lande, dessen Verderben wir eben bedauert haben, nicht sowohl eine undenkende Verleugnung eines obersten Wesens herrscht, dazu die Vernunft dieses scharfsinnigen Volkes zu erleuchtet ist, und daß es nicht viel tiefer als auf die natürliche, und einen Unterschied des Guten und Bösen übriglassende Religion verfällt; da hingegen unsre herzhaftern Weisen einen allgemeinen Krieg wider alles Beginnen was göttlich ist, oder was über den Menschen ein Recht behaupten will, und alle Schranken des Guten und Bösen, alle Furcht und Hoffnung, auf einmal umzureissen und auszurotten sich bestreben. Es ist auch in allen Ständen eine Anzahl rechtschaffener Christen übrig geblieben, deren Licht nicht zuläßt, daß eine allgemeine Finsterniß überhandnehme. Auch unter den Gesetzgebern der Nation, wenden Littleton und West ihre Gaben zur Ver-

theidigung der Wahrheit an, und auf der erhabenſten Stelle unter den Sterblichen könnten wir erlauchte Verehrer der Wahrheit nennen, vor denen Laſter und Unglaube ſich ſchämen muß.

Hat nun der Unglaube dieſes alles unter dem Drucke und im Finſtern gethan, da noch eine Religion bey vielen im Herzen, und äuſſerlich bey allen geherrſchet hat, ſo kann man ſich den Zuſtand eines Reichs vorſtellen, von welchem die Religion gänzlich verbannet, und mit lauter neuen vorurtheilfreyen Philoſophen bewohnt iſt. Rom unter dem Nero iſt ein ziemlich ähnliches Vorſpiel dieſes Zuſtandes geweſen, obwohl die chriſtliche, die jüdiſche Religion, und die ſtoiſche Weltweisheit, noch hie und da die allgemeine Herrſchaft des Verderbens in etwas gehemmt haben. Und doch hat ſchon damals der noch ſeltene Liebhaber der alten römiſchen Tugend ſich ſorgfältig gehütet, etwas davon merken zu laſſen, daß er für dieſe verhaßte Lehrerin einige Hochachtung behalten hätte. Er konnte der Furcht nicht widerſtehen, mit ſeiner Anhängigkeit an die Tugend ſich einem allgemeinen Gelächter bloszuſetzen.

Es iſt alſo unſer Streit mit den Freygeiſtern nicht eine bloſſe theoretiſche Zwiſtigkeit, ein Krieg über den vollen und leeren Raum, wobey der Irrende eben ſo rechtſchaffen bleiben kann, und der Rechthabende keinen nähern Weg zur Tugend erwählt. Es iſt ein

Krieg zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Glücke der Welt und ihrem Elende.

Doch wir haben dieses Reich des Verderbens schon abgemalt, und es ist vermuthlich deutlich, wie nöthig es sey, daß ein jeder Freund der Menschen und des Vaterlandes, der über die Aufnahme der Freygeisterey erschrickt, ernsthafte Mittel ergreiffe, wie er von dem Haupte seiner Bürger, seiner Kinder, und vielleicht von seinem eigenen Kopfe, die Gefahr abwenden könne, die über ihm hängt. Sollte nicht ein jeder Christ mit gedoppeltem Eifer sich ermuntern, bey seinen Kindern, bey seinen Freunden, bey der Welt, den Glauben zu pflanzen, und der Nachwelt Christen zu erziehen? Sollten nicht die Grossen, die ihre Kronen von Gott empfangen zu haben nicht vergessen, durch Beförderung der Tugendhaften, durch Verachtung der Freygeister, durch ernstliche Ordnungen in Schulen und in Kirchen, durch eine behutsame Wahl der Minister, der Vorgesetzten und der Obrigkeiten, die Unterthanen in den Gehorsam des Glaubens zu setzen, sich bemühen; da ihr Glück so offenbar, mit dem Glücke ihrer Unterthanen damit zusammenhängt. Sollten nicht die Gelehrten, denen ein vorzügliches Maas der Erkenntniß zu Theil geworden, sie ihrem Geber heiligen? und statt oft unnützer kleiner Untersuchungen, das einzig Nöthige, das Kreuz Christi, mit Rührung, mit Wehmuth und

Nachdruck predigen? Und ſollte nicht ein jeder Chriſt in ſeinem eigenen Buſen den Keim des Uebels auszurotten ſich beſtreben; und bey ſich ſelbſt anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beyſpiel eines wahren Chriſten entgegen zu ſtellen, gegen welches die Götzen des Heidenthums, und die Pralereyen der Weltweiſen, wie der Schatten der Nacht beym Anbruch der Morgenröthe, verſchwunden ſind.

Verzeichniß
der
Schriftſteller,
die in dieſem Werke angezogen und beurtheilt worden.

(Die römiſche Zahl weist den Band, jene andere die Seiten.)

A.

	Seite
Abbadie I.	20
Abbt (Thom.) I.	346
Abanſon I.	235
Aeſchylus I.	344
d'Agueſeau I.	232
Albinus II.	33
d'Alembert I. 101. 102. 169. II. 31. 195. 198. 212	
Altmann I.	167. 168
Ammann I.	153
Anquetil I.	280
d'Argenville I.	101

Seite
Aristoteles I. - 348. 367. II. 97. 140
Axel I. - 75

B.

Bacon I. 109. 191. 381. II. 204
Batteux I. - 348. 366.
Bauhin II. - 106
Baumann II. - 78
Bayle I. - 275
Le Beau I. - 155
Beaumont I. - 122
Berch I. - 52
Berengar I. - 119
Bergmann I. - 315
Bernier I. - 148
Bertrand I. - 167
Blairs I. - 294
Blondel I. - 101
Bochat I. - 167
Bodmer I. - 368
Börhaave I. - 16. 177. II. 70. 113
Böttger I. - 188
Boileau I. 184. 351. II. 125. 200. 203
Bolingbroke I. - 161. II. 76
Bonnet I. - 210. 328. 358

Seite

Boromeo II. - 76
Boſſuet II. - 204
Bouhier I. - 18
Büffon I. - 67. II. 116. 117. 199

C.

Cäſalpin II. - 107
Cäſar (Jul.) I. - 190
Calvin I. - 94. 116. 321. 322
Carraccioli II. - 51
Caßin II. - 115
des Cartes I. - 381. II. 95. 97
Caſtilhon I. - 338
Chalotais I. - 237
Chambers I. - 100
Chapelle I. - 100
Cicero I. - 278
Clemens XIV. (Ganganelli) II. - 51
Cluſius II. - 106. 108.
Colbert I. - 149. II. 5
Commercon II. - 34
Condillac I. - 125. 221
Corneille I. - 14. II. 202. 205
Crebillon I. - 272
Cürne de St. Palaye II. - 39

D.

Seite

Dalin I. - 21. 91
Daniel I. - 148
Daubenton I. - 100
De l'Isle II. - 215
Diderot I. - 101. 102. II. 76

E.

Erasmus I. - 95. 321
Euler I. - 84. 135
Euripides I. - 43

F.

Faggot I. - 46
Fenelon I. - 149. II. 204
Fielding I. - 59
Fingal siehe Ossian.
la Fontaine I. - 149. II. 191
Fontenelle I. - 220
Formey I. - 161
Fougeraux II. - 171
Franke II. - 66

G.

Seite

Gaillard I. - - 319.
Galilái II. - - 204
Gaſſendi II. - - 96. 97. 141
Gerdil I. - - 247
Geßner I. - - 296
Gibbon II. - - 87
Gilleborg I. - - 163
Göthe II. - - 47
Goldoni II. - - 199
Gottſched II. - - 199
Graun II. - - 45
s'Graveſande I. - - 8

H.

Hagedorn II. - - 118
du Halde I. - - 159
Halley II. - - 34
Haller (Albr. v.) I. 123. 277. 361. 370. 378
II. 33. 35. 73. 113. 118. 198. 203. 205
du Hammel I. - 188
Hartley I. - - 78
Hartlieb I. - - 191
Harvey II. - - 30

Seite

Hedlinger II. - 47. 74
Helvetius I. - 176. II. 15
Heß (Fel.) II. - 59
Hobbes I. - 139
Hofmannswaldau II. - 189
Hogarth I. - 256
Holbein II. - 63
Holwell I. - 279
Home I. - 253
Homer I. 13. 42. 257. 258. 263. 277. 278. 294
349. 351. 366. 368. II. 42. 45. 208
Hopital I. - 284
Horaz I. - 13. 350. II. 45. 125
Hume II. - 25. 155
Huet II. - 206

J.

Johnson I. - 186. II. 187
Iselin I. - 165. 174. II. 182
Ivon (Abt) I. - 100
Jugel II. - 192.

K.

Kleist II. - 68
Klopstock I. - 45. 352. II. 197. 207

L. Seite.

Lambert. II. 59
Lavater. II. 58 f.
Leeuwenhök. II. 33
Leibniz. I. 5
Leſſing. I. 276
Lieberkühn. II. 35
Lignac. I. 132
Linguet. I. 303
Linnee. II. 109. 162. 200. 201
Locke. I. 191. II. 193
Lohenſtein. II. 189
Lucanus. II. 46
Lukrez. I. 13. 55.
Luther. I. 94. 319. II. 56. 85. 203
Lykurg. I. 281

M.

Mabli. I. 281
Machiavel. II. 202
Macpherſon. I. 265. 288
Malebranche. I. 5. 233

Seite.

Malherbe. I. 351
Mallet I. 100. 102
Marſais. I. 100. 102
Maupertuis. I. 105. II. 198
Melanchton. I. 321
Mercier. I. 354
Mery. I. 148
Meſſenius. I. 77
la Mettrie. I. 16. II. 76
Millot. II. 39
Milton. I. 44. II. 197
Mirabeau. II. 177. 182
Moliere. I. 171. II. 194. 195. 196
Montesquieu. I. 103. II. 184. 202

N.

Nahl. I. 366
Newton. I. 5. 57. 183. 217. 382. II. 31. 34 103. 110. 113. 167
Nien Hy Jao. I. 162
Nonnotte. I. 271

O.

Seite.

Oſſian. I. 265. 288. 368. II. 45

P.

Palliſot. II. 181.
Petrarka. II. 41. 202
Pindar. I. 344. II. 46. 81
Plautus. II. 46
de Polignac. I. 55
Pope. I. 262. 367. II. 48. 75. 124. 197. 200
de Prade. I. 108

Q.

Quesnell. I. 151

R.

Rabelais. II. 203
Racine. I. 41. 222
Raphael. II. 65. 72
Ratram von Corvey. I. 119
Ray. II. 108
Raynal. I. 63. II. 208. 209

Seite.

Reaumur. I. 109
Richarſon. I. 59. 263. 299
Rollin. II. 118
Rouſſeau. (J. B.) I. 325
Rouſſeau (J. J.) I. 101. 111. 137. 169. 199
223. 245. 247. 337. II. 23. 36. 163. 183. 184
Rouſtan. I. 300. II. 183
Rumberg. II. 174

S.

Saint Real. I. 7
Saurin. I. 148
Sauſſüre. II. 12
Scheuchzer. II. 215
Schmid von Auenſtein. I. 189
Schuppach. (M.) II. 66
Scotus. I. 119
Semaſien. I. 117. 162
Senebier. II. 30
Sewet. I. 323. II. 159
Shaftesbury. I. 367
Shakeſpear. I. 260. 298. II. 201. 204. 207